Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de .
Das PDF wurde erstellt am: 16.03.2025, 09:52 Uhr.

Das alte Röbel : ein Gedenkbuch zur 700 Jahrfeier

Rostock: Carl Hinstorffs Hofbuchdruckerei, 1926

https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1899468463

Druck Freier Zugang PUBLIC DOMAIN OCR-Volltext

MK -
10624 ц

Das alte Röbel

Ein Gedenkbuch zur 700 Jahrfeier

Herausgegeben von den Kirchgemeinderäten
Röbel (St. Marien), Ludorf und Nätebow

knuth

werle

prignitz

1926
Carl Hinstorffs Hofbuchdruckerei · Rostock

Pries

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
1. Am alten Kirchlein	4
2. Meiner Müritz zum Gruß	5
3. Die Bernsteinhexe in der Müritz	6
4. Röbeler Sagen	7
5 Die Vorgeschichte des Landes Röbel	11
6. Aus der Dichtung „Die Glocke im See"	14
7. Ein altes Wendengeschlecht	19
8. Die Namen und Familien in Röbel, vornehmlich in der Altstadt	20
9. Was man sich von meinem Ahnherrn Morin erzählt	26
10. Ein Rittersitz am Müritzstrand	27
11. Ein Pritzbuersches Stammlehen	30
12 Die Kunstschätze Röbels und seiner Umgebung	35
13. Aus 7 Jahrhunderten	46
14. Die früheren Pastoren	70
15. Was das Alt-Röbeler Pfarrhaus erzählt	73
16 Etwas vom „Alten Passow"	83
17. Bürgermeister Hermes	86
18. Röbel vor 50 Jahren	90
19. Aus Nätebows alten Tagen	95
20. Der Friedhof von Alt-Röbel	99
21. Unsere Gefallenen	101
22. Die Röbeler Müritzfischerei	113
23. Die Röbeler Vogelwelt	122
24. Ausklänge	127

Mitarbeiter

(Die Zahlen bedeuten die Nummern der Beiträge)

Professor Dr. Robert Beltz-Schwerin (5)
Götz von Bülow aus dem Hause Ludorf (9)
Dr. Werner Burmeister-Berlin (12)
Schriftstellerin Wilhelmine Fleck-Schwerin (18)
Professor Dr. Ernst Hamann-Alt-Gaarz (2. 3)
Ingenieur Theodor Hermes-Gnoien (17)
Stadtverordnetenvorsteher Tischlermeister Hermann Jenning-Röbel (24)
Pastor Rudolf Karsten-Hagenow (6)
Drost Dr. Walther Lübcke-Röbel (23)
Bibliotheksrat Dr. Wilhelm Polthier-Königsberg (8)
Gartenarchitekt Rudolf Schnackenberg-Hamburg (20)
Instruktor Hermann Staak-Groß-Kelle (11)
Hauptschriftleiter Paul Warncke-Charlottenburg (1)
Kantor Wilhelm Wittmiß-Ludorf (10)
Oberpostsekretär Heinrich Wolfenberg-Alt-Röbel (22)
Professor Dr. Richard Wossidlo-Waren (4)
Pastor Walther Ziercke-Alt-Röbel (7. 13. 14. 15. 16. 19. 21.)

Universitäts-Bibliothek Rostock
1985.57.

Verzeichnis der Bilder

		Seite
1.	Einband- und Titelzeichnung von Reg.-Baurat Pries, Waren	1
2.	Röbel, Gesamtansicht nach einem alten Stich	9
3.	„ Plan der Stadt	7
4	„ Anglerberge im Müritzsee	115
5.	„ Flurnamen der Röbeler Umgegend	121
6.	„ St. Nicolai über den Mönchteich	51
7.	„ Rathaus mit St Nicolai	89
8.	„ Das Klostergestühl in St. Nicolai	59
9.	St. Marien zu Alt-Röbel, Chor Außenansicht	35
10.	„ „ „ „ Innenansicht	35
11.	„ „ „ „ Die Priesterpforte	39
12.	„ „ „ „ Eingang zur Sakristei	93
13	„ „ „ „ Die alten Deckengemälde	37
14.	„ „ „ „ Der Schnitzaltar	41
15.	„ „ „ „ Teilstück aus dem Schnitzaltar (Kopf der heil. Elisabeth)	43
16	„ „ „ „ Das Triumphkreuz	47
17.	„ „ „ „ Die heiligen Geräte	45
18.	„ „ „ „ Die Gedenktafel der Gefallenen	103
19.	Alt-Röbel, Die Langestraße	69
20.	„ Das Predigerwitwenhaus	83
21.	„ Die Engestraße	21
22.	„ Der Friedhof (Entwurf)	100
23.	„ Plan des Friedhofes	99
24.	„ Der Blick vom Friedhof	67
25.	„ Das alte Pfarrhaus	73
26.	„ Das neue Pfarrhaus von 1896	77
27.	„ Der Burgberg	55
28.	„ Am Müritzufer	5
29.	„ An der Warener Kunststraße	91
30.	Gotthun, Gutshaus von 1826	65
31.	Groß Kelle, Rundhaus	25
32.	Marienfelde, Der Hof	10
33.	Wackstow, Die alten Eichen	10
34.	Gneve, Die lange Scheune	63
35.	Spitzkuhn, Das alte Tor	15
36.	Schamp, Das Hünengrab	11
37.	Nätebow, Kirche mit Heldenallee	105
38.	„ Der Schnitzaltar	95
39.	„ Der Taufengel	97
40.	Ludorf, Die Mühle	27
41.	„ Die Kirche	29
42.	„ Grundriß der Kirche	85
43.	Kirchgemeinderat von Röbel-St. Marien	81
44.	„ „ Ludorf	85
45.	„ „ Nätebow	98
46.	Kirchenrat Passow	71
47.	Kirchenrat Held	71
48.	Pastor Ziercke	71
49.	Pastor Achilles.	71
50.	Pastor Reuter	71
51.	Pastor Karsten (Rudolf)	71
52.	Geheimer Hofrat Engel	87
53.	Geheimer Hofrat Hermes	87
54.	Bürgermeister Warncke	88
55.	Die Denkmünze, Entwurf von Reg. Baurat Pries-Waren	128
56.	Das Stadtwappen	128

6. 9. 11. 12. 15. 17. 28. 32. 44. 45 sind Aufnahmen von Photograph Luwy, Alt-Röbel. 7. 8. 16. 38. 39. 43 sind Aufnahmen von Photograph Jahn, Neu-Röbel. 10. 14. 18. 19. 21. 26. 27. 29. 30. 31. 33. 34. 36. 37. 40. 41 sind Aufnahmen von Pastor Ziercke, Alt-Röbel. 22. 24 sind Aufnahmen von Gartenarchitekt Schnackenberg, Hamburg.

1

Am alten Kirchlein.

Es träumt sich gut auf diesem grünen Hügel.
Weit schaut er auf den blauen See hinaus
Und lauscht der Welt entlegenem Gebraus,
Die fern vorbeistürmt mit verhängtem Zügel.

Hoch über allem irdischen Geklügel
Zum Himmel weist das gotische Gotteshaus.
Das Mauerwerk des feierlichen Baus
Umrauscht der Ewigkeit gewaltiger Flügel.

Es gingen siebenhundert Jahre hin,
Seit hier zuerst ein Kirchlein sich erhoben. —
Im Grund die kleine Stadt, die Träumerin,

Lenkt friedselig ihren Blick nach oben,
Und fromm erhebt sich jedes Menschen Sinn
An dieser Stätte, seinen Gott zu loben.

Meiner Müritz zum Gruß!

2

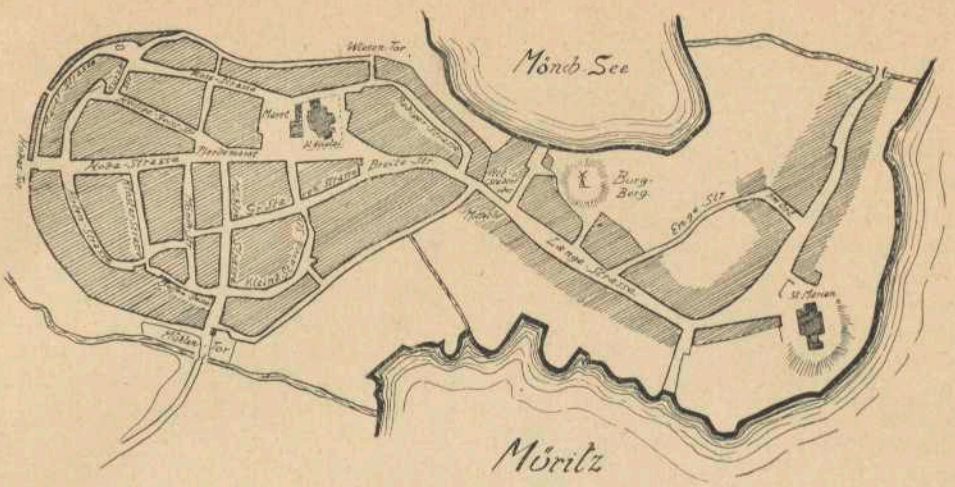
Immer das alte Lied . . .
Vom Müritzstrand
Rauscht es durch Rohr und Ried:
Mein Jugendland!
Wonne, wenn ich dich seh',
Weh, wenn ich von dir geh!

Hab' ich auch mein Liebstes eingebüßt,
Du bliebst mir, du hast mir das Leben versüßt,
Mein Jugendland!
Mein Müritzstrand!
Es steht mein ganzes Herz in Brand,
Sei tausendmal gegrüßt!

3 Die Bernsteinnixe in der Müritz

Wenn die sogenannte vornehme Welt im Sommer an die Nord- und Ostsee geht, besuche ich mein kleines Meer, die Müritz (Maritza). Ihre Westküste zwischen Waren und Röbel ist mein Jugendland. Dort liegt das Klostergut, das über hundert Jahre in den Händen unserer Familie war. Alljährlich, wenn die Blätter fallen, wallfahre ich in das Land meiner Väter. Ich werde wieder jung, wenn ich den Wellenschlag der Müritz höre. Schier uferlos breitet und weitet sie sich aus. Nur bei klarstem Wetter wird die flache Ostküste sichtbar. Ständen dort Strandkörbe aufgereiht, man würde sich am offenen Meere wähnen. Wenn scharfer Nordost die Wasser peitscht, wirft die Brandung neben Sand und Geröll leuchtenden Bernstein ans Land. Als Knabe sammelte ich ihn und jauchzte, wenn mir die Wellen dabei über die Füße hüpften. Dann lief ich zur Mutter und räumte glückstrahlend die Tasche aus. Die Gute nahm mich auf den Schoß, strich mein vom Winde zerzaustes Haar und erzählte mir die Sage von der Bernsteinnixe: „In alter, grauer Vorzeit war die Müritz noch nicht das große Gewässer, das wir heute vor Augen haben. Es waren sieben getrennte Seen, von einem den Göttern heiligen Fichtenwalde eingefaßt. Da aber kamen Ansiedler aus fernen Ländern und begannen die Bäume zu fällen. Ein Waldesriese nach dem andern stürzte donnernd zu Boden. Bald lag der ganze heilige Hain darnieder und blutete aus tausend und abertausend Wunden. Das Harz quoll in Strömen hervor und blieb an den Stämmen haften. Als zuletzt die mächtigste aller Fichten der unerbittlichen Art zum Opfer fiel, begann plötzlich ein Rauschen und Brausen, das wie Klage und Verzweiflung klang. Ueberall in den sieben Seen sprangen Quellen auf, die Wasser wuchsen zusehends, traten über die Ufer und begruben das zwischen den Seen liegende Land, so daß Rederang, Zähner Lank und wie sie alle hießen zu der einen Müritz verschmolzen. Tief auf ihrem Grunde ruhten nun die Fichtenstämme wie die Leichen ertrunkener Hünen. Unter dem Wasser versteinerte das Harz und wurde allmählich zu Bernstein. Wie rissen die Nixen der vereinigten Seen die Augen auf, als sie eines Tages die kostbaren Schätze der Tiefe entdeckten! Vor allen aber jubelte die Seejungfer, die das versteinerte Harz der größten Fichte fand. Sie konnte diesen Bernstein kaum heben, so groß und schwer war er. Und dabei von wunderbarer Reinheit und Durchsichtigkeit. Eiligst schwamm sie mit ihm nach der tiefsten Tiefe des Sees, um ihn dort vor der Habgier der Menschen zu verstecken. Weder bei Tag noch bei Nacht wich sie von ihm. Da beschlossen ihre Schwestern, ihr aus Bernstein ein durchsichtiges Schloß zu bauen, in dem sie ihren wertvollen Schatz bergen und hüten konnte. Aus allen Buchten und Krümmungen des Sees schleppten sie das braune Harz in ihren Schürzen herbei und fügten es in langer, mühsamer Arbeit zu einem leuchtenden Palast zusammen. In dieser Wohnung bewacht die Nixe noch heute den herrlichsten Bernstein der Welt vor den neidischen Blicken der Menschen. So oft sie ein Fahrzeug zufällig über ihre Behausung dahingleiten sieht, hält sie es fest, daß es sich weder vor- noch rückwärts bewegen kann. Stundenlang plagt und ängstigt sie die armen Insassen, damit sie in Zukunft die verfängliche Stelle meiden. Nähert sich aber ein Fischer oder Schiffer mit Wissen und Willen der Seejungfer Bereich, so zieht sie ihn zu sich ins feuchte Wellengrab."

Das ist das Märchen von meinem kleinen Meer, der Müritz, an der mein ganzes Herz hängt. Jeden Herbst treibt mich die Sehnsucht an ihr Ufer. Ich muß sie rauschen hören, bevor der Winter sie in eisige Bande schlägt. Ihre Wogen sangen mir das Wiegenlied, sie sollen mir, so Gott will, auch das Grablied singen.



Plan von Röbel 1836–1838 (im Ratsarchiv)

Röbeler Sagen

4

Der um die mecklenburgische Sagenforschung so hochverdiente Professor Wossidlo-Waren hält den bisher in der Röbeler Gegend gesammelten Stoff wohl für außerordentlich beachtenswert, aber leider zu einer irgendwie zusammenfassenden Behandlung noch nicht reif. Es sind noch zu viele Probleme, die der Erforschung harren. Vor allem fehlt bisher in der Röbeler Gegend eine überragende, in starker Aktivität handelnde Persönlichkeit der Sage, wie es etwa der Hans Hörning in Waren oder Viting in Parchim ist. Die durch vorgeschichtliche Funde der Stein- und Bronzezeit hervorragenden Orte treten auch in der Sage hervor. Besonders sind es Schamp-Kelle, das Röbeler Kirchenholz, das Ludorfer Steinhorn und in Röbel selbst der Altstädter Kirchberg und die Engestraße, die reich an Sagen und Volksüberlieferungen sind. Im folgenden sollen einige der bedeutsamsten aus dem Bereich der drei Kirchgemeinden aufgeführt werden, ohne daß der Versuch gemacht wird, sie unter einander in Verbindung zu bringen oder zu erklären. Vielleicht kann aber auch diese Aufzählung schon dazu dienen, weitere Kreise zur Sammlung solcher Volksüberlieferungen anzuregen. Nach Professor Wossidlos Vorschlag soll das Alt-Röbeler Pfarrarchiv als Sammelstelle für Röbel und seine weitere Umgebung gelten.

„Min Mudder hett bi B. an de Oltstädter Kirch deint. Dor sünd de Lüd morgens bi Licht na de Kirch gahn. B. geiht hen: hei denkt, dat is Frühkirch. Dat is Manschien west. As he de Dör upmakt, stahn dor twe in't Altor, dee hebben sick bi de Wickel. Dor hürt he, dat de een seggt: Was kann ich dafür, daß sie mich hier reingesetzt haben. He kihrt sick kort üm un knallt de Dör tau. As he nah de Klock kickt, is dat klock een. Se hebben woll eenen in den annern sien Gruft sett't: so denk ick mi." „De oll R. güng ungiern rüm üm de Oltstädter Kirch — hauptsächlich an de Nurdwestsiet wull he nich vörbi." „Dicht an de Oltstädter Kirch sall ok Geld brennt hebben. Eine alte Frau hört die Stimme: sie solle es sich holen, und als sie nicht will: na denn sülln ehr Kinnskinner dat noch ens hebben."

In Röbel kümmt alle dree Johr Jehanni in de Eng'straat bi de Pump ne witt Dam — dee is verwünscht. Se kümmt in dat Hus — ne Stunn is se dor — wat ne hübsche, hübsche Dam! säd min Mudder. Wenn se rinkümmt, geiht se dreemal üm't Bedd un treckt dat Bedd af un straakt den Minschen öwer, de in't Bedd liggt — denn verswinnt se wedder." „In de Eng'straat sall't nich richtig wäst sin. Min Mann — he wier 1800 buren — is dor eens dörchgahn — he hett enen Verwandten döschen helpen

wullt. Dor rögt sick wat an eenen Tuun: dat is en Lamm wäst." „In de Eng' straat sall ne Sög mit Farken gahn." „Min Mudder is dor bi de Brügg en Hund begegent."

In de Eng'straat bi de Wäust Städ geiht ümmer ne witte Goos. Een Nachtwächter nimmt se eens mit un sett't se unner sien Bedd. Dor seggt de Goos: Bringst du mi nich wedder hen, geiht di't slicht. He deiht dat. As he se dalsett't, seggt se: dit's din Glück, dat du mi wedder an min Stell bröcht hest". „Bi de Wäust' Städ hebben de Lüd nich vörbikamen künnt." „De Wäust' Städ (wo de Damper still höllt), dor geiht en Graben, dee heit Awtut — dor is ne Brügg wäst. As jung' Lüd eens Abends an de Brügg kamen, sitt de ganze Brügg stief vull Katten. Se gahn trügg nah de Wäust' Städ. As se dor kamen, sitten de Katten dor all." „Mien Mudder hett dat aflewt. Hier is Füer wäst in de Oltstadt, dor hett de oll Dambecker Baron dat bespraken. Dat Füer is as ne Katt up'n Damm achter em angahn — na de Mürtz is he inräden, dat Pierd hett ganz deep ringahn." „An de Wäust' Städ sünd se up'n Pierkopp räwergahn de Gneiwer, wenn se hebben nah de Kirch gahn: dat is ehr Kirchstieg wäst."

„De Fischers K. un J. hebben eens Daumaden söcht up den Barg twischen den Jörnbarg (ut'n Oltstädter Dur, wo nu de Kirchhof is) un den Gos'brink. K. hett em seihn, J. nich. Bet an den Kirchhof is de Kierl näben K. hergahn. Dor hett he ropen: Jesu meine Zuversicht, dor is he weg wäst." „As den Fischer H. sien Swester grawen is, un de Liekenwagen den Jörnbarg rupführt, hebben de Pier nich wieder künnt (de Pier sünd nich schu oder wat wäst). En oll Fru hett seggt: slaht nich up de Pierd in, dee könen dor nich vör, dor stahn twee Mann vör den Wagen. Dor hebben se de Liek rupdragen."

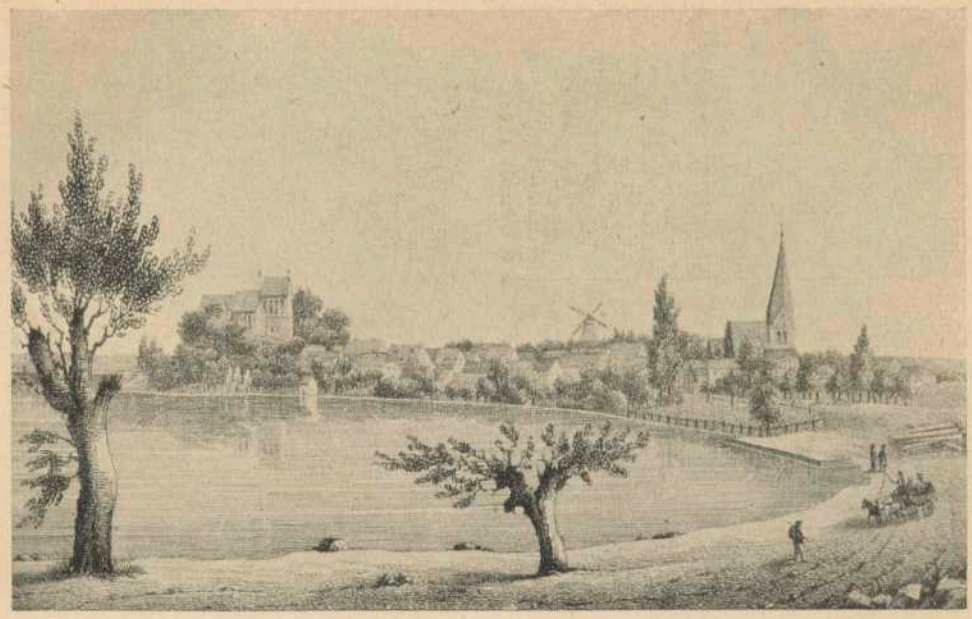
„Ick wier eens Jehanni middag uppe Schün'n an'n See rüm: dor heff ick schöne Musik hürt, dat wier so as heilige Musik. Wo, dat heff ick nich seihn." (Man beachte die alte Heiligkeit des Johannistages!) „An'n See rüm sall sick wat zeigen: min Mann hett dat för'n will Swien anseihn." „Burrgienhoop na de Seelust hen: dor sall ne Burg stahn hebben." „Bogienhop: dor hebben de Boginen hust, dat is en Stamm wäst." „Up 'n Pagienhoop hett de Preester wahnt; dor hett ne Brügg gahn von dor ut nah de Kirch." „Wo nu de Seelust is bi'n Hasenbarg is em (as he leddiglos wäst is) 'n groten witten Hamel entgegen kamen — dee hett nich wieken wullt — he hett utbögen müßt."

„Achter de Neddelkuhlschen Dannen up'n Oltstädter Fell' hebben sick de Saatkreihgen so innest't hatt. Dor hett de Magistrat utgäben: se süllen wegschaten warden. Twee Börgers S. un J. sünd hengahn. Dat is nachts wäst. Dor sitt dor ne witt Duw in'n Weg. Ick scheet eens, seggt S. Ne, doh dat nich! Ja, ick scheet: öwer de Flint will nich afgahn. As se wedder nah Hus gahn, sitt de Duw noch dor. Dor kriggt he de Flint an 'n Kopp un schütt: donn hett he eenen an de Back krägen, dat he upp'n Rüggen follen is."

„Bi Marienfelde führt ne Kutsch mit ne Brut, de is verwünscht."

„Een oll Fischer vertellte: von'n Kirchenholt is he kamen. Dor is wat vör bi em up'n Kahn kamen, as wenn de Kahn versöpen wull — naher is he wedder verswunnen wäst". „Mien Mudder hett vertellt: ehr Vadder hett in't Oltstädter Kirchenholt arbeit't, he un noch een anner — dat is binah nah Gotthun hen wäst. Jeden Middag hebben de Kinner Aeten nahbröcht. Mien Mudder will all wedder nah Hus gahn, de anner Diern kümmt nich wedder: ehr Vadder hett up'n anner Flagg arbeit't. Endlich kümmt se an. Ick wull all weggahn, seggt mien Mudder. O watt heff ick seihn! Ne grote Baud wier dor, de wier ganz blank, dor wier luter Gold un Sülwer in. Se gahn tosamen hen, dor is dat weg wäst. Jehanni Middag is dat wäst: ne ganze grote Baud hett dor vör ehr Ogen stahn." (Man beachte, daß im heidnischen Tempel am heiligen Tage das Tempelgerät ausgestellt ist!)

„Up'n Kottuner Fell' bi'n Meiwensee (dee is äwerkarrt) is früher Holt wäst. Dor hett Gustav Adolf lägen, as de hier wäst is — dor is noch 'n Biwaksplatz." „Ut de Kottuner Dannen rut na'n Meiwkensee rin kümmt 'n Graben. Dor is ne Stell as ne Acht, dor waßt keen Gras, dor sall wat unner



Röbel, Gesamtansicht — Nach einem alten Stich

liggen." „Dor sall en gollen Kalf lägen hebben in Gothun, dat hebben se as Gott anbädt — dorüm heit dat Gotthun." „In Gotthun hebben se 'n Hohn anbädt: dorüm heit dat Gott-Huhn, dat is ehr Gott wäst." (Natürlich eine unsinnige Erklärung des Namens, aber vielleicht Beziehung auf das Huhn des Swantevit.) „Bi de Schamper Mähl up de Gotthuner Feldmark hebben se 'n gollen Hahn funnen." „An'n Schauk (twischen Schamp un Röbel, up dir's Siet de Schamp) dor sall't nich richtig sien; dor hett ümmer ne witt Dam wannert." „Up de Schamp sall't dull spöken. Dor söllen soväl doot makt sin in de Franzosentied — dor sall so väl Blood an de Wänn' sitten."

„An de Scheid nah Röbel hen bi dat lütt Hus Hürsmöhl sall't späukt hebben. Dor sälen weck doot maakt sien, de dor noch wauken (= umgehen) dohn." „Bi de Höwtsmöhl (auch: Höochsmöhl) dor flüggt eenen ne Uhl dicht an'n Kopp vörbi; as he mit de Pietsch dornah sleiht, sünd soveel Uhlen kamen." „Düwelshorst is en Hügel mit Wald in de Preesterwisch dicht bi de Schamp. Dat hürte früher nah Groten Kell — is nu vertuscht nah Röbel hen. Dor hebben wi as Jungens mal Füer brennen seihn. De Ollen säden, dat wier Geldfüer wäst — dat brennte so blaag." „Der alte Schäfer K. sieht im November einen Reiter auf einem Schimmel in der Nähe der Theus. Er glaubt zuerst, daß Stäbelschiet (= steeple chaise) geritten wird. Als er wieder hinsieht, ist der Reiter verschwunden. Auch ist im Acker keine Spur zu sehen." „Up'n Kellschen Hof wier ne leddiglos Dam to Dood kamen, dee hett dor ümmer waukt. He hett se mit Licht von de Trepp kamen seihn."

„Bi Wakstow is in'n französchen Krieg de Kriegskaß versööpt in de Geldkuhl. Dor hebben Lüd nah grawt — se sünd dorup vermäudt".

„De Blaifker Bäk geiht jo so scheef. Se hebben de Grenz nich finnen künnt. Een Jagdhund hett vörupgahn, de maakt jo luter Ecken un Winkel: so is de Grenz afgrenzt." „In Bolleiwk dor is ne Dam kamen, dee hett sick regiert as ne Slang." „In Bollewick schiebt ein kopfloser Mann eine Karre vor sich her, auf die sich einsame Wanderer setzen müssen. Im Walde werden Leute durch einen hellen Luftschein hochgehoben." „Bi Bleiw hett Geld brennt. Een hett 'n Rock öwersmeten: de hett't krägen."

„An den Gneiwer Aeuwer keem dat in de 1860er Johren as Füerkugeln ut den Barg — dee güngen so nah de Luft rin." „Sülwerhop hett früher nah Ludörp hüürt. von Knuth hett pro-

Wackſtow Die alten Eichen

Marienfelde Der Hof

zeßt dorüm, dat hett ſoväl Geld koſt't, dat de ganze Barg mit preußſch Dalers afleggt warden künnt." „Up den Sloßbarg dor hett en Raubritter wahnt. Se hebben dor all grawt un ne Tunn Bier funnen, ne dicke Huut is dorüm wäſt — dat is nah de Luft ringahn un hett ſe all bebruſt."

„In Ludörp hebben de Unnerierdſchen jo ok waukt: ick heff dor früher arbeit't. De Lüd hebben mi dat vertellt. Dor is ſon hogen Barg (der Worensbarg?) dor hett ümmer ſone ſchöne grelle Wäſch hungen, wenn dat good Wäder wäſt is. Oewer wenn de Lüd rankamen ſünd, is dat verſwunnen wäſt. Eens Morgens hett dor een Hawer meiht, un een von de Lütten waukert bi em rüm. Dor kümmt ne Stimm ut den Barg: Filejahn, du ſaßt mal hitt to Huſe kamen, dien Fru hett en lütten Kilejahn. Dor is he weg wäſt." „In de Preeſterdannen hett de Willjagd treckt." „An diß Sied de Preiſterdannen liggt 'n Soll, dor ſall ümmer 'n oll Frölen gahn. Weck könen ſ' ſeihn, weck nich. Alle 20 ore 25 Johr haalt ſe ſick eenen. Een Knecht hett eens up't Pierd ſtiegen wullt, dee föllt up de anner Sied daal, breckt ſick 't Gnick un is furts doot wäſt. De Vadder hett ne Eek plant't, wo de Knecht verunglückt is. Nahſt hett eens een Daglöhner Steen haalt. De hett ſienen Jung von ſäben bit acht Johr up't Pierd ſett't, de is raffallen, is ok fuurts doot wäſt. Dicht bi't Soll, dor ſall dat oll Frölen reiſen." „In de Preeſterdannen hett ſick een Daglöhner Jehannimiddag 'ne Karr vull Holt halt. As he dormit affkarren will, kann he nich wegkamen. Seihn hett he nicks. Sien Fru kümmt em nah. Dee ſeggt to em, as ſe neeger kümmt: ſühſt du nich, du heſt jo ne Liek up de Karr. Nahſt is dat verſwunnen wäſt."

„Auf dem Steinhorn (die älteren Formen ſind Steinhorſt, Steinholm) ſtand früher eine große Burg, deren Steine ſpäter zum Bau der Altſtädter Kirche abgefahren ſind." „Die Röbeler Fiſcher landen dort nicht, weil dor de Düwel ümgeiht." „Paalort heißt bei den Fiſchern eine Stelle jenſeits der Steine." „Dor wo de Steendiſch is un de Bäuken, dor ſall dat Heiligtum ſtahn hebben." „Alte Leute wollen auf dem Borgwall noch große Steine mit großen Abſätzen zum Sitzen oder Aufſteigen geſehen haben." „Auf dem Borgwall ſoll ein goldenes Götzenbild von großem Werte vergraben ſein." „In dat vöddelſt Lock in'n Steinhurn hebben wi Planken ruthalt vör 45 Johr, dee ſünd to Buholt ſneeden (mitgeteilt 1895)." „Beim Steinhorn wird am Johannistage der Bernſteinfelſen ſichtbar, der in der Müritz ruht und ſchon oft Schiffern gefährlich wurde."

„Auf dem Schwerin haben die Ritter früher Zuſammenkunft gehalten." „Auf der Inſel Schwerin ſind weiße Pferde gehalten worden."

Schamp

Hünengrab

Vorgeschichte des Landes Röbel 5

Zur Feier ihres siebenhundertsten Geburtstages erinnert die Stadt Röbel sich ihrer Geschichte, wie der einzelne Mensch Verlauf und Inhalt seines Lebens an bedeutungsvollen Abschnitten sich zu vergegenwärtigen liebt. Und wie der Mensch zum Verständnis seines Lebens über sein eigenes Dasein hinausschauen muß, so beginnt auch die Geschichte von Röbel weit vor dem Datum der Stadtgründung. Diese war keine Gründung „aus wilder Wurzel"; nicht in menschenleerem Urwald ist ein städtisches Gemeinwesen neu geschaffen, sondern auf uralter Siedlungsstätte sind alte wendische und neue deutsche Siedler zu einer Stadt nach deutschem Recht vereinigt, welche den Hauptort und wirtschaftlichen Mittelpunkt eines ausgedehnten Landstrichs bilden sollte. Die Urgeschichte von Röbel ist die dieses ganzen Landes. Diese Urgeschichte reicht weit zurück; keine schriftliche Urkunde und keine Erzählung eines Geschichtsschreibers redet von ihr; ihre Quellen sind die Denkmäler, welche die alte Bevölkerung hinterlassen hat, ihre Geräte, Siedlungen, Burgen, Gräber, und damit kommen wir auf Tausende von Jahren vor unserer Zeit. Allerdings wann der erste Mensch sich in die entlegene Wildnis zwischen den beiden Hauptendmoränen des Landes an der Müritz hineingewagt hat, die damals ein kaum zugängliches Wald- und Sumpfgebiet bildete, in dem Bär und Wolf, Urstier, Wisent und Elch hausten, wissen wir noch nicht. Elchschaufeln sind gelegentlich gefunden, auch ein Urstierhorn, aber Geräte des Menschen auf der frühesten Kulturstufe, aus der älteren Steinzeit, nicht.

Aber die folgende Periode, die jüngere Steinzeit, setzt machtvoll ein mit monumentalen Bildungen, welche auch einen hervorragenden Schmuck der Landschaft bilden. Da ist das Hünengrab von Zierzow bei der Schamper Mühle: ein mächtiger Deckstein auf drei Tragsteinen, recht denkmalsartig auf freier Höhe; ähnlich eine Steinkammer bei Spitzkuhn, zwei zusammengesunkene Steinkammern bei der früheren Karchower Mühle und eine Steinsetzung bei Netzow. Auch auf Röbeler Stadtgebiet ist unlängst eine Beobachtung gemacht, die auf ein Hünengrab schließen läßt, ein steinzeitliches Tongefäß mit Steinpackung in den Jülchentannen. — Wiederholte Funde

von Steingeräten, Tierknochen und Pfählen in Mooren bei Bütow (Erlenkamper — Wildkuhler Scheide) und Gotthun lassen auf Pfahlbauten schließen. — Auffallend ist der Mangel an Siedlungen, die man an dem zahlreichen Abfall von Feuersteingeräten leicht erkennen kann, doch liegt das wohl nur daran, daß sich bisher noch nicht hinreichend Beobachter für das südliche Müritzgebiet gefunden haben; an einer Stelle, wo man darauf geachtet hat, bei Schwarz, erscheinen sie in reichster Fülle. Soweit die Bevölkerung der jüngeren Steinzeit, die ältesten Germanen des Landes.

Auffallend reich ist die Gegend an Denkmälern der die Steinzeit ablösenden Periode, der Bronzezeit, den stattlichen, meist auch reich ausgestatteten Hügelgräbern, sog. Kegelgräbern. Dahin gehören Gräber bei Zierzow, Darze (an der Chaussee, vier Stück, zum Teil wohlerhalten), Leizen (erhalten ein schöner Halsring), Bütow (eine ganze Gruppe auf weithin sichtbarer Höhe, dem Krähenberge; einige sind neuerdings bei Steingewinnung zerstört und haben auch Funde ergeben). Zepkow (schon früher schöne Funde, jetzt im Schweriner Museum, zwei noch erhalten), Kambs (zwei niedergeackerte Hügel), Spitzkuhn, Schwarz.

Desto störender war das Fehlen einer zweiten, sonst sehr verbreiteten Gruppe von Gräbern der Bronzezeit aus einem jüngeren Abschnitt, den Urnenfeldern; nur aus Wildkuhl lag ein Bericht vor, und es ist ein erfreulicher Fortschritt, daß im vorigen Jahre ein solches mit gutem Ergebnis bei Vipperow untersucht werden konnte. Aus Hügelgräbern derselben Zeit bei Zepkow und Lärz sind Funde geborgen. Aus Klopzow ist früher eine Steinsetzung, sog. Steintanz, gemeldet, der auch in diese Periode fallen mag.

Auch für die Urnenfelder der älteren Eisenzeit, die sonst überall so reichliche Grabfelder aufweist, versagt die Röbeler Gegend noch, sicher nur deshalb, weil die unscheinbaren, gelegentlich ausgepflügten Urnen bisher nicht recht beachtet sind. Nur für Minzow, Groß-Kelle und Jaëbetz, liegen Nachrichten vor.

Eine glänzende Vertretung aber hat die sog. römische Eisenzeit (erstes Jahrhundert nach Chr. G.) gefunden. Schon im Jahre 1837 ist im „Alt-Röbelschen Kirchenholz" ein Urnenfeld mit seltenem Waffenschmuck ausgegraben und in demselben Jahre bei Gr. Kelle ein Hügelgrab, das einen ganz besonderen Schatz barg, der dem Toten als Beigabe zugelegt war: eine wundervolle schwere silberne Schale mit feinsten ciselierten Reliefs, Tafelgeschirr aus Bronze italischer Arbeit, Griffel, Würfel und Brettspielsteine aus Elfenbein; wohl die Habe eines altgermanischen Häuptlings.

Damit schließt die Germanenzeit ab. Es kommt eine lange, Jahrhunderte dauernde, leere Zeit. Das Land ist allmählich von einem fremden, slawischen Volksstamm, den Wenden, besetzt, deren Sprache ja noch heute in den meisten Ortsnamen fortlebt. In der Röbeler Gegend hauste der Stamm der Morizer oder Müritzer (vom slawischen more = Meer, Großer See), der in einzelne Gaue (pagi, terrae) zerfiel. Der Hauptort dieses Slawenstammes an der südlichen Müritz war nicht Röbel, sondern Vipperow (deutsch etwa Ebernburg). Der Burgwall lag auf der noch heute so genannten kleinen Insel, die bei einer Ausgrabung im vorigen Jahre eine Fülle von wendischem Gerät, hauptsächlich allerdings Scherben, ergeben hat. Ein zweiter Burgwall liegt wohlerhalten in außerordentlich geschützter Lage auf der Halbinsel Steinhorn bei Ludorf, und es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß auch das steil abfallende Plateau, auf dem die Altstädtische Kirche in Röbel steht, einst eine wendische Befestigung getragen hat, die wohl eine geweihte Stätte, einen heidnischen Tempel etwa, schützen sollte, und daß, wie so oft, die christliche Kirche an dem Platze heidnischer Götterverehrung gebaut ist. Der volkstümliche Name eines Götzen Rabal, nach dem die Stadt heißen soll, allerdings ist unbeglaubigt. Schwer wird man sich auch dem Eindruck entziehen, daß der in wilder Sumpf- und Waldeinsamkeit nahe der Scheide zu Gr. Kelle gelegene Teufelshorst, an den sich die Sage knüpft, die letzten heidnischen Wenden seien dahin geflüchtet, um ihren alten Göttern zu dienen, wirklich eine Kultstätte ist. Spuren künstlicher Anlage sind auf ihm nicht zu sehen, wohl aber führt ein künstlicher Damm durch die tiefe Wiese hin-

über zum festen Lande. Wenn wir also gar manche Spuren alter Heiligkeit hier am Südufer der Müritz finden, so dürfen wir doch nicht so weit gehen, das wendische Nationalheiligtum Rethra hierherzuverlegen. Früher hat man es in Röbel, neuerdings auch im Ludorfer Steinhorn (an das sich auch die Teufelssage knüpft) gesucht; da Rethra aber im Redarierlande lag und wir hier Morizaland haben, ist das unmöglich.

Wendische Grabstellen sind noch nicht nachgewiesen, doch ist bei Vipperow gegenüber dem Burgwall und bei Bütow von Skelettgrabfunden die Rede, die wohl der Wendenzeit angehören könnten.

Es ist nun noch eine auffallende Erscheinung zu erwähnen, die der vorgeschichtlichen Zeit angehört, aber sich nicht auf eine bestimmte Periode festlegen läßt, die sog. Opfersteine. Davon haben wir bei Röbel zwei hervorragende Beispiele, riesige Granitblöcke in ursprünglicher Lagerung, mit kleinen runden Vertiefungen auf dem Scheitel, die zu Opfergaben gedient haben; auch die Deckensteine der Hünengräber haben solche Schalen. Der eine liegt weithin sichtbar im Acker links vom Wege Bollewick—Spitzkuhn, der andere im Minzower Glienholz. An diesen knüpft sich die Sage, daß der Teufel von Röbel aus (auch hier also wieder die Röbeler Teufelssage) ihn gegen die alte Minzower Kirche bei Dambeck (nach anderer Fassung Leizen) geworfen habe und seine Finger sich abgedrückt hätten; im Walde nördlich des Forsthauses „Kroneiche" soll noch ein dritter liegen.

———

Soweit, was jetzt schon über die vorgeschichtlichen Denkmäler des Röbeler Landes sich sagen läßt. Wir müssen aber noch einer Denkmälergruppe gedenken, die oft für vorgeschichtlich gehalten wird und gerade bei Röbel stark verbreitet ist. Man findet da runde Umwallungen mit kleinem Innenraum, der oft noch starke Mauerreste trägt, umgeben von einem Wassergraben. Das sind die Herrensitze mittelalterlicher Zeit, wo der ritterliche Gutsherr bei den stetigen Fehden seinen Sitz umwehren mußte. Ich kenne sie bei Leizen, Finken, Dambeck, Karchow, Ludorf, und es sind sicher noch mehr vorhanden. Aehnlich ist auch eine Anlage bei Gr. Kelle in der Niederung an der Scheide zur Schamper Mühle, aber die Profile sind hier frischer, und es scheint, daß sie, trotz der für neuere Kriegswaffen sehr ungünstigen Lage, noch in jüngerer Zeit militärisch benutzt ist. Ob die gegenüber auf dem hohen Ufer bei Gotthun liegenden Schanzen damit zusammenhängen und etwa zu einer Beschießung gedient haben, bleibe dahingestellt; man könnte an Truppenzüge und Kämpfe, die mit der Schlacht bei Wittstock 1636 zusammenhängen, denken. Auch über Zeit und Bedeutung der sehr starken Befestigungen im Glienholz, welche, mit Benutzung der unzugänglichen Bachniederungen, das Dambecker Gebiet gegen Norden abschließen, läßt sich nichts Begründetes sagen. An größeren Burganlagen haben wir die sehr frühe, schon 1227 erwähnte, fürstliche Burg auf dem Windmühlenberge bei Altstadt Röbel, welche aber auch schon früher nach alter Ueberlieferung, von den Brandenburger Markgrafen zerstört, untergegangen ist und die sehr stattliche, zum Teil noch wohl erhaltene, ebenfalls fürstliche Burg von Wredenhagen.

———

Es ist kein vollständiges Bild, welches wir geben konnten, sondern nur ein Wegweiser für künftige Forschung. Die Abgelegenheit des Landes hat seine Durchforschung erschwert; erst in den letzten beiden Jahren hat Schreiber dieser Zeilen daran gehen können. Wie reiche Ergebnisse noch zu erwarten sind, zeigt die doch schon jetzt stattliche Zahl von Fundstellen, die durch die treue und hingebende Mitarbeit zahlreicher, meist neu gewonnener Altertumsfreunde gewonnen sind.

6 Aus der Dichtung „Die Glocke im See"

Eine wundervolle Glockenſage finden wir in Raabes Mecklenburgiſchem Volksbuch für 1846 aufgezeichnet (Seite 269 ff. vergl. Niederhöffer, Mecklenburgs Volksſagen Band I. Seite 11 ff.). Sie bezieht ſich auf eine der beiden noch jetzt im Turm der St. Nikolai-Kirche befindlichen und wahrſcheinlich aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts ſtammenden Glocken, die noch heute unter dem Namen „Dambecker Glocke" bekannt iſt, und lautet:

„In alter Zeit wurde der Kirche zu Röbel von frommen Leuten eine Glocke aus fernen Landen zugeſandt. Aber noch waren die alten wendiſchen Götter des Landes nicht völlig überwunden und viele, obwohl äußerlich Chriſten, hielten es noch in ihren Herzen mit den heidniſchen Göttern. Allen dieſen aber war das Läuten der Glocken in den Tod zuwider, da dieſelben den Sieg des Chriſtentums laut und weithin allem Volk verkündeten. Die heidniſchen Götter und ihre Freunde ſahen darin eine Verhöhnung ihrer Macht; daher ſuchten ſie allewege den Glocken durch Bann und Zauber zu ſchaden, und auch bei der Röbelſchen Glocke glückte es ihnen, ſie in ihre Macht zu bekommen. Denn, nachdem die Glocke glücklich bis in die Nähe von Röbel, bis zum See bei Dambeck gekommen war, geriet ſie in die Macht der böſen Weſen und verſank in die Tiefe des Sees. — Doch bei allem Zauber blieb dem Chriſtenmenſchen noch immer ein Loch offen, denn kein Zauber galt für immer, ſondern er hat auch ſeine ſchwachen Seiten, bei denen man ihn faſſen und löſen mag. So war es auch bei der Röbelſchen Glocke: alle Jahre am Johannistage mußte der Zauber der Glocke eine Freiſtunde geben und ſie kam dann hinaus aus der Tiefe an das Tageslicht und ſchwamm mittags zwiſchen zwölf und ein oben auf dem Waſſer, ſich ſchaukelnd im warmen Sonnenſtrahl und weithin ihre Töne ſendend. Die Röbelſchen gaben ſich wohl alle erdenkliche Mühe, in den Beſitz der Glocke zu kommen; doch alle Mühe und Arbeit wollte nichts helfen und die Glocke mußte ſtets, nachdem ihr lieblicher Tanz und Sang eine Stunde gedauert, zurück in die kalte, grundloſe Tiefe, mochte ſie auch noch ſo herzbrechende Töne ausſtoßen beim Sinken. Längſt hatte man zu Röbel alle Hoffnung aufgegeben, den Zauber zu löſen und die Glocke heimzuführen in ihren Stuhl. So waren Jahre auf Jahre verfloſſen und niemand mochte mehr am Tage der Glocke nach Dambeck hinaus, um Jagd auf ſie zu machen. — Da geſchah es, daß an einem wunderherrlichen Johannistage kleine unſchuldige Mädchen am Ufer des Dambecker Sees ihre Spiele trieben und ihre Schürzen in dem klaren Waſſer wuſchen. Und die Glocke kam aus der Tiefe hervor, glänzend im hellen Sonnenlichte und lieblich tönend, und als ſie in ihrem Tanze nahe ans Ufer ſchwamm, deckte eins der Mädchen ihre kleine Schürze über die Glocke. Sogleich ſtand dieſe regungslos ſtill, — das Kind hatte den Zauber gelöſt. — Bald gelangte dieſe Kunde nach Röbel, und alle eilten hinaus und fanden, wie die Kinder es erzählt, die Glocke am Ufer ſtehen. Die zwölf ſchönſten und ſtärkſten Pferde wurden nun ausgewählt, um die Glocke nach der Stadt zu holen, und ein erfahrener Fuhrmann ſollte das Ganze leiten. Das Aufheben und Aufladen der Glocke ging auch glücklich von ſtatten, ob ſie gleich groß und ſchwer war; jedermann jubelte ſchon. Doch als der Fuhrmann losſhieb auf die Pferde mit den Worten:

„All to gliken,
de Klock ſall gahn för de Rieken!"

und die Pferde anzogen, da zerriſſen alle die neuen Stränge, als wärens Zwirnsfäden. Man holte andre Stränge, aber alles war vergeblich: der Wagen mit der Glocke blieb wie feſtgewurzelt auf demſelben Fleck und rippelt und rührt ſich nicht, mochte man auch machen, was man wollte. Unverrichteter Sache kehrte man nach Röbel zurück. — Da erbot ſich ein alter Mann, welcher als Ackerbürger ſich kärglich nährte, die Glocken mit ſeinen vier mageren Ochſen zur Stadt zu holen. Freilich ſpotteten ſie ſeiner, indeſſen die Erlaubnis dazu konnte man ihm ja gerne erteilen. Sobald der Alte mit ſeinen Ochſen bei dem Wagen mit der Glocke angekommen war und ſie angeſpannt hatte, rief er:

Spitzkuhn Das alte Tor

„Nu mit Gott för arm un rike
All to glike!"

— und siehe da: die Ochsen zogen leicht den Wagen fort und brachten die Glocke ohne Anstrengung nach Röbel unter den lauten Freudenrufen des Volkes. — Und noch heutigen Tages hat diese Glocke den schönsten Klang von allen Glocken des Landes und läßt ihn weithin hören für Arme und Reiche."

Diese schöne Sage, die uns tief hineinblicken läßt in die langen schweren Kämpfe zwischen Heidentum und Christenglauben, zwischen einfacher wendischer Ackerbewirtschaftung und erwachendem Bürgerstolz, zwischen Altstädter Zähigkeit und Neustädter Ehrgeiz, und die uns doch in ihrer sozialen Tendenz anmutet, als wäre sie für unsere moderne Zeit geschaffen, hat Rudolf Karsten in ein dichterisches Gewand gekleidet. Karsten war von 1874—1889 Pastor an der (Neustädter) St. Nikolaikirche zu Röbel, auch Pastor von Ludorf und Nätebow und lebt jetzt als Emeritus in Hagenow. Seine romantische Erzählung „Die Glocke im See" ist, da der Verlag sehr bald in Konkurs geriet, nur in wenigen Exemplaren verbreitet. Um so dankbarer sind wir dem ehrwürdigen Verfasser, der sich noch heute mit dem alten Röbel aufs engste verbunden fühlt, für die Erlaubnis, hier zwei der schönsten Stellen seiner Dichtung zum Abdruck zu bringen. Einen besonderen Reiz erhalten diese beiden Stellen dadurch, daß die eine den Altarraum von St. Marien, die andere die alte auf der Altstadt belegene Burg (den jetzigen Mühlenberg) zum Schauplatze hat.

I.

Als nun endlich in der Burg es
Still geworden, schlüpften aus der
Pforte noch zwei Frauen, sorglich
Eingehüllt in dunkle Mäntel
Und begaben sich zum Kirchberg:
Gotelinde wars und Alburg.
Beide knieten mit einander
Innig betend vor Mariens
Altar lange Zeit, bis endlich
Gotelinde sich erhob und
Sich zum Ausgang wandte, um das
Kirchlein zu verlassen. Doch mit
Leisem Schritt wich sie zurück; denn
In der offnen Tür gewahrte
Die Gestalt sie eines schlanken
Mannes; — o sie wußte wohl, wer
Dieser Mann war, dessen Antlitz
Ihr das Dämmerlicht des Raumes
Noch verbarg: ihr klopfend Herz, das
Ohn Aufhören nur an ihn ja
Dachte, — es verriet sich: leise
Klang es über ihre Lippen:
„Stoinef!"
„Gotelinde!" rief er
Ihr entgegen eilend aus. „Ich
Wußte, daß ich hier dich treffen
Würde! Dank dir, Heißgeliebte!"
Und er breitete die Arme,
Um sie zu umfangen, — aber
Rasch trat sie zurück zum Altar,
Und mit einer Hand an Alburgs
Arm sich klammernd, wie um Schutz zu
Suchen, streckte sie die andre
Streng abwehrend ihm entgegen.

„Nicht dich habe ich gesucht!" So
Sprach sie fest. „Bedenke, wo wir
Sind, und laß in Frieden mich von
Hinnen gehn!"
„Ich dich lassen?
Nimmermehr!" rief heftig Stoinef.
„Und auch du kannst mich nicht lassen,
denn ich weiß, daß du mich lieb hast,
Und dein Leben mir gehört und
Dir das meine! Nichts darf ferner
uns noch scheiden, wenn einander
wir uns nun gehören wollen!
Drunten liegt der Kahn am Ufer:
Komm! — Uns beide trägt er gerade, —
trägt uns pfeilschnell übers Wasser,
und wir landen da, wo niemand
unsre Liebe uns mißgönnt; und
uns ein trautes Heim zu gründen,
unserm Glück fortan zu leben,
dazu finden überall wir,
wo wir wollen, eine Stätte. —
Zögerst du, Geliebte, traust du
mir nicht zu, daß ich dich schützen,
daß ich Ehre dir und Reichtum
und was sonst dein Sinn begehret,
kann erringen und erstreiten

hier mit diesen meinen Armen?
O, du kennst mich noch nicht, Mädchen!
weißt noch nicht, daß, was ich einmal
vorgenommen mir, das hab ich
stets noch durchgesetzt, — und dennoch
wars bisher nur lustig Spielen,
wie die Laune es mir eingab:
nun hab ich ein Ziel vor Augen, —
und ein herrlicheres werd ich
niemals kennen: das bist du und
deines Lebens Glück und Wonne.
Dafür will ich ringen, kämpfen
nun fortan mit allen Kräften
ernstlich, eifrig, unablässig.
Keinen andren Gedanken
will jemals ins Herz ich lassen,
als für dich zu leben und zu
sterben: komm mit mir, Geliebte!"

Und er streckte seine Arme
nach ihr aus, — sie aber warf sich
auf Alburg, sie fest umschlingend,
stöhnte sie: „Hilf mir und rette
mich vor ihm und — vor mir selbst!"

Als nun Stoinef sah, daß seine
Werbung kein Gehör gefunden, —
änderte sich auf einmal sein
ganzes Wesen: nicht mehr zärtlich,
sondern wild und zornvoll ward sein
Blick und seine Mienen, Blitze
sprühten seine Augen, und es
sträubte sich sein Haar, die Glieder
bebten, heiser tönte seine
Stimme, als er wieder anhob:
„Ha, meinst du denn, mein Verlangen
sei so schwächlich, daß ihm etwas
auf der Welt entgegentreten
und es hindern könne? Wisse,
jetzt mit diesen meinen Armen
trag ich dich hinaus, und wer mir
in den Weg tritt, der verderbe!
Komm jetzt!"
Alburgs Kniee wankten,
und erblassend sank am Altar
sie darnieder, Gotelinde,
die noch immer ihre Arme
um sie hielt geschlungen, ließ sie
sanft zu Boden gleiten; darauf
richtete sie sich empor und
trat in ruhig stolzer Haltung
vor den Rasenden, — und fest ihm
in das Auge blickend, sprach sie,
und nur leise bebend klang die
Stimme: „Komme zu dir, Stoinef!
Denn du bist von Sinnen, daß du
dich erdreistest, so zu mir zu
reden! Nicht also gewinnst du
mich; und rühmst du dich auch deiner
Kraft und deines Willens, — wisse,
daß auch mirs an Kraft nicht fehlt. Zwar
liegt sie nicht in diesen zarten
Gliedern, und mit diesen schwachen
Armen würde ich dich nimmer
niederzwingen, — aber doch sind
meine Kräfte größer als die
deinen, Stoinef, — merk auf! — wagst du
nur mich anzurühren! Sohn des
Unislav — versuch es!"
Drohend
warf noch einen Blick auf ihn sie,
wandte sich dann zum Altare,
kniete nieder und hob betend
ihre Hände zu dem Bilde
der Maria: „Hilf, du Reine!"
rief sie. „Hilf du mir und hilf dem
armen und verirrten Jüngling!
hilf uns beiden, heilge Mutter!"

Stoinef stand verwirrt, unschlüssig.
Seine Lippen bebten; hastig
wandte er sich um und eilte
schnellen Schrittes aus der Kirche,
stürmte wild hinab den Abhang,
daß verwundert und kopfschüttelnd
ihm die Arbeiter nachschauten,
Stoinef drang durch dichtes Buschwerk,
die sich eben auf dem Bauplatz
zu dem Tagewerk einfanden.
das den Fuß des Kirchhügels
fest umgürtete, zum Ufer,
wo ein Kahn bereit lag.....

II.

Vorwärts gings in raschem Trabe,
und bald hatte Stadt und Burg die
Schar erreicht. Als vor der Halle
Heinrich sich vom Pferde schwang, trat
Unislav mit tiefbetrübter
Miene ihm entgegen. Seine
Hand bot ihm der Fürst, die jener
voller Ehrfurcht küßte.
„Armer
Freund!" sprach mitleidsvoll der edle
Fürst. „Ich kann für diesmal dir nicht
helfen; seine Strafe muß dein
Sohn erleiden; ihr Genüge
müssen der Gerechtigkeit wir
leisten. Aber sorgsam soll der
Sache nachgegangen werden,
und kein Unrecht wird geschehen."

„Ja, das weiß ich," sprach der Vater
tiefbekümmert. „Und nicht bitten
will ich dich für den Verlornen.
Nur, daß ich ihn darf besuchen,
flehe ich von dir, mein gnädiger
Fürst! — Gestatte das mir!"
„Wohl! Es
sei dir gern gestattet! Gerhard
Schocko!" sprach der Fürst zu seinem
Kämmerer gewendet. „Führe
Unislav zu seinem Sohn und
laß allein die beiden!"
Als die
Halle Unislav betrat, sah
er die Leiche Gottfrieds, die dort
auf der Bahre lag. Zu Häupten
seines toten Sohnes saß der
Burgvogt, tiefgebeugt sein Antlitz
in den Händen bergend, ihm zur
Seite kniete Gotelinde.
Unislav warf im Vorbeigehn
einen scheuen Blick auf dieses
Jammerbild, und sich bekreuzend
flüsterte er leis: „Ich wollte,
mein Sohn läg auf jener Bahre!"

Tiefgeneigten Hauptes schritt er
weiter; — da erfaßte jemand
seinen Arm, und als er fragend
um sich blickte, stand Gotelinde
neben ihm und ruhig sprach sie:

„Du gehst jetzt zu deinem Sohne,
Unislav; — ich bitte, nimm mich
mit: ich muß ihn sprechen."
Schweigend
drückt ihr Unislav die Hand und
sie ging mit ihm.
Während man die
übrigen gefangenen Wenden
in das Burgverließ gestoßen,
hatte Ritter Dargatz, der für
Gotimer die Leitung hatte
übernommen, Stoinef in ein
Turmgemach gebracht, ihm seine
Fesseln abgenommen und ihn
dann sich selber überlassen.
Alles ließ der arme Jüngling
schweigend über sich ergehen.
Gänzlich teilnahmlos erschien er;
doch arbeiteten in seinem
Kopfe die Gedanken und sie
hafteten so fest an einer
und derselben Sache, daß ihn
alles andre unbewegt ließ:
immer daran mußt er denken,
immer auf das eine wieder
seine Sinne richten, — was am
Glienfee er erfahren hatte.
Dort in dem ihm so entsetzlich
peinigenden Augenblicke
war mit ihm etwas geschehen,
davon er sich Rechenschaft nicht
geben konnte: war es Gutes? —
war es Schlimmes? Durfte er es
als Erlösung sich zum Troste, —
oder mußte als Verdammung
er es sich auslegen? Ueber
diese Frage grübelte nun
Stoinef unabläßig, aber
eine Antwort konnte er nicht
finden. Und nun war dagegen
alles andre ihm gering und
der Beachtung unwert; selbst was
ihm infolge der Gemeinschaft
mit den mörderischen Wenden
nun bevorstand, machte keine
Sorge ihm: es war ja alles
nicht so wichtig, als was jenes
furchtbare Erlebnis für ihn
zu bedeuten habe!
Da fuhr
plötzlich er zusammen; denn nicht
hatte er beachtet, daß die
Tür sich öffnete, und jemand
zu ihm eintrat; — und nun stand auf
einmal neben ihm sein Vater,
legte ihm die Hand auf seine
Schulter und die Stimme bebte,
als er zu ihm sprach: „Mein Sohn! mein
Sohn, warum hast du mir dieses
angetan!"
Stoinef erhob sich,
strich verwirrt sich mit der Hand die
Stirne, und wie träumend, fragte
er: „Was meinst du, Vater? Ach, nun
weiß ich! — Ja, es war nicht recht, ich
hätte nicht —! — Ja, was hätt ich nicht
sollen? Ach, mein Vater, wenn du
wüßtest, was mit mir geschehen!
Doch, — du kannst mir auch nicht helfen!"
„Nein, mein Sohn!" sprach Unislav und
seine Augen füllten sich mit
Tränen, denn er dachte daran, daß
eben so der Fürst gesprochen.
„Nein, mein Sohn, du mußt ertragen,
was der Richter dir befinden
und auflegen wird: ertrag es
als ein Mann. Doch mein ich, daß dir
deines Vaters ernster Zuspruch
lieb und heilsam sein wird; darum
komm ich zu dir, eh du vor dem
Richter trittst, um dich zu mahnen,
allen Trotz und alle Wildheit
abzulegen und demütig
dein Verschulden zu bekennen
und der Reue Raum zu geben."
Ehrfurchtsvoll vernahm der Sohn des
Vaters Wort, dann hob das Haupt er,
schaut dem Vater fest ins Auge
und sprach ruhig und gelassen:
„Teurer Vater, im Gericht des
Allerhöchsten hab vor wenigen
Stunden ich gestanden und das
war für mich ein bitter schwerer
Augenblick, — und wie ich darin
bin bestanden, das weiß ich noch
nicht; doch soviel weiß ich, daß vor
menschlichem Gerichte leichtern
Stand ich haben werde."
Staunend
hörte Unislav die Rede
seines Sohnes, die ihn vor ein
Rätsel stellte, dessen Lösung
ihm verwehrt war, denn ganz anders
hatte er den Herzenszustand
seines Sohnes sich gedacht und
dessen Denken und Empfinden
sich gedeutet, und nun wußte
er kein Wort zu finden, — doch mit
Tränen füllten sich die Augen
und die Arme um den Jüngling
schlingend barg er schluchzend an des
Sohnes breiter Brust sein Antlitz.
Dieser neigte sich voll Wehmut
auf des Vaters weißes Haupt und
bittend sprach er: „Sei mein Fürsprech
bei dem Richter in der Höhe,
wie du es bisher gewesen.
Denn es schaute meine Seele
dich und noch manch lieben Menschen
für mich im Gebete ringend,
und mir war, als ob mein Leben
ihr gerettet!"
An der Türe
des Gemachs stand Gotelinde.
Ihre Blicke hingen fest an
dem Geliebten. Ach, wie hatten
diese Tage ihn verändert!
Durch die schmalen Mauerschlitze
fiel das Licht der Abendsonne;
ihre Strahlen spielten auf dem
wirren dunklen Haar des Jünglings
und beleuchteten sein Antlitz:
wie war alle Jugendfrische
draus geschwunden! Fahl und blaß die
Wangen, — tief in dunklen Höhlen
lagen ihm die Augen, die im
düstren Feuer glühten. Als die
Jungfrau so ihn sah, da zog ein
inniges Erbarmen durch die
Seele ihr, — sie trat hinzu und
legte ihre Hand auf Stoinefs
Haupt und sprach mit weicher, süßer
Stimme: „Ich bin auch hier, Stoinef!"

Still trat Unislav zur Seite.

„Du hier?“ rief erschrocken Stoinef,
scheu zu ihr aufblickend. Hier ist
nicht der Ort für dich, Gotelinde!
Du hast wohlgetan, daß du von
mir dich losgesagt, — dort in der
Kirche, denn ganz unwert bin ich
deiner. Willst du von mir Abschied
nehmen?“

„Nein, mein Stoinef, — nicht den
Abschied dir zu geben, bin ich
hergekommen, sondern dir zu
sagen, daß ich zu dir stehe
fest und unverbrüchlich. Du hast
Unrecht wohl getan und Unrecht
auch erlitten, — doch nicht darnach
frag ich, sondern da ich dich im
Unglück sehe, komm ich zu dir:
wissen sollst du, daß dein Unglück
auch das meine ist; ich teile
alles mit dir, Glück und Unglück,
Ehr und Schande, — denn als deine
Braut bekenn ich mich von nun an.
Hier in Gegenwart des Vaters,
Stoinef, — hier verlob ich dir mich,
dein zu sein, und keinem andern
will ich jemals angehören.“
Und sie faßte seine Linke,
schob ein Ringlein auf den Finger,
neigte sich zu ihm und küßte
seine Stirn und seine Augen.

Wie ein Krampf durchfuhr es Stoinefs
Glieder; auf die Kniee sank er
nieder, — schlug die Arme um die
Jungfrau, in die Falten ihres
Kleides hüllte er sein Antlitz,
und ein innerliches Schluchzen
warf erschütternd seinen Körper
hin und wieder. Und da wars, als
wenn die wochenlange Spannung,
die auf seinem ganzen Wesen
unheilvoll gelegen, sich nun
löste und er wieder zu sich
selbst gekommen. Gotelinde
schwieg und streichelte nur zärtlich
seine tränenfeuchten Wangen.

Endlich sprach er: „Nein, Geliebte,
du weißt nicht, wem du in deiner
Herzensgüte dich vertraut hast:
Ich bin dein nicht wert, und will nicht
dich in mein dunkles Verhängnis
mit hineinziehn, das ich selber
hab verschuldet, und das nun ich
büßen muß.“

„Was du begangen,
weiß ich nicht,“ sprach Gotelinde.
„Ist es etwas Schlimmes, so bist
du mir doch kein andrer worden;
bist auf einen bösen Irrweg
du geraten, geh ich mit dir,
um dir draus zurecht zu helfen
und zurück dich mir zu holen,
denn ohn dich will ich nicht leben!
Nun, mein Stoinef, gehn wir von dir,
doch die Herzen bleiben bei dir, —
sind auch bei dir morgen, wenn sich
dein Geschick entscheidet. Denke
dann, daß deines Vaters Liebe
und die Liebe deines Mädchens
dich umgeben und für dich zum
Thron der Gnade flehen.“

Und sie
küßte ihn zum zweiten Male,
löste sanft von dem Umfangen
seiner Arme sich und winkte
Unislav. Der reichte noch die
Hand dem Sohne, die der zärtlich
küßte, — und die beiden ließen
ihn allein in seiner Zelle. —

Jürgen Kra(a)tz

Fischer zu Gneve
□ AR 11. 3. 1731, seine Ehefrau □ AR 6. 6. 1723.

* = geboren, † = gestorben,
—— = getauft, □ = begraben,
∞ = getraut, ✕ = gefallen,
AR = Alt-Röbel, konf. = konfirmiert.

I.

II.

1) **Maria,**
—— Gneve 30. 1. 1672

2) **Elisabeth,**
* Gneve 10. 2. 1675

3) **Christoff(er)**
—— Gneve 27. 2. 1678
† Gneve 26. 5. 1711
∞ Gneve 30. 1. 1706
Anna **Berends.**

4) **Hans,**
Fischer zu Gneve,
—— Gneve 13. 4. 1681
□ AR 2. 6. 1747

5) **Johann,**
—— Gneve 9. 6. 1684
∞ Gneve 29. 4. 1723
Anna Maria **Lepsow**

6) **Anna Cathrin,**
—— Gneve 29. 1. 1688
∞ Gneve 23. 10. 1708
Samuel **Hackbusch** zu Gneve

III.

(Mutter: T. des Stoffer Gößler
1) **Anna Marie,**
—— Gneve 17. 10. 1704
∞ Gneve 28. 10. 1740
Jochim Christian **Fanger**

2) **Adam Levin,** Baumann, Statthalter zu Melz,
—— Gneve 24. 2. 1708
† Melz 9. 1. 1785
∞ Melz 10. 7. 1744
Ilsabe Catharina **Kohlmätz,** † Melz 14. 2. 1789, 60—70 Jahre alt

3) **Cathrin Sophie,**
—— Gneve 13. 10. 1709
∞ Gneve 27. 11. 1727
Joachim **Preen** zu Gneve

1) **Anna Elisabeth,**
—— Gneve 13. 1. 1709

2) **Jochim,**
Bürger und Fischer zu AR, —— Gneve 11. 11. 1710, □ AR 9. 11. 1777, ∞ 1746 Cathrina Maria **Lüders,**
* 1719
† AR 29. 5. 1800

3) **Maria,**
* Gneve 26. 4. 1712
konf. AR 1727

4) **Hans,**
—— Gneve 2. 3. 1716
□ AR 17. 7. 1716

5) **Anna Cathrina,**
—— Gneve, 1. 11. 1717
konf. AR 1733

6) **Ilsabe Catharina,**
—— Gneve 28. 1. 1720
∞ AR 2. 10. 1749
Hans Jürgen **Günther,** Musketier im Mecklb. Militär.

7) **Margarete Dorothea,**
* Gneve 18. 3. 1724
konf. AR 1740

8) **Hans Casper,**
Windmüller zu Melz,
* Gneve, 18. 3. 1724
† Melz 1. 10. 1757
∞ Melz, 29. 1. 1755
Magdalena Maria **Frenz**

IV.

1) **Catharina Elisabeth,**
* Melz 13. 10. 1745
† Melz 28. 2. 1813
∞ Melz 26. 10. 1770 Friedrich **Clement,** Tagelöhner zu Melz, * Melz 25. 6. 1745, † Melz 11. 12. 1795

2) **Anna Margareta,**
Hebamme,
* Melz 22. 7. 1748
† Melz 18. 3. 1827
∞ Melz 4. 11. 1767
Jochim Andres **Meinke,** Kutscher, dann Statthalter zu Melz, * Melz 5. 2. 1737, † Melz 8. 11. 1812

3) **Hans Jochen Friedrich,**
Lakai, dann Schreiber auf dem Hofe zu Melz,
* Melz 9. 3. 1751,
† Melz 4. 2. 1811
I. ∞ Melz 9. 2. 1776 Anna Dorothea **la Motte,** T. des Gärtners La Motte zu Crümmel, * 1757
† Melz 22. 6. 1803
II ∞ Melz 11. 7. 1805 Ilsabe Maria **Ebel,** T. des Tagelöhners Jochen Andreas Ebel zu Dipperow.

4) **Marie Lise,**
* Melz 28. 1. 1754
I. ∞ Melz 23. 10. 1778 Johann Heinrich **Köppe,** Kutscher zu Melz
* Melz 18. 3 1752
† Melz 26. 8. 1781
II ∞ Melz 14. 10. 1784 Tobias Hinrich **Klement,** Branntweinbrenner zu Melz,
* Melz 3. 3. 1748
† Melz 23. 4. 1819

5) **Christina Maria Dorothea,**
* Melz, 11. 3. 1755
† Melz 19. 3. 1796,
∞ Melz 18. 10. 1782 Carl Jacob **Ebel,** Tagelöhner zu Melz * Solzow 1752, † Melz 28. 8. 1824

6) **Ann Fike Lische,**
* Melz 17. 6. 1764
† Melz 27. 4. 1767 (Blattern)

Johann Jochim Casper,
—— Gneve 11. 11. 1736

1) **Cathrina Margaretha,**
—— Gneve, 7. 2. 1747
□ AR 12. 2. 1747

2) **Johann Joachim Caspar,**
* Gneve 8. 6. 1749

3) **Hans Jochim Christian,**
Bürger und Wademeister zu AR, * Gneve 25. 11. 1753
□ AR 3. 5. 1785 ∞ AR 16. 2. 1776 Sophia Dorothea **Ebel** aus Neu-Röbel

4) **Andreas Christoffer,**
Bürger, Fischer und Kirchenvorsteher zu AR, —— Gneve 13. 7. 1756, † AR 28. 12. 1824, I. ∞ AR 3. 12. 1784 Catharina Maria **Jacobs,** T. des Bürgers Nikolaus Jacobs zu AR, * AR 29. 1. 1764 † AR 3. 10. 1792 (Ruhr) II. ∞ AR 15. 2. 1793 Anna Maria Elisabeth **Jacobs,** T des Kirchenvorstehers Christian Wilhelm Jacobs zu AR, * AR 2. 2. 1770 † AR 5. 6. 1821 (Blutsturz)

Elisabetha Friederica Johanna,
* Melz 3. 4. 1756

V.

1) [Mutter: Anziek Cleman zu Melz] **Johann Friedrich,** Lakai dann Schreiber auf dem Hofe zu Melz, * Melz 20. 1. 1772, † Melz, 8. 10. 1861, ∞ Melz, 22. 9. 1791, Ilse Marie Eleonore **Halbach,** T. des Schmiedemstrs. Georg Halbach zu Grubenhagen, * Grubenhagen 1769, † Melz 18. 4. 1824.

2) **Friedrich Carl Gustav,**
* Melz 8. 3. 1778.

3) **Ludwig Gustav Gottlieb,**
* Melz 24. 12. 1780

4) **Johann Jochen Hinrich,**
* Melz 3. 11. 1783

5) **Christian Carl Johann,**
1806 Jägerbursche zu Melz
* Melz 15. 7. 1786
† Melz 3. 7. 1796 (Pocken)

6) **Augusta Friederica Catharina Maria,**
* Melz 17. 2. 1789
† Melz
Ernst Ludwig **Strübing,** Windmüller zu Melz,
* Melz 2. 2. 1801,
† Melz 2. 5. 1839

7) **Anna Sophia Elisabeth,**
* Melz 26. 11. 1792
∞ Melz 28. 6. 1825 Johann Jochen **Gennburg,** Nagelschmiedemeister zu Neu-Röbel

8) **Augusta Sophia Catharina,**
* Melz 17. 7. 1797
∞ Melz 15. 4. 1825
13. 7. 1798
Johann Jochim Friedrich **Schede,** Bürger und Wademeister zu AR
—— AR 5. 8. 1770
† AR 27. 2. 1828 (ertrunken)

1) **Maria Elisabeth,**
—— AR 15. 7. 1777
† AR 7. 12. 1861
∞ AR (Milzentzünd.)
I. ∞ AR 4. 12. 1807, Anna Maria Christiane **Benck,** T. des Ackerbürgers Hans Jochim Benck zu AR, * AR 8. 11. 1787, † 23. 3. 1808 (Frieseln)
II. ∞ 15. 4. 1817, Anna Elisabeth Friederike **Warnke,** T. des Bürgers u. Zimmerers Warnke zu Neu-Röbel

2) **Johann Jochim Christoffer,**
* AR 28. 3. 1779
□ AR 28. 9. 1779
∞ AR 23. 2. 1810 Jacob Heinrich Otto **Blohm,** Bürger und Zimmermeister zu AR,
* AR 7. 1. 1779
† AR 7. 3. 1855.

3) **Johann Jochim Christian,**
Ackerbürger zu AR, * AR 29. 10. 1780, † AR 2. 7. 1817

4) **Ilsabe Maria Christina,**
* AR 14. 3. 1784
† AR 9. 6. 1863
Joachim Christian Friedrich **Blohm,** Ackerbürger und Fischer zu AR
* AR 7. 5. 1778
† AR 8. 12. 1853

1) **Anna Maria Catharina,**
* 26. 3. 1786
† 17. 12. 1808 (Wochenbett)
∞ 15. 1. 1808 Christian Heinrich Friedrich **Jacobs,** Bürger und Bäckermeister zu Alt-Röbel
* AR 4 4. 1790
† AR 9. 5. 1853

2) **Magdalene Elisabeth Sophia,**
* AR 11. 8. 1789
† AR 10. 1. 1792

3) **Anna Elisabeth Dorothea,**
* AR 14. 2. 1794
† AR 3. 10. 1876
∞ AR 5. 12. 1817 Johann Karl Friedrich **Wüsthof,** Bürger und Zimmerer zu Alt-Röbel
* (Priborn 9. 3. 1802)
† AR 1. 10. 1881

4) **Anna Sophia Maria,**
* AR 11. 12. 1796
† AR 23. 7 1862
∞ AR 14. 1. 1823
8. 12. 1820 Ilsabe Sophia Hanna **Jacobs,** T. des Ackerbürgers Joachim Andreas Jacobs zu AR
* AR 12. 10. 1787
† AR 2. 10. 1844

5) **Christian Heinrich Christoffer,**
Ackerbürger zu AR, * AR 13. 12. 1799, † AR 16. 3. 1876, ∞ Dipperow, 8. 10 1824 Hanna Maria Elisabeth **Ebel,** T. des Hauswirts Caspar Ebel zu Dipperow, * Dipperow 25. 10. 1800 † AR 6. 6. 1856.

6) **Johann Joachim Matthias,**
Ackerbürger u. Kirchenvorst zu AR, * AR 11. 6. 1803, † AR 26. 8. 1864, (Fall v. Scheunendach), ∞ Dipperow, 8. 10 1824 Hanna Maria Elisabeth **Ebel,** T. des Hauswirts Caspar Ebel zu Dipperow, * Dipperow 25. 10. 1800 † AR 6. 6. 1856.

VI.

1) **Anne Marie,** * Melz, 4. 7. 1791, † Melz 27. 3. 1849, ∞ Melz 14. 10. 1808 Jochen Christian Friedrich **Melz,** Schulmeister zu Melz, * Melz 8. 7. 1787 † Melz 29. 1. 1869.

2) **Henriette Charlotte Elisabeth Catharina,**
* Melz 31. 10. 1794
† Melz 26. 5. 1860
∞ Melz 4. 11. 1814 Johann Heinrich **Melz,** Jäger zu Melz * Melz 15. 3. 1790 † 22. 10. 1878

3) **Friederike Ernestine Rosamunde,** * Melz 21. 12. 1797, † Melz 15 9. 1818 (Nervenfieb.)

1) **Christoph Andreas Christian,** Ackerbürger zu AR, * AR 28. 9. 1822
† AR 23. 8. 1874
∞ AR 9. 1. 1846 Anna Elisabeth Johanna **Jacobs,** T. des Bäckermeisters Christian Heinrich Friedrich Jacobs zu AR,
* AR 28. 9. 1818

2) **Johann Carl Christoph,** Ackerbürger zu AR * AR 22. 4. 1825, † AR 27. 7. 1891, ∞ AR 19. 7. 1850 Sophie Marie Elisabeth **Buck,** T. des Ackerbürgers Friedrich Christian Joachim Buck zu AR,
* AR 24. 2. 1831
† AR 3. 10. 1899

1) **Anna Maria Sophia,**
* AR 10. 11. 1825
∞ AR 3. 11. 1854 Johann Friedrich Theodor **Lenz,** Maurer zu Mirow

2) **Johann Joachim Christian,**
* AR 8. 1. 1828
† AR 16 10. 1841 (Halsbräune)

3) **Sophie Maria Elisabeth,**
* AR 22 9. 1830
† AR 2. 4. 1909
∞ AR 16. 11. 1859 Johann Christian Elias **Franz,** Arbeiter zu AR,
* AR 12. 7. 1831
† vor 1909

4) **Joachim Christoph Friedrich,** Ackerbürger zu AR. * AR 17. 3. 1833
† Malchow 6. 6. 1911
∞ Kieve 23. 11. 1859 Maria Sophia Johanna **Wolter,** T des Halbbauern Joachim Michel Wolter zu Kieve,
* Kieve 15. 9. 1830
† AR 16. 4. 1911

5) **Johanna Henriette Dorothea Maria,**
* AR 2. 5. 1836
† AR 4. 6 1846 (Scharlach)

6) **Knabe**
totgeboren AR 7. 3. 1840

VII.

1) **Johann Christoph Albert,** Ackerbürger zu AR, * AR 1. 7. 1853, † AR 5 12. 1901, ∞ Neu-Röbel 20. 7. 1882 Johanna Friederike Maria Luise **Gennburg,** T. des Nagelschmieds Johann Heinrich Theodor Christian Gennburg zu Neu-Röbel,
* Neu-Röbel 15. 3. 1862

2) **Hermann Johann Elias,** Ackerbürger zu AR, * AR 14. 4. 1857, I. ∞ AR 23 2. 1883 Auguste Sophia Dorothea **Bose,** T des Arbeiters Johann Joachim Lorenz Bose zu AR, * AR 8. 3. 1863, † AR 24 1. 1892, II. ∞ Kambs 28. 7. 1895 Frieda Wilhelmine Karoline Maria **Kohlmetz,** T. des Erbpächters Johann Karl Ludwig Kohlmetz zu Kambs, * Kambs 19. 9. 1863 † AR 29. 11. 1897, III. ∞ Babcke, 24. 3. 1899 Bertha Johanna Wilhelmine **Putzehl,** T. des Eigentümers August Putzehl in Babcke, * Babcke 6. 12. 1872.

1) **Frieda Sophia Elisabeth,** * AR * AR 16. 3. 1860, † AR 8. 8. 1891, ∞ AR 8. 6. 1882 Karl Ernst Heinrich Johann **Hühn,** Ackerbürger zu AR, * Neu-Röbel 20. 5. 1857

2) **Mathilde Maria Anna,** * AR 8. 3. 1862, ∞ AR 21. 11. 1890 Johann Heinrich Georg **Böttcher,** Tuchmachermeister zu Malchow,
* Malchow 23. 2. 1855

3) **Auguste Mathilde Friederike,**
* AR 15 3. 1864, † AR 1. 9. 1873 (Entkräftung)

4) **Hermann Carl Christian,**
Ackerbürger zu AR, * AR 8 7. 1868, † AR 19. 12. 1909, ∞ Dipperow 2. 6 1893 Marie Sophia Luise **Rose,** T. des Büdners Johann Friedrich Christian Theodor Rose zu Dipperow, * Dipperow 4. 1. 1869

VIII.

1) **Martha Sophie Hermine Frieda,** * AR 27. 7. 1884, † Spandau, 8. 3. 1914, ∞ Berlin 4. 1910 August Friedrich Wilhelm **Beefe,** Gastwirt zu Spandau. * Wildkuhl 7 5. 1881

2) **Rudolf Theodor August Martin,** Ackerbürger zu AR, * AR 11. 11. 1888, ✕ in Flandern 9. 6. 1916

1) **Friedrich Otto Johann Martin,** Ackerbürger zu AR, * 25. 4. 1883, ✕ Altona 9. 8. 1915 ∞ Ludorf 9 6. 1910 Bertha Christine **Propp,** T des Stellmachers Friedrich Johann Peter Propp zu Ludorf,
* Ludorf 21. 7. 1888

2) **Emma Johanna Marie Wilhelmine,**
* AR 8. 6. 1886
† AR 29. 8. 1907

3) **Karl Wilhelm Hermann,** Ackerbürger zu AR, * AR 18. 11. 1897, ∞ AR 1. 3. 1921 Martha Elfriede Charlotte **Steinemann,** T. des Sparkassen-Rendant Friedrich Steinemann, * Merzig (Saar) 19. 8. 1897

4) **Else,**
* AR 10. 2. 1913
† AR 19 2. 1913

1) **Hermann Heinrich Johann,** Ackerbürger zu AR, * AR 11 12 1894, ✕ St. Eloi 6. 4. 1916

2) **Wilhelm Albert Ludwig Johann,** Maurer zu Neukrug bei Wredenhagen, * AR 1. 3. 1896, ∞ Wredenhagen, 26. 11. 1920 Martha Wilhelmine Marie **Peters,** T. des Einwohners Friedrich Karl Wilhelm Peters zu Neukrug,
* Neukrug 6. 9. 1899

3) **Frieda Luise Marie Wilhelmine,** * AR 24. 12. 1898, ∞ AR 5. 3 1920 August Wilhelm Christian Bernhard **Doß,** Oberschweizer zu Wackstow, * Dipperow 21. 3. 1895

4) **Martha Ida Karoline Auguste,**
* AR 12. 4. 1901
† AR 4. 12. 1904

5) **Emma Marie Bertha Sophie,**
* AR 4. 10. 1906
konf. AR 1922

IX.

Herbert Fritz Rudolf Hermann,
* AR 10. 3. 1913

1) **Knabe,**
* AR 25. 12. 1921
† 28. 12. 1921

2) **Marianne Dorothea Hildegard,**
* AR 7. 9. 1923

3) **Hermann Friedrich Karl Hans,**
* AR 8. 7 1925

1) **Knabe,** totgeboren Neukrug 14. 4. 1921

2) **Else Paula Auguste Frieda,**
* Neukrug 12. 3. 1922

3) **Herta Frieda Ina,**
* Neukrug 15. 5. 1923

4) **Hermann Wilhelm Friedrich,**
* Neukrug 3. 7. 1924.

Nur führenden Geistern
des Volkes allein
Gebühret ein Denkmal
von Erz oder Stein;
Doch jeglicher Brave
mit Fug und Recht
Verdienet ein Denkmal
durch sein Geschlecht!

Es scheint, als wenn die schweren Kriegs- und Nachkriegsjahre wenigstens die erfreuliche Wirkung gehabt haben, viele unserer Volksgenossen wieder zu dieser Einsicht zu bringen. Manch einer, der sein Augenmerk sonst auf ganz andere Ziele lenkte, hat es nun gelernt, in seiner Heimat und Familie die starken Wurzeln seiner Kraft zu suchen und zu finden. Denn letzten Endes kann immer nur auf dem aufgebaut werden, was vordem gewesen ist. In Väterart und Vätersitte sich vertiefen, macht stark den fremden Einflüssen gegenüber, die die Umwelt auf uns ausübt. Wir sind alle nur Blutsteile unserer Eltern und Ahnen. Die Ahnen leben in uns, und viele wissen es gar nicht. So wie wir heute lächeln, gehen, schreiben, genau so lächelte, ging und schrieb bereits der Urahn, genau so schreiben Blutsverwandte im Osten, Westen, Norden und Süden. Alte Familienbilder beweisen es. Eigenschaften, Tugenden, Laster wiederholen sich, Krankheiten schlummern in uns, Fähigkeiten können wir fördern, Schwächen bekämpfen. Familienforschung erschließt uns manche Geheimnisse, offenbart uns manchen Sinn des Lebens und gibt uns Ansporn und Vertrauen in die Zukunft. Ich habe es erlebt, daß nahe Verwandte sich völlig aus den Augen verloren, daß Menschen nichts von ihren Großeltern wußten, daß Kinder nicht die Grabstätte der Mutter finden konnten. Welch eine Freude dagegen, wenn man das Blühen und Gedeihen seines Stammes verfolgen kann und wenn man seinen Blutsverwandten mit Rat und Tat zu helfen vermag. Es ist auch eine Gottesgabe, einer Familie anzugehören, welche seit Jahrhunderten in ihrer bürgerlichen Einfachheit sich ehrlich durchgeholfen hat. Riehl sagt mit Recht: „Eine Familienchronik sollte in jedem Bürgerhause, in welchem man lesen und schreiben kann, angelegt werden." Verhältnismäßig am einfachsten ist die Aufstellung einer Stammtafel, die mit dem Stammvater beginnt und gleichsam den Strom des Blutes versinnbildlicht, der von ihm aus in seine Nachkommen fließt. Dabei werden nur die Träger des Familiennamens, nicht mehr die Nachkommen der Töchter, berücksichtigt. Wir wählen, um auch anderen Familien Lust zu machen, über ihre Familie zu forschen, als Beispiel die Familie Kraatz. Der Name gehört wohl zu den ältesten des Kirchspiels. Er ist unzweifelhaft wendisch, und Wenden werden auch seine ersten Träger gewesen sein; ja bis auf den heutigen Tag haben einzelne Glieder der Familie den wendischen Typus treu bewahrt. Es handelt sich wohl um ein uraltes Fischergeschlecht vom Müritzufer. Karsten läßt in seiner „Glocke im See", diesem Sang aus dem dreizehnten Jahrhundert, einen Fischer Kraatz auf Grund alter Dokumente auftreten. In den ältesten Eintragungen der Alt-Röbeler Fischergilde findet sich der Name wieder. Das älteste Kirchenbuch von St. Marien beginnt mit diesem Namen, in der Franzosenzeit führte ein Kraatz das Amt eines Kirchenvorstehers, ebenso wie sein Sohn, und bis heute blüht das Geschlecht in seiner alten Heimat, obgleich es drei hoffnungsvolle Glieder im Weltkriege opferte. Für die anliegende Stammtafel, bei deren Aufstellung die jetzige Gemeindeschwester Diakonisse Margarethe Ambrosius wertvolle Hilfe leistete, konnten nur die Kirchenbücher von Röbel (St. Marien), Melz und Vipperow herangezogen worden. Das St. Marien-Kirchenbuch beginnt mit dem Jahre 1672. Um diese Zeit lebten in Gneve zwei Männer namens Kraatze, Kratz oder Kratzen. Der eine hieß Jochim; dessen Sohn wurde 1678 geboren. Der andere, Jürgen, ist der Stammvater des jetzt noch in Alt-Röbel blühenden Geschlechtes geworden. Heute lebt seit jener Zeit die neunte Generation. Wahrscheinlich ist auch jener Jochim nahe mit dem Stammvater Jürgen verwandt gewesen, wie aus Pateneintragungen hervorgeht, doch läßt sich das nicht mehr sicher nachweisen.

8 Alte Namen und Familien in Röbel, vornehmlich in der Altstadt

Die siebenhundertjährige Geschichte der Stadt Röbel erstreckt sich über mehr als 20 Menschenalter. Ununterbrochen zieht sich in diesen Generationen die Kette der Ueberlieferung durch die Jahrhunderte. Ein Glied reiht sich gleichmäßig an das andere. In der Bereicherung oder Verminderung des Erbes, das eine jede Generation von der vorhergehenden übernommen und an die folgende weitergegeben hat, zeigt sich der ewige Wechsel des historischen Geschehens.

Die Einwohner des Ortes als Träger der Entwicklung bilden in zeitlichem Längsschnitt betrachtet eine geschichtliche Einheit. Die Geschichte der Stadt ist die ihrer Bewohner mit ihren gemeinsamen Geschicken im Glück und Unglück, mit ihren gleichen Lebensbedingungen, Sitten und Gewohnheiten. Zwar nicht ausschlaggebend, aber sehr wesentlich sind die Zusammenhänge des Blutes, die Verwandtschaft und Fortpflanzung der Einwohner innerhalb der städtischen Mauern; sie ist aber immer nur zu einem gewissen Teil vorhanden, heute weniger als früher. Wo Orts- und Familientradition zusammenfällt, pflegt die Erinnerung an die Vergangenheit stärker lebendig zu sein und der Faden der Ueberlieferung seltener abzureißen. Alteingesessene Geschlechter sind mit der Geschichte ihrer Heimat verwachsen wie der vielhundertjährige Eichbaum mit dem Erdboden, worauf er steht. In dem Aufwachsen und Blühen der Ortsfamilien, aber auch in ihrem Vergehen spiegelt sich die lokale Geschichte wieder. Das Alte erstarrt und stirbt ab. Ein ständiger Zuzug von außen her bringt neue Ideen und neues Leben. Beharrung und Wechsel der Einwohner, Aufstieg und Niedergang der Geschlechter geben jeder Stadtgeschichte ein reizvolles Gepräge, vielleicht sogar ihren letzten Inhalt. So mögen die nachfolgenden Zeilen, worin wir den Spuren der alten Röbeler Familien durch die Jahrhunderte nachgehen, dazu beitragen, uns die Vergangenheit der engeren Heimat lebendig zu machen.

Röbel ist auf einem längere Zeit von slawischen Volksstämmen bewohnten Boden als Kolonistenstadt von deutschen Einwanderern gegründet. Die ältesten Röbeler Einwohnernamen, die uns durch mittelalterliche Urkunden überliefert sind, stammen erst aus einer Zeit, als die Stadt bereits mehrere Jahrzehnte bestand. Da die Familiennamen damals noch jung oder erst im Entstehen waren, können sie uns, wenn wir ihren Ursprung und ihre Bedeutung wissen, mancherlei von ihren Trägern oder deren nächsten Vorfahren erzählen.

Die meisten dieser Namen sind von Ortschaften entlehnt; sie weisen damit auf die Stammheimat der Familien zurück und geben uns Aufschluß darüber, welchen Gegenden Deutschlands die ersten Bewohner unserer Stadt entsprossen sind.

Zum Teil waren sie von weither gekommen, um sich hier in fremdem Lande eine neue Wohnstätte zu schaffen, aus dem Rheinland und Westfalen die Familien des Henricus de Aken (Aachen) und Johannes de Minden, die beide im Jahre 1288 unter den Röbeler Ratsherren genannt werden, aus Westfalen, wo es ein Dorf Beelen (Kr. Warendorf) gibt, vielleicht auch die Vorfahren des Hintzeke Bele(n) (1362), aus Niedersachsen die Familie Lunenburgh oder Lüneburg (1305). Im Hessenland mögen ferner des Ratmannes Jacob Spanghenberch (1389) Ahnen zu Hause gewesen sein.

Am zahlreichsten waren die Familien, welche mecklenburgische Ortsnamen als Geschlechtsbezeichnung hatten. Aber auch sie waren wohl größtenteils ursprünglich aus Altdeutschland westlich der Elbe eingewandert, wenn sich dies im einzelnen auch nicht mehr nachweisen läßt. Ein Röbeler Bürger Gerhard von Parcham oder Parchim (1305 und 1318) stiftete einen Altar bei der Nikolaikirche, dessen Priester bestimmungsgemäß von den Geschlechtsangehörigen des Stifters bis zu ihrem gänzlichen Aussterben bestellt wurde. Eine Urkunde vom Jahre 1305 nennt einen Hermannus de Wesenbergk, vielleicht Vater des Johannes Wesenberch (1330). Im Jahre 1349 kaufte Nicolaus von Güstrow sechs Hufen in Buchholz, die er zur Bewidmung einer Vicarei der

Alt-Röbel

Die Engestraße

Neuröbeler Kirche verwandte. Tideke Myrow erscheint 1389 unter den Ratmannen zu Nyghen Röbel.

Hauptsächlich auf die Bewohner der näheren ländlichen Umgebung haben die Städte von jeher eine starke Anziehungskraft ausgeübt. An Dorfnamen aus der Nachbarschaft Röbels finden wir unter den ältesten Röbeler Bürgernamen folgende: Dambeck (Johannes de Dambeke 1288 Ratsherr), Priborn (Tidemannus Priborne 1291), Gneve (Jacobus de Gnewe 1305; Johannes de Gneve, 1335 Archidiakonus der altstädter Kirche; Tideco de Gneve, 1335 Priester), Solzow (Johannes de Soltzowe 1349; Henneke van Soltzowe, 1362 Ratmann), Kelle (Curt van Kelle, 1376 Ratmann) und Nätebow (Gerke oder Gherard Nedebow, Bürger zu Neuröbel, verfügte 1389 über einen Hof, „dar sein vater auff gewonet, zu Alten Robel nehist dem Kruge belegen").

So leicht wie in diesen Fällen ist der Herkunftsort der Familien nicht immer festzustellen, denn die Namensformen können sich im Laufe der Zeit verändert haben. So gaben die heutigen Ortschaften Zielow, Sietow, Spitzkuhn, Buchholz, Wokern bei Teterow und Gödebehn bei Criwitz den Familien des Tideke Sylowe (1362), Hennekinus de Sytekow (1305), Zytekowe (1389), Henneke Pyscum (1376), Henneke Bokholt (1389), Ludeke Wokert (1376) und Benedictus Ghotebende (1376) den Namen. Die Familie Mersow, wozu der Ratmann Thidericus de Mersow (1288) gehörte, wird man mit dem heutigen Massow, 1344 Marsowe genannt, in Verbindung bringen dürfen. An den Namen Lutterow, der zuerst mit Hans Lutterowe 1389 in Röbel erscheint, erinnert jetzt nur eine kleine Ansiedlung namens Alt- und Neu-Lutterow bei Zechlin (Ostprignitz), wohl die Reste eines früheren Dorfes. Manche Orte, deren Namen sich in Familien erhalten haben, sind ganz vom Erdboden verschwunden, so das ehemals unmittelbar an die Röbeler Feldmark stoßende Dorf Zarnow, wonach sich ein Röbeler Geschlecht (Bartoldus de Cernow und Nicolaus de Cernow 1305; Johannes de Cernow, 1350 Vicepraepositus in Neuröbel) nannte.

Manchmal ist die Ortsbestimmung unsicher oder gar unmöglich. Den Namen der Röbeler Familie Hindenburg (Johannes Hinnenborgh und Hinnenborch 1345 und 1346) tragen mehrere Orte, doch darf man ihn mit einiger Wahrscheinlichkeit von dem am nächsten gelegenen Dorfe bei Templin herleiten. Wo aber mag der Ort gelegen haben, dem der Ratmann Clawes van Ouchowe (1376) den Namen verdankte?

Neben den Geschlechtsbezeichnungen, die von bestimmten Ortschaften herrühren, gibt es Namen, die zwar ebenfalls lokaler Bedeutung sind, aber lediglich auf die Lage oder Art des früheren Wohnsitzes der Familie im allgemeinen hinweisen. Namen dieser Gattung trugen in Röbel die Bürger Hinrik van dem Haghene (1376), Lenerd van deme Haghene (1389), Otto up den Berghe (1389) und Hinricus von der Molle (1306).

Der letzte leitet über zu den Namen, die vom Beruf oder der Stellung herkamen und uns somit gleichfalls einen Blick in die älteste Geschichte der betreffenden Familien tun lassen. Zwar ist ein Moller im mittelalterlichen Röbel noch nicht belegt, man findet aber einen Henneke Pistor (Bäcker) und Ghermannus Sutor (Schuster) 1305, einen Arnoldus Verwer (Färber) 1334, einen Hermen und Kopeke Voghet (Vogt) 1362, sowie einen Heyne Izermengher (Eisenhändler) und Henneke Peltzer 1389.

Von Körper- oder Charaktereigenschaften rührt eine Gruppe von Familiennamen her, die meistens als Neck- oder Spitznamen entstanden sind. Wenn uns Henneke Crispus (1376) nicht nur in einer lateinischen Urkunde begegnete, würden wir ihn vielleicht auch als Krause oder Kruse kennen. Den Ratsherrn Hinricus Imme (1288) oder seine Vorväter hat man sich als eifrige Bienenzüchter zu denken, die Namen seiner Ratskollegen hundert Jahre später, nämlich des Heyne Kint (1362) und des Bürgermeisters Henneke Ammetrot (Abendrot?) (1389) mögen gleichfalls den scherzhaften Nachreden der Mitwelt entsprungen sein. Hierzu gehören auch die sogenannten Satznamen, die 1334 in Röbel durch die Ratsherrn Reghedantz („rege den Tanz"), Johannes dictus Howeseilt („hau den Schild") und vielleicht auch Reyneke Pappekese vertreten waren.

Die Geschlechtsbezeichnungen schließlich, welche dem Kreise der altdeutschen und kirchlichen Personennamen entstammen, erzählen uns kaum etwas Greifbares aus der Familiengeschichte, wenn sie vielleicht auch älter als alle andern sind. Da ist 1305 ein Siuerdus oder Siegfried, der zum Unterschied von andern seines Namens den Beinamen parvus (klein) trägt, und 1376 sein Gegenstück, der lange Tideke (Dietrich), der ein andermal (1362) sogar mit drei Namen, nämlich als lange Tideke Sylowe, auftritt. Man ersieht hieraus, daß die Familiennamen damals noch nicht fest waren. Die Nachkommen des einen dieser beiden Röbeler können Klein oder Sievert, des anderen Lange, Tidke oder Silow geheißen haben. Ferner sind zu nennen Johannes dictus Boldewen (Baldewin, Balduin), Johannes Wluer (wohl von Ulverich, Wulferich), beide 1334 im Rat, und Volquinus Runge (mit runa, rune = Geheimnis zusammenhängend), der erste namentlich bekannte Röbeler; er ließ sich 1283 in Rostock nieder. Den Namen des Heiligen Georg führte die Familie Görges (Ludeke Ghorges 1376, Henneke Görges 1389).

Als Träger von Familiennamen, die eine mehrfache Deutung zulassen oder schwer zu erklären sind, erwähnen wir der Vollständigkeit halber endlich Nicolaus Borde (1349), Claws Borde (1362 und 1376), Henneke Wesseke 1362 und Hermen Cameruöle (1389).

Hiermit ist das Namenmaterial, das uns von den ältesten Bewohnern Röbels Kunde gibt, erschöpft. Es erhebt sich nun die Frage nach den späteren Schicksalen der Familien. Von den 52 oben erwähnten Namen kommen nur wenige auch später noch in Röbel vor. Wer vermag heute zu sagen, wo die alten Geschlechter geblieben sind, ob das Geschick sie nach andern Orten und Gegenden verschlagen hat oder ob sie ausgestorben und ihre Namen ganz verklungen sind! Einige aber lassen sich noch lange verfolgen. Von den Regedantz wird unten zu sprechen sein. In den späteren Sarnow, die bis in die Zeit des 30jährigen Krieges in Röbel blühten, darf man wohl Nachkommen der alten Cernow vermuten, die Berg, die bis zur Gegenwart ununterbrochen in der Neustadt nachweisbar sind, stammten vielleicht von jenem Otto up den Bergh vom Jahre 1389 ab. Die Familie Lutterow, eins der angesehensten Geschlechter am Ort, saß bis gegen 1700 in der Neustadt. Die Redebow verschwinden um 1500, die Bockholt und Hagen um die Mitte, die Kelle am Ende des 16. Jahrhunderts aus Röbel. Von allen andern aber wissen wir nichts mehr. Man muß nach allem

annehmen, daß im Laufe von 3—4 Jahrhunderten die Familien der ersten Ansiedler und Bewohner Röbels im großen und ganzen neuen Geschlechtern Platz gemacht hatten, wenn auch von ihnen ohne Zweifel ein beträchtlicher Blutsteil insbesondere durch die weiblichen Linien in die Familien der späteren Zeit geflossen ist.

Während aus dem Mittelalter nur verhältnismäßig spärliche Nachrichten über Röbeler Familien auf uns gekommen sind, liegt seit Beginn des 16. Jahrhunderts ein so reichliches Quellenmaterial vor, daß wir daraus ein ziemlich genaues Bild von der Zusammensetzung der Einwohnerschaft und der Fortpflanzung der einzelnen Familien während der letzten 400 Jahre gewinnen. Unter den zahlreichen städtischen Akten und Urkunden, die heute auf dem Röbeler Rathause aufbewahrt werden, ist eins der ältesten und wertvollsten Stücke das „Verlaßbuch", eine Art Grundbuch, worin alle vor dem Rat aufgelassenen Eigentumveränderungen an Häusern und anderen Grundstücken, gelegentlich auch Erbschlichtungen, Testamente und dergleichen eingetragen wurden. Es umfaßt die Jahre 1498—1718. Noch ergiebiger für unsere Zwecke erweisen sich die wenig später beginnenden Schoßregister, die von 1534—1717 in fünf starken Foliobänden lückenlos erhalten sind. Hier stehen von Jahr zu Jahr die gesamten Hausbesitzer mit ihren jeweiligen Steuerbeträgen, und zwar geteilt nach den Stadtvierteln der Neustadt (Priester-, Heiligegeist-, Hohes und Stavenviertel) und der Altstadt verzeichnet. Für die spätere Zeit bieten die übrigen Stadtakten, sowie die Kirchenbücher reiche Ausbeute. Seit dem 16. Jahrhundert ist es nun auch möglich, im besonderen die Familien genauer zu verfolgen, die auf der Altstadt wohnhaft waren. Ihnen sollen die nachstehenden Zeilen in erster Linie gewidmet sein.

Laut Schoßregister waren im Jahre 1543 auf der Altstadt folgende Bürger mit Hauseigentum angesessen: Clawes Wendtland, Hans Harney, filia Jasper Harneys, Hans Volker, Peter Wulfische (d. i. die Witwe des P. Wulf), Palme Stenke, Michel Kolmeß, Hinrik Kroger, Olde Kysowesche, Hans Berndt, Kerstenn Verman, Olde Kobabische, Langnetze, Jasper Sabell, Jasper Potlist, Achim Glode, Drewes Scutthe, Arndt Berndt, Clawes Techenn, Clawes Sprengell, Achim Titke, Anneke Sabelsche, Jasper Wolter, Laurens Wulff, Hermen Smydt, Mathias Titke, Achim Berndt, Achim Teichenn, Hinrik Danyke, Hans Kraseman, Hans Teichenn, Thomas Rumph, Marcus Michell, Hans Vereman, Kerstenn Sarnow, Hans Brun, Achim Fabian, Peter Grymmynck, Peter Vereman, Junge Achim Drewes, Peter Verhemann, Clawes Valckenhagen, Mewes Michell, Olde Kopesche, Hans Mhann, Achim Rumph, Gorges Neßenn, Olde Hans Drewes, Achim Drewes, Laurens Regedantz, Mater eius, Olde Achim Haker, Hinrik Neßesche, Achim Rades, Laurens Vereman, Hans Haker, Junge Hans Drewes, Achim Brun, Achim Vanger, Peter Drewes, Hans Vilterſche, Clawes Drewes, Olde Helmesche, Achim Man, Thomas Moler, Peter Teichenn, Achim Haker, Margrita Rump, Clawes Gothow, Er Joachim Seedorp, Er Pawell Drews (die beiden Pfarrer von St. Marien), Anne Lifert.

Es gab damals also 72 Hausstellen in Altröbel. Die Einwohnerzahl unter Einrechnung der Einlieger, der Knechte und Mägde hat man auf etwa 350 bis 400 Seelen zu veranschlagen. Abgesehen von kleineren Schwankungen, welche die Zeitläufte mit sich brachten, ist die Anzahl der Häuser bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die gleiche geblieben. Erst danach begann sie zuzunehmen. Im Jahre 1840 zählte man 112 Häuser einschließlich der sogenannten Buden.

Unzweifelhaft slawischen Ursprungs sind unter den Namen des Jahres 1543, abgesehen von denen örtlicher Bedeutung, Harney, Kobabe, Kolmeß (Kolmetz), Rades und Techen, vielleicht auch Danyke. Sie bezeugen, daß sich Reste der alten Landbevölkerung erhalten und allmählich mit den Deutschen verschmolzen hatten.

Von den 45 im Jahre 1543 erwähnten Familiennamen finden sich heute nur noch fünf in der Altstadt, nämlich Albrecht, Berend (Berndt), Fanger (Vanger), Neese (Neße) und Rhades (Rades). Doch muß es bei der Häufigkeit der Namen Albrecht und Berend, obwohl sie bis heute ununterbrochen am Ort nachweisbar sind, ohne genauere Ermittelungen natürlich zweifelhaft bleiben, ob es sich bei diesen um dieselben Familien handelt.

Ein Claus Vangher wird in Röbel schon 1504 erwähnt; seine Nachkommen oder Geschlechtsgenossen waren um 1775 in der Stadt sehr zahlreich, denn es gab damals in der Altstadt fünf und in der Neustadt einen Vertreter dieses Namens.

Den Vorrang vor allen jetzt am Ort wohnenden altstädtischen Familien, was Alter und Seßhaftigkeit anbetrifft, können die Neese und Rhades beanspruchen. Da jene schon 1496 mit Achim Neze und 1501 mit Berndt Neße auftreten, darf man wohl annehmen, daß sie damals bereits längere Zeit in Röbel gewohnt hatten. Vielleicht ist zu dem Geschlecht auch der 1543 ohne Vornamen verzeichnete Langnetze zu rechnen, der uns daran erinnern mag, daß der Name Neese zu den Spitznamen gehört. Die Familie Neese ist trotz ihres ehrwürdigen Alters in Röbel nie sehr verbreitet gewesen. Außer den schon genannten seien folgende ehemals auf der Altstadt ansässige Glieder erwähnt: Gories Nehese 1580, Heinrich Neese 1624, Christoff Neesen Witwe 1690, Matthias Neesen Witwe, Christoph Neese und Hinrich Neese 1751, Johann Nehse 1778, Tagelöhner Nehse 1840. Außerdem wohnte 1690 Jochim Neese, ein Becker, mit seiner Frau, einem Sohn und einem Lehrjungen in der Neustadt; er besaß an Vieh zwei Pferde, drei Häupter Rindvieh, sieben Schafe und sieben Schweine, gehörte also zu den wohlhabenderen Einwohnern.

Ebenfalls einige Menschenalter vor dem ersten urkundlichen Auftreten um 1500 darf man wohl die Familie Rades in Röbel zurückdatieren. Bereits 1499 erscheint im Verlaßbuch ein Ludecke Rades mit seinem Sohn Claus, sowie zwei Jahre darauf derselbe mit seinem Sohn Hans. Auch dies Geschlecht spaltete sich zeitweilig in mehrere Zweige. 1624 findet man nur Chim Radeß in Altröbel, 1690 aber bereits Hans Rades Witwe mit ihrem Sohn, ferner Jochim Rades sen., Hans Rades jun. und Jochim Rades jun. alle mit ihren Ehefrauen, dann 1751 Jochim sen., Jochim jun., Johann und Michel. Nach einigen Jahrzehnten aber schmilzt das Geschlecht auf zwei Mitglieder zusammen und heute trifft man nur noch einen Rhades in Altröbel. Auch in der Neustadt lebten im 17. Jahrhundert einige des Namens. Vielleicht aber gehörten nicht alle Röbeler Rades zu einunddemselben Stamm. Von Anna Rades, 1690 in der Neustadt, heißt es „eines Bauren W[itwe] sitzet bey Unß mit ihren kleinen Kindern im Elende, kann für sich nicht mehr steuren denn 7 ßl." Die Familie war ehemals sicherlich vom Lande, wo der Name z. B. 1531 unter den Bauern des Dorfes Walow vorkommt, nach Röbel eingewandert und so mag sie auch später noch gelegentlich von dorther Zuzug erhalten haben. Rades ist eine Kurzform des slawischen Personennamens Radoslaw (= Ruhmlieb).

Einige von den Geschlechtern, deren Namen das altstädter Einwohnerverzeichnis von 1543 überliefert hat, blühen heute nur noch in der Neustadt, so die Bruhn, Hacker und Völcker. Doch haben sich die beiden letzten, die übrigens schon um 1490 in Röbel nachgewiesen werden können, immerhin bis ins 18. bezw. 17. Jahrhundert auch in der Altstadt fortgesetzt. Alle übrigen Familien sind im Laufe der Zeiten in Röbel gänzlich ausgestorben, doch wollen wir wenigstens der wichtigeren von ihnen hier gedenken.

Aus der Familie Drewes ist zuerst Hans Drewsche, also eine Witwe, 1490 in Röbel erwähnt. Hundert Jahre später zählte man in der Altstadt nicht weniger als neun Drewes; allerdings kann das auch mit der weiten Verbreitung des Namens (Andreas) an sich zusammengehangen haben. Merkwürdig viele verwandtschaftliche Beziehungen der Drewes führten aus Röbel hinaus. Ein Bruder des Diakonus Paul Drewes in Altröbel wohnte 1563 in Plau; von drei Brüdern Drewes um 1610 lebte der erste in Röbel, der zweite in Malchow und der dritte in Dänemark. Im 16. Jahrhundert studierten mehrere Drewes aus Röbel auf der Universität Rostock, und Hinrich Drewes bekleidete 1562 in Röbel die Bürgermeisterwürde. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts erlosch das Geschlecht in der Neustadt, einige Jahrzehnte darauf auch in der Altstadt.

Die Familie Rump (Rumpf) ist von 1509 bis gegen 1800 in der Altstadt nachweisbar. Die Fabian blühten, soweit sich feststellen läßt, von 1493 bis um 1700 ebendort, in der Neustadt bis um 1850; die Regedanz, deren Name uns bereits unter den ersten Bewohnern Röbels

begegnet ist und die dann von 1507 ab wieder auftreten, saßen bis 1700 in der Altstadt, später noch in der Neustadt.

Im Laufe des 17. Jahrhunderts verschwanden aus Altröbel ferner die Kopke, Michel, Wolter, Damyke (Danecke), Vermann (Fehrmann), Grymmink, Harney, Kolmetz, Kobabe, Mhan (Man, Mahn), Potlist, Sprengel, Wulf und Zabel. Alle übrigen Namen der Liste von 1543 sind schon um 1600 nicht mehr am Ort anzutreffen.

Dem Abgang alter Familien entspricht der Zuzug neuer und so wächst mit der zunehmenden Bevölkerungsbewegung die Anzahl der Namen in der neueren Zeit ständig an. Die Mehrzahl der Familien, die im folgenden verzeichnet sind, waren nur vorübergehend oder wenige Menschenalter hindurch in der Altstadt angesessen. Manchmal kehren alte uns schon bekannte Namen in neuen Geschlechtern wieder und andere Namen kommen zu häufig in Mecklenburg vor, als daß man bei ihren Trägern ohne weiteres auf Geschlechtsverwandtschaft schließen dürfte. Dazu kommt der lebhafte Wechsel zwischen Alt- und Neustadt. Immerhin ist bei einer stattlichen Anzahl von Familien das Fortblühen bis in die Gegenwart sicher nachweislich.

Neu erscheinen in der Altstadt

in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Familien Arndt (zuerst 1520 in Röbel, heute Ahrend und Ahrens in Neuröbel), Groneberg oder Grohnberg (bis ins 19. Jh. in Altröbel, bis heute in Neuröbel), Kluwen, Knorcke, Krempe, Struker, Voigt, Wegener (zuerst 1490 in Röbel),

im 17. Jahrhundert die Familien Bergholz (heute in Neuröbel), Blank (schon vorher in Neuröbel), Bülow (bis heute in Altröbel), Eickmann, Frenz (bis heute in Altröbel), Görges, Granzow (später in Neuröbel, heute wieder in Altröbel), Ginap, Hävel, Hering, Jacobs (bis heute in Altröbel), Kamptze, Kersten (schon vorher in Neuröbel, heute Karsten in beiden Stadtteilen), Kraatz (bis heute in Altröbel), Kramer, Kruse (heute in Neuröbel), Kummeldur, Maaß (heute in Altröbel), Metzmacher (zuerst 1512 in Röbel), Niemann, Roggentin (heute in Neuröbel), Rosenberg, Scheidt, Schollähn (bis heute in Neuröbel), Sonnenberg (zuerst um 1500 in Röbel), Techow oder Teichow (zuerst 1505 in Röbel, bis um 1800 in Altröbel), Wernecke (zuerst 1488 in Röbel, heute in Neuröbel), Witte, Zander (heute in Altröbel),

im 18. Jahrhundert die Familien Blohm, Bohse oder Boose (bis heute in Altröbel), Breßler (bis heute in Altröbel), Endler, Fritz, Fueß, Guhl (heute in Neuröbel), Haase (heute in Neuröbel), Hecht, Hille, Hinrichsen, Jaap, Käsebier, Köchel, Köhn (heute in Neuröbel), Krabbe, Lampe, Leo, Lieders (heute Lüders in Neuröbel), Magnus, Malchin, Mau, Mohrmann, Oppermann, Pahl (heute Pagels in Neuröbel), Peters (heute in Neuröbel), Prehn (zuerst 1543 in Neuröbel, heute ebd.), Quaack (von 1510 bis heute in Neuröbel), Reinicke oder Reincke (bis heute in Altröbel), Rickermann, Röver, Rohthan, Rudolf, Saubert (heute in Altröbel), Schubbert (heute Schubart in Neuröbel), Schüßler, Sengbusch, Sengspeter, Volkmann, Wahrenberg, Wend (heute in Neuröbel).

Alle bisher nicht erwähnten, gegenwärtig in Altröbel wohnhaften Familien haben sich hier erst im vorigen Jahrhundert oder kürzlich niedergelassen. Einige von diesen sind aber wohl von der Neustadt herübergekommen, wo ihre Namen schon längere Zeit bekannt sind, so die Dahl, Gebert, Hoff, Mahnke, Mensing, Rieck, Schläfke und Stolzenburg.

Kelle Rundhaus

9 Was man sich von meinem Ahnen Morin erzählt

Schwere Wetterwolken, vom Herbststurme gepeitscht, jagten über die mecklenburgischen Lande. Die Bäume reckten ihre kahlen Aeste gen Himmel. Von ferne her hörte man den Ruf der ziehenden Kraniche, die nach einer kurzen Rast auf dem Großen Schwerin, einer Insel, im Müritzsee gelegen und zu dem Gute Ludorf gehörig, ihren Flug nach dem Süden fortsetzten. Früher mußten sie sich vorsehen, daß nicht plötzlich einer von ihnen aus sicherem Hinterhalte durch das Blei des Jägers heruntergeholt wurde. Aber jetzt achtete keiner mehr auf sie, denn die Menschen hatten genug mit sich selbst zu tun.

Dreißig Jahre hatte ein furchtbarer Krieg in Deutschland gewütet. Viele Höfe lagen zerstört, und viele feste Burgen waren dem Erdboden gleichgemacht. Auch in Ludorf sah es böse aus: Die Ställe und Scheunen waren niedergebrannt, und sogar die Kirche, deren Alter bis ins 12. Jahrhundert zurückreicht, hatten die Feinde nicht verschont. Ihr Dach war eingestürzt, und außer dem Altarbilde und den alten Glocken war alles geraubt.

Der alte Herr von Morin war aus dem Kriege zurückgekehrt und saß nun einsam und verlassen in den öden Hallen seiner Burg, die von den Feinden ziemlich verschont worden war. Da, wie es wieder einmal Abend werden wollte, während er am flackernden Kaminfeuer saß und der Herbststurm draußen brauste, hörte er plötzlich Pferdehufe und sah, wie ein schwarzer, vermummter Reiter auf seinem feurigen Rappen über die Zugbrücke gesprengt kam und vor dem Portale Halt machte. Ohne anzuklopfen, riß er die Türe auf und trat ein. Der Hausherr ging ihm entgegen und fragte ihn nach seinem Begehr. Der Fremde wies mit einem satanischen Lächeln auf das Pferd und fragte, ob der Herr Ritter versuchen wolle, das Pferd zu reiten, es hätte bis jetzt noch keiner vermocht, weil es so wild sei! Das ließ der alte Herr sich nicht zweimal fragen, denn Furcht kannte er nicht. Er bestieg das Roß und siehe da! Es ging unter ihm wie das beste Reitpferd! Wie er aber nach dem Preise fragte, da wunderte er sich doch, daß der andere kein Geld, sondern die Glocken der Ludorfer Kirche verlangte. Aber da doch kein Mensch mehr in die Kirche ging, weil sie halbzerstört war, so wurden sie bald handelseinig. Wie nun der schwarze Reiter die Glocken vom Turme nahm, da klangen sie weithin schauerlich durch das Land, und mit Donnergepolter verschwand der rätselhafte Fremde im Ludorfer Torfmoor, das im Volksmunde auch Teufelsmoor heißt. Ein Gewitter hatte sich zusammengezogen, die Blitze zuckten am Firmament, und weithin grollte der Donner.

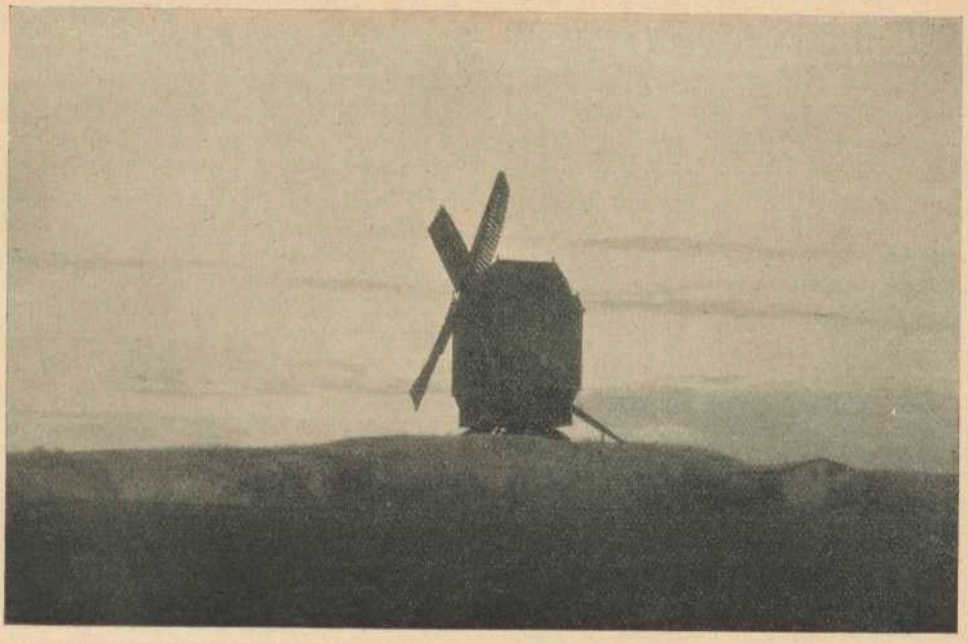
Seitdem war alles Glück vom alten Herrn von Morin gewichen: die mühsam wieder aufgerichteten Ställe und Scheunen wurden wieder durch Feuer zerstört und alles, was er angriff und unternehmen wollte, mißlang. Zwar ritt er täglich seinen schwarzen Hengst und fand dadurch etwas Zerstreuung, aber sobald er zurückkehrte, wurde er von neuen Sorgen bestürmt.

Wie nun vollends einer schrecklichen Seuche, genannt der schwarze Tod, viele Millionen Menschen zum Opfer fielen und auch in Ludorf alles dahingerichtet wurde, da verließ er das Gut und zog sich nach der Stadt Röbel zurück. Aber schon nach wenigen Tagen erkrankte er und starb.

Sein Pferd jedoch hatte er in Ludorf lassen müssen, und wie er seine Augen schloß, um sie nie wieder aufzutun, da riß es sich im Stalle los und sprengte des Nachts in die Straßen von Röbel, hielt unter dem Fenster seines Herrn und wieherte dreimal so laut, daß die Scheiben erklirrten. Da richtete sich der alte Herr von Morin von seinem Totenlager auf, stieg aus dem Fenster, setzte sich in den Sattel und fort ging es mit Windeseile durch Röbel, zum Ludorfer Torfmoore hin, wo Roß und Reiter versanken.

Die Röbeler Bürger, durch den dröhnenden Hufschlag des Pferdes erweckt, wollen ihn gesehen haben, wie er, den Kopf unter dem Arme, zum Stadttor hinausgeritten ist. —

Noch jetzt ist es am Torfmoor nicht geheuer. In der Silvesternacht soll ein Mann ohne Kopf auf einem feurigen Rappen dort sein Wesen treiben, und tief unten sollen die alten Glocken der Ludorfer Kirche läuten.



Ludorf — Die Mühle

Ein Rittersitz am Müritzstrand 10

Möchte ein gütiges Geschick das schöne alte Ludorf behüten, möchte das edle Geschlecht der Knuth noch lange hier unvergessen bleiben." — Diese Wünsche bilden die Schlußworte der zweibändigen Familiengeschichte derer von Knuth. Nun ist auch sie schon ihren Vorfahren zur ewigen Ruhe nachgegangen, Frau Beate von Bülow, die den Wunsch ihrer Mutter, der letzten Geborenen von Knuth, erfüllte und jene übersichtliche Chronik so schlicht und schön zusammenstellte. — Wollen wir nun eine Geschichte von Ludorf schreiben, so müssen wir unbedingt auch einige jener herrlichen Rittergestalten an uns vorüberziehen lassen.

Eine Geschichte Ludorfs mit Gneve, durch die Namen „Schwerin" und „Steinhorn" weithin bekannt, für die 700-Jahrfeier von St. Marien, Alt-Röbel. Durch alte Verbundenheit mit St. Marien ist Ludorf-Gneve wohl berechtigt, an dieser Feier Anteil zu nehmen.

Gehörte Ludorfs Feldmark schon in heidnischer Vorzeit zu dem weiten Gebiet der Tempelburg auf dem Hügel, der jetzt St. Marien trägt, war der gesamte Schwerin das Gehege der dem Swantevit geheiligten Rosse, so ist Gneve selbst von Anfang an der St. Marienkirche eingepfarrt.

Während heute Gneve nur ein Nebengut von Ludorf ist, war es früher von größerem Umfang und ist von beiden das ältere. Im Jahre 1261 werden bei der Beschreibung der Stadtgrenze von Neu-Röbel nur die Ortschaften Zielow und Gneve genannt. Hundert Jahre später tritt Gneve bei der Verpfändung des Landes Röbel an Herzog Albrecht von Mecklenburg als fürstlicher Hof auf und als Hauptort des Leibgedinges, das der Gemahlin Elisabeth des Fürsten Bernhard von Werle vorbehalten war. Vielleicht hat die Fürstin die Gründung des Dorfes Ludorf, dessen Feldmark von der ausgedehnteren Gnever ausgesondert wurde, veranlaßt oder doch dabei mitgewirkt, indem sie Kolonisten aus ihrer Geburtsheimat Holstein heranzog.

Der Name Ludorf, der als Lugdorf, d. i. Dorf am Luche, am Bruche, gedeutet werden muß, tritt in der Urkunde über die Gründung und Einsegnung der Kirche zu Ludorf im Jahre 1346 durch

Bischof Bernhard von Havelberg zum erstenmal auf.

Nach einer Ortssage ist die Kirche aber schon 200 Jahre älter und von dem Ritter Wipert von Morin, einem heimkehrten Kreuzzugsteilnehmer, nach dem Muster der Kirche des Heiligen Grabes erbaut. Ebenfalls hat dieser Ritter Wipert Morin, der sich in den geistlichen Stand begeben hatte, auf dem Schwerin, der in früherer Zeit auch bewaldet war — 1778 zählte man dort noch 220 Eichen —, ein Kloster bauen wollen, ist aber darüber gestorben. Die schon hergestellten großen Quadersteine sollen zum Fundament des jetzigen Ludorfer Herrenhauses benutzt worden sein. Andere Steine des Herrenhauses, das 1698 vom Oberkammerjunker Adam Levin von Knuth erbaut wurde, stammen von der alten Burg Morin, dem Stammsitz des Rittergeschlechtes Morin. Noch heute sind die Spuren dieser ehemaligen Burg in dem von Gräben umgebenen Schloßberg kenntlich. Von dem untergegangenen Dorfe Morin in der Feldmark an der Müritz aber wurden noch im vorigen Frühjahr beim Bestellen des Ackers Fundamente freigelegt. Bis zu dem Bau des Herrenhauses hieß das Gut bald Morin, bald Ludorf. — Der Letzte des Namens Morin starb 1659. Einer der Letzten war der berühmte Ritter Henneke von Morin, bekannt durch die Sage von der Kirchenglocke. Henneke von Morin hat die schreckliche Zeit des dreißigjährigen Krieges miterleben müssen, Kriegshorden und Pestilenz verwüsteten und verödeten auch Ludorf und machten Henneke krank und arm; ihm war nur noch die schon halbgeborstene Glocke im Turm der Kirche geblieben. Um seiner Not ein Ende zu bereiten, soll er es versucht haben mit der Kunst des Goldmachens. Kirchenglocken sollte ja ein besonderer Zauber innewohnen; ihr Metall würde sich, von seinen Händen geschickt geschmolzen, unter Zauberformeln ins reinste Gold verwandeln.

„Inmitten eines Bruches erhob sich und erhebt sich noch auf der Ludorffer Feldmark, die damals Morin geheißen, eine kegelförmige Anhöhe, mächtige Eichen beschatteten sie. Unter diesen verborgen hatte Henneke sich ein Häuschen gezimmert, und dorthin ward im Dunkel der Nacht die Glocke geschafft. Ihren Klang zu hören, war man längst nicht mehr gewohnt. Es war keiner da, der sie zog, kein Priester bekümmerte sich um das zerfallene Gotteshaus. — Da pochte es mit hartem Finger an die Eingangspforte des Hüttleins, und vor dem staunenden Ritter stand ein in schwarzem Mantel gehüllter Reitknecht, der ein gleichfalls schwarzes, aber wunderschönes Roß am Zügel führte. Dem alten Ritter schlug das Herz im Leibe voll heißen Verlangens, das Pferd zu besitzen; aber er schwieg. Doch die blitzenden Augen des schwarzen Reitknechts lasen in seiner Seele, und mit hohler Stimme sprach er die Worte: „Das Tier soll dein sein, gibst du mir dafür die Glocke." Henneke schlug ein, der unheimliche Fremde, es war der Teufel in Person, hielt ihm den Bügel, und so schwang sich Henneke auf das Roß. Jedoch, es wollte den ungewohnten Reiter nicht leiden, hoch bäumte es sich auf, und im gewaltigen Bogen ward Morin zur Erde geschleudert, so daß er auf der Stelle das Genick brach und den Geist aufgab. Nun wollte der Teufel mit seinem Raube abfahren, er ergriff die Glocke und schwang sich mit ihr in die Lüfte; da entglitt sie ihm und war alsbald im Moore, das den Berg umgibt, versunken. Allnächtlich noch irrt das schwarze Roß um den Berg, auf ihm der gespenstische Ritter. Vergebens sucht man auf dem mächtigen Rumpfe den Kopf, er hält ihn sorgsam im Arme. Noch heutigen Tages heißt die Anhöhe der „Teufelsberg". So die Sage.

Henneke verlor also seine Güter, er mußte sie seinem Schwiegersohn überlassen. Ludorf wurde von Knuthsches Besitztum. An einer ansteckenden Krankheit ist Henneke von Morin zugrunde gegangen. In Röbel ist er gestorben und nahe am Altar in der Kirche St. Marien begraben. „So ruht er in geweihter Erde, sicher kein Geselle des Teufels."

Wie sehr Ludorf durch den dreißigjährigen Krieg gelitten hat, beweist die Tatsache, daß 1649 in Ludorf nur eine Witwe wohnte. Auch die Kirche lag im Innern verwüstet, ohne Fenster und Glocken, mit geöffneten Gräbern und eingefallenem Turm. Im Innern war wie durch ein Wunder nur das Altarbild erhalten. — Der Erbauer des Ludorfer Herrenhauses, Adam Levin von Knuth,

ließ auch die Kirche wieder herstellen. Er stiftete die zwei schönen Altarleuchter, die sich noch heute in der Kirche befinden, auf denen man seinen und seiner Güter Namen und Wappen mit den beiden Wurfankern der Morin sehen kann. Leider hat er sich nur selten in Ludorf aufhalten können. Schon in seiner Jugend kam der Ritter Adam Levin von Knuth an den dänischen Königshof und hat bis zu seinem Tode seinem königlichen Herrn in seltener Treue gedient. Sein Wahlspruch war: „Ehrlich währet lange."

„Ach, wer wollte denn nicht streben
Und dahin bemühet sein:
Ehrlich in der Welt zu leben,
Ehrlich sonder allen Schein,
Ehrlich sein in Wort und Werken
Öffnet uns der Wohlfahrt Pforten;
Ich, ich führe solchen Gang:
Folgt mir! Ehrlich währet lang!"

Das ist Adam Levin von Knuth.

Seinem Nachfolger, Adam Levin II., blieb noch viel zu tun übrig, um die Schäden der Kriegszeit wieder auszubessern. Er stiftete auch das für die Familie von Knuth bestimmet Erbbegräbnis in der Ludorfer Kirche.

In der Folgezeit wechseln auch hier gute und schlechte Zeiten miteinander ab. Der letzte männliche Sproß dieses Hauses war Joseph Ernst von Knuth, bei dessen Zeiten Zielow sich von Ludorf loskaufte. Die Witwe des Letzten von Knuth stiftete das silberne Taufbecken, das zum erstenmal gebraucht wurde bei der Taufe der Bertha Hackbusch, Tochter des Joachim Hackbusch, am 21. 12. 1856.

Wir wollen zum Schluß noch einmal die Namen der beiden Frauen nennen, von denen schon in der Einleitung geschrieben ist: die Herrinnen auf Ludorf, beide durch ihre Pflichterfüllung und Güte vorbildlich und hochgeschätzt, Bertha von Schulse, geb. von Knuth, die im Jahre 1901 verstorben, auch heute noch in der meisten Ludorfer Leute Erinnerung ist, und Beate von Bülow, die erst im Herbst v. J. so plötzlich von ihrem geliebten Ludorf scheiden mußte. Sie war die Letzte, die eine Ruhestätte in der schönen alten Kirche fand, „die so traulich geborgen zwischen den großen Linden im Dorfe gelegen ist."

Ludorf Die Kirche

Im Gutshause von Ludorf steht eine Truhe aus Olivenholz, in welcher auf seidenem Kissen der rostige Eisenklöppel der alten Ludorfer Glocke ruht, die im Kriege abgegeben werden mußte. Im Innern des Deckels sind die folgenden Verse angebracht, die uns den Geist von Ludorf offenbaren — innige Liebe zur Heimat, zähes Festhalten an der Überlieferung und kerniges Gottvertrauen —, und in die wir deshalb auch unsere Wünsche für diesen schönen Rittersitz am Müritzstrand ausklingen lassen wollen.

Sie hat geklungen zu Gottes Ehr
200 Jahre und weniges mehr.
Dann ist der gewaltige Krieg entbrannt,
Und sie wurde ein Opfer fürs Vaterland.
Liebkosend der Gutsherrin Hand berührt
Die Glocke noch, eh man von dannen sie führt:
„Du dientest treu uns durch Glück und durch Leid,
Nun stirbst du für Deutschlands Herrlichkeit."
Und leise die Glocke als Antwort spricht:
„So stolz ist mein Sterben, beklagt mich nicht!
Mein ehernes Zünglein ich lasse zurück.
Stumm bete es weiter für Ludorfs Glück!
Der Feinde Niedergang soll es erflehn
Und Deutschlands siegreiches Auferstehn!
Wenn der Himmel gnädig Erhörung geschenkt,
Dann meiner, der alten Glocke gedenkt,
Und sprecht wie sie, die scheiden nun muß:
Soli deo Gloria mein Abschiedsgruß!"

24. 7. 1917.

11 Ein Pritzbuersches Stammlehen

Die ungewöhnlich wertvollen, 1837 in Kelle gemachten Grabfunde aus der römischen Kaiserzeit sind im dritten Band der „Mecklenburger Jahrbücher" besprochen. Sechs Wagenladungen kleinerer Steine wurden aus dem etwa acht Fuß hohen Hügel abgefahren, ehe man an das eigentliche Grab gelangte. Lisch erwähnt, daß die Keller Feldmark damals noch besonders reich war an Denkmälern der Vorzeit.

Auch Wossidlo, dessen kostbaren Sammlungen die folgenden Angaben entnommen sind, schreibt, daß die Keller Sagen sehr bedeutsam und offenbar von höchstem Alter sind. Besonders wichtig ist die Gegend am „Theuß", einem auf der Gutskarte von 1762 noch als See bezeichneten Bruchwald nahe der Zierzower Grenze. „Dat sall dor spöken." Dort „hockt es auf". Noch in neuerer Zeit vermied es ein Sietower Bauer, hier nachts vorbeizugehen.

Auf germanische Vorzeit deutet die Sage vom Theußberg: „Dor sall en mit'n Schimmel räden hebben, as sei haakt hebben. Züh, dor ritt de oll Herr wedder, hebben de Lüd seggt. Ein oll Mann binnt sien Ossen an un seggt: ick will em in de Rauh bringen. De wist em 'n Voßlock an, dor ritt he rin, nahst is he nich wedder rut kamen." Im Zusammenhang mit diesem auch sonst erwähnten Schimmelreiter (Wodan) steht eine andere wichtige Sage vom einäugigen (!) Dachs: „Einögeg, wo büst du?"

In derselben Gegend, bei der früheren Keller Ziegelei, sollen „zwei (drei) Damen wauken. In dat Lock is Water waest; nu is dor Ruhr. Dor wo de Damen woken, sall 'n grot Sloß stahn hebben. Dat sall ümmer noch to'n Voerschien kamen för son Lüd oder Ogen, de wat seihn kaenen." Wossidlo meint, daß die Sage zweifellos einen geschichtlichen Kern hat, und denkt an ein früheres Heiligtum in der Gegend Kelle, Schamp, Gotthun.

Nach Minzow zu, „up'n Kellschen Barg wandelt ne witt Dam". Ein alter Arbeiter in Waren erzählt am 22. Mai 1912: „Bie Groten Kell sall ne witt Dam gahn, de hett prophezeit, 1913 kaem de grot Krieg, dat't overall güng."

Nördlich vom Hof zwischen einer einzelnen Eiche und dem „Schwarzen Grund" hat man beim Tiefpflügen ein Urnenfeld sowie Steinpackungen aufgedeckt, ein zweites Urnenfeld am Wege nach Hinrichsberg nahe der Grenze. Eine Quetschmühle wurde am „Langen Moor" gefunden, eine zweite nördlich von der Minzower Brücke, auch sonst eine Reihe von Steinwerkzeugen, noch kürzlich ein Faustbeil aus Feuerstein auf der Kuppe des Theußberges.

Ein „unterirdischer Gang", d. h. wohl ein Damm soll von der „Teufelshorst" nach Kelle geführt haben. Die Lage zwischen See und Sumpf macht eine vorgeschichtliche Besiedlung des Platzes wahrscheinlich. ———

Kelle ist ein altes Lehen der Pritzbuer, die schon um 1230 genannt werden und außer Kelle auch Grabenitz, Poppentin und Kargow besaßen. Als 1285 die Vorsteher der „Heyl. Brüder der St. Marien-Kirche" einige Aecker erhandeln (vielleicht die spätere „Brüderschaft"), werden Pritzbuer von Kelle und sein Sohn Henning als Zeugen angeführt.

Aus der Zeit der Fehden und befestigten Rittersitze stammt der merkwürdige vom „roten Männchen" bewohnte Keller mit zwei verließartigen Räumen, von denen der eine noch unvermauert auf einem runden Unterbau von Felsen ein Backofengewölbe trägt. Auch sind Reste einer Wasserleitung aus Quadersteinen gefunden.

In einer Gutsakte von 1624 ist die Rede von einem Streit zwischen den Flotow und den Pritzbuer, die demnach vielleicht noch bis 1600 Rechte auf Kelle hatten.

Doch ist Kelle um 1625 schon Eigentum des Henning Morin auf Ludorf, dessen Familie bereits vor 1531 die Feldmark Zierzow erwarb. Henning aber gerät in Konkurs, „verhypothekisiert" Kelle am 27. März 1632 für 5 200 Gulden an Joachim Breen und stirbt 1638 zu Röbel in solcher Armut, daß sein Sarg auf einer „Schlöpe" zu Grabe gezogen werden muß. ———

Die Vormünder seines Sohnes schätzen 1650, nach den Verwüstungen des großen Krieges, den Wert der Gebäude und des Gutes:

„Das Hackelwerk umb den neuen Hof ist gantz hinwegk. Das thorhaus ist niedergefallen. Der vorderste Giebel, so in Eichenholtz gemauert, ist noch gutt. Bei der Stuben ist eine Kammer, so gantz verfallen, dafür keine thür, davor kein Fenster. Der Flur ist von steinen, darunter ein gewölbter Keller, dafür keine thür. Der boden ist durch die lecken gantz verdorben, sein etzliche wende draus. Der Stall ist in Eichenholtz geklemet und geklemstackert, die thüren seyn alle hinwegk, ist mit Dach Ziegell gedecket."

Nordwestlich von Kelle, am Westufer eines kleinen Teiches, lag der später Klein-Kelle genannte „Alte Hoff", der nach der Ueberlieferung verlassen wurde, weil der Sohn des Besitzers dort ertrank. Von diesem Hof heißt es: „Daß sparrenwerk ist gantz niedergefallen, daß untergebäude steht zwar mit vielem holtz, aber gantz baufällig und eingefallen."

Gesät werden können „28 Drömbt Rocken, 12 Drömbt Gersten, 8 Drömbt Haber und 3 Scheffel Leinsahmen."

Rindvieh, von dem „60 Häupter außgefüttert und geweidet werden können", ist nicht vorhanden. Die „Schäferey", Oevelgünne genannt, die ungefähr dort lag, wo der Weg nach „Woldzegarten das Keller Gebiet verläßt, ist „gantz ruinieret", ebenso die „Hövets Mühle".

„Wenn volle Mast vorhanden, können wol 200 Schweine feist gemacht werden, für jedes Schwein 1 Gulden gerechnet, traget die Summe auf 200 Gulden, davon den dritten theill als 66 Gulden 16 Schilling. Zu Capitall und 3 pro Centum gerechnet sein 2 222 Gulden 5 Schilling."

Auf dem See „Sechs große waden Züge. Doch fischt die Stadt Röbel bei winterß Zeit daß ende vom Backhauß an nachm Pferdewinkel. 20 Schock Rohr können jährlich woll geworben werden."

„Der Keller Bauer Chim Brothe hat noch einen Sohn am Leben. Von den drei Zierzower Bauern, so Henning Morin gehabt, ist Henning Wulf mit allen den seinigen tot. Von Köpkes leben noch zwei Mans personen. Hans Mann ist mit der Frawen tot, der Sohn ist im Kriege und soll noch leben. Haus und Hoff ist wüst und abgebrannt."

„Noch hat das Guth Kelle zu heben wasser Pacht alß 1 tonne Saltz jährlich von der Müritz, und 2 Gulden 12 Schilling goldt, welches vom hause Mirow gegeben wardt und biß Anno 1635 richtig aufgekommen. Die vier Kirchenstühle in der Kirchen zu alten Röbel im Chor sein gantz fertig, alß zwei für die Junkern und deren diener, und zwei für das Adeliche Frawen Zimmer und deren Dienerinnen, sein angeschlagen auf 60 Gulden. Summa Summarum deß Guthes Kelle 21 564 Gulden."

Am 8. September 1653 wird Kelle samt Pertinentien für 20 489 Gulden den Gläubigern des Henning Morin zugesprochen. Zu ihnen scheint Otto Poggwisch zu gehören, von dem Herzog Gustav Adolf 1678 das Gut „erhandelt".

Am 7. Juni 1686 gibt der Landesherr Kelle zu einem „neuen Lehn" an Ludwig Vieregge auf Gremmelin, der schon am 7. März von der Witwe von Brüsehaber in Zierzow drei volle Bauernstellen gekauft hat. Wohl um die verfallenen Gebäude wieder herzustellen, erwirkt er am 4. März 1689 die Erlaubnis, 50 Eichen zu fällen.

Doch schon 1693 verpfändet Hauptmann von Vieregge das Gut auf 20 Jahre und für 13 200 Gulden an Hartwig von Flotow auf Stuer, löst es 1700 wieder ein und verkauft Kelle am 14. Juli 1701 für 20 300 Gulden an Andreas Pritzbuer, Erbherrn auf Lansen.

Dieser empfängt am 7. März 1702 einen auf Schweinsleder geschriebenen Lehnsbrief über das „uralte Pritzbauern Stamm-Lehn mit wüsten und bebaueten Stätten, mit besetzten oder unbesetzten Unterthanen, Bauleuten und Coßaten sambt ihren Weibern undt Kindern, in specie dem ganzen Keller See und Zierzow, doch mit Entsagung der Hirsch- und Wildjagd" gegen die Verpflichtung, „den schüldigen Roßdienst aufs erfordern gehorsamlich zu leisten".

———

Die Röbeler Kirche besaß westlich von der Schamper Mühle ein großes an den Müller verpachtetes Stück Land, „die Brüderschaft". Weil der Müller „schlechtes und unreines" Korn lieferte, beschloß man die Kornpacht in eine „Geldpension" umzuwandeln und gab am 17. März 1706 die Brüderschaft für jährlich 50 Reichstaler auf ewig in Erbpacht an Kelle.

Doch bei der steigenden Geldentwertung wurde den Röbeler Predigern diese

Summe, die einen wesentlichen Teil ihres Gehaltes ausmachte, zu gering. Die erste Klage auf Rückgabe stützt sich auf mangelhafte Abgrenzung der Brüderschaft und wurde am 1. Oktober 1765 abgewiesen.

Als nun von dem Vertreter des abwesenden Besitzers 1795 die Pacht versehentlich statt Michaelis erst am 23. Oktober bezahlt wurde, verweigerte die Kirche die Annahme der Zahlung und forderte von neuem die Rückgabe. Es kam zu einem langen Prozeß. „Die Geistlichkeit zu Röbel bestättiget die Wahrheit, daß niemand länger Frieden behalten kann, als der Nachbar es erlauben will", so beginnt von Altrock, der damalige Besitzer von Kelle, wogegen Hofrat Neumann, der Vertreter der Kirche betont, „wie unbillig es bei den gegenwärtigen theuren Zeiten sey, die armen Prediger mit einer so großen Kleinigkeit von 50 Reichstalern abzuspeisen". Erst am 28. Januar 1816 wurde durch ein Gutachten der Universität Göttingen auch diese Klage abgewiesen.

———

Der Neffe und Erbe des ersten Pritzbuer, ebenfalls Andreas genannt, war ein Sohn des Erbherrn auf Finken und Kapitän in dänischen Diensten. Weil er sein Gut nicht gehörig „nutzen" konnte und die „ohnedem baufälligen Zimmer leicht in größeren Verfall" zu geraten drohten, veräußerte er Kelle, „um seinen Credit und guten Nahmen allenthalben zu erhalten", „mit Holtz und Mastungen, Heiden, Triften, mit Bauern und Unterthanen, deren Herbeischaffung aber dem Pfandnehmer freigelassen wird", Trinitatis 1735 gegen 22 200 Reichstaler an den Pensionarius Dähn aus Vielist.

Dessen Erben übergeben das Gut für 25 000 Reichstaler „mit Rusch und Busch, mit Jurisdiktion über Hals und Hand" am 14. März 1749 an den strelitzischen Stallmeister Daniel von Altrock.

Durch eine Vereinbarung mit seinem Bruder, dem Hofrat Joachim von Altrock auf Hinrichsberg wird am 14. April 1765 die Meierei Klein-Kelle, die wohl durch die Poggwisch an Hinrichsberg gekommen ist, samt dem Pferdewinkel, dem halben Anteil an der Hauptmühle und den Stühlen in der Sietower Kirche gegen Zahlung von 4 700 Talern wieder Kelle einverleibt. Doch soll die verwitwete Frau Hauptmann von Poggwisch dort freie Wohnung behalten.

Schon 1784 ist der Hof Klein-Kelle wieder unbewohnt. Jetzt sieht man am Ufer des Klein-Keller Sees noch einige Ziegelbrocken sowie ein paar wilde Obstbäume.

———

Am 20. März 1797 übergibt der polnische Rittmeister von Altrock den Hauptschlüssel des Hauses Kelle an den späteren Vice-Präsidenten August von Bülow, der nach Abfindung seines Bruders, des Forstmeisters von Bülow, am 25. Januar 1806 als alleiniger Besitzer anerkannt wird. Der Kaufpreis beträgt 106 000 Reichstaler.

———

Der Mühlenteich der Hauptmühle — gut halb so groß wie der Keller See — bedeckte die heutigen Wiesen bis weit hinauf zur Minzower Brücke und durfte vom Müller zu seinem eigenen Bedarf mit Bungen befischt werden. Erbmüller war seit 1702 Jacob, seit 1756 Hans Jochen Mentzel.

Dieser vertauscht seine Mühle 28. April 1783 an den Röbeler Müller Sell, den Besitzer der Windmühle vor dem „Hohen Tor." „Weil es mir schwer fällt, meine Mühle in Standt zu halten. Aber hat mir die Not dazu bewogen. Weil sie sehr baufällig ist."

Sell verkauft schon im Herbst 1784 die „Oel-, Walk- und Mahlmühle", in der auch die Hinrichsberger „kleinen Leute" sowie die drei Zierzower Bauern Zwangsmahlgäste sind, an Frau von Altrock.

In den nächsten Monaten kommt die Katastrophe. Das Wasser bahnt sich eine kleine Oeffnung. Man beginnt am Heiligabend mit der Reparatur auch des verfaulten Grundwerkes, läßt aber die Arbeit des Festes wegen liegen. Am 27. Dezember werden die Schütten „weggeworfen", und als man die Mühlenwand durch Bretter zu stützen sucht, von dem aufgestauten Wasser zuletzt die Mühlengebäude „durchgegangen und ausgerissen".

Nach ihrem Wiederaufbau wird die Mühle am 1. August 1785 dem Pächter Seemann übergeben. Ihm folgt 1788 Schünn. Bei der Uebergabe wird hervorgehoben, daß „die drey Sicht Tücher gar nicht brauchbar sind. In der Oehl Mühle ist der Preß Block in schlechtem Stande. Es ist auch noch eine Wachs Presse vorhanden."

Unter den Arbeitern beim Neubau kommen die Namen Thiedt, Wulf, Jacobs, Krichow vor. 1777 wird als Zeuge der 88 Jahre alte „Einlieger" Henning Otto aus Kelle erwähnt, 1785 der „Dröscher" Christoph Ide. Die Tagelöhner auf dem Winkelhof 1837 heißen Beck, Block, Rolof, Ehlert, Ide, Piehl.

Am 3. April 1798 wird die Hauptmühle für 4 800 Taler versteigert an Major von Flotow, doch am 2. Juli 1808 tauscht von Bülow sie wieder ein gegen 9 000 Quadratruten Land, „belegen an der Scheide des Gutes Jürgenthal" und leistet am 30. Dezember 1808 über die Hauptmühle einen besonderen Lehnseid.

Jetzt sieht man noch einige Pfahlstümpfe zu beiden Seiten der Brücke.

———

Ebenso bewirkt der Vice-Präsident von Bülow durch eine Vereinbarung mit dem Kloster Dobbertin, daß die Schamper Wassermühle, von deren Stauwasser er eine Schädigung seiner Wiesen befürchtet, gegen eine Zahlung von 1 000 Talern in Gold im Jahre 1810 voll gelegt und statt der bisherigen Bockmühle eine Holländer Windmühle aufgebaut wird.

Andererseits verkaufte er am 10. November 1804 das Land zwischen dem Wege nach Woldzegarten und der Sandbeke, die sogenannte Hinter-Holz Koppel und weiten Ackerstücken, im ganzen an 23 000 Quadratruten, für 12 544 Reichstaler an Major von Flotow.

———

Oestlich vom Wege nach Röbel in der Röbeler Feldmark liegt ein annähernd rechteckiges Stück Land, das mit einer Ecke angrenzt an den rätselhaften Teufelshorst und zuerst Marien-Hufen hieß. Vielleicht war es wie die Brüderschaft in alten Zeiten Kirchenbesitz und ursprünglich ein der Kirche überwiesenes heidnisches Tempelland.

Mit dieser Vermutung stimmt überein, daß die Wiese am „Teufelshorst" früher „Preeschrwisch" hieß. „Dor hebben wi as Jungen mal Füer brennen seihn. De Ollen säden, dat wier Geldfüer wäst, dat brennt so blaag." (Alter in Neukloster aus der Röbeler Gegend. 5. April 1915.)

Später hieß dies Land Pferde-Winkel, einmal auch „Vier Winkel" (Pier = Vier?) und gehörte nach der ältesten Gutsakte 1607 an Jochen Below auf Hinrichsberg. Am 27. September 1770 wurde diese Enklave mit einer Gesamtfläche von 18 490 Quadratruten unter dem Namen Winkelhof von Kelle abgetrennt. Am 26. Oktober 1798 mit zwei Bauern für 2 200 Reichstaler an Bürgermeister Engel, Malchow, verkauft und am 8. November 1799 zu einem Hauptgut und Mannlehn erklärt.

Am 24. August 1800 kommt der Winkelhof für 3 700 Reichstaler in den Besitz der Frau von Koppelow, am 3. März 1819 in den des Majors von Flotow, der ihn am 16. März 1829 an den Erbschmied Mohrmann aus Stuer veräußert.

Der neue Besitzer schließt mit seinen fünf Tagelöhnern 1836 einen anscheinend ungewöhnlich scharfen Kontrakt: „Jede Monitur, daß der Torf nicht trocken oder nicht gut genug ist, ist untersagt. Für's Vieh gibt es gar keine Weide. Hühner darf derselbe nur höchstens vier halten. Auch ist demselben untersagt, kein Laub oder Erde unter den Mist zu bringen. Arbeit ist den Eheleuten weiter nicht versprochen, als wenn er ihrer bedarf und ihr Betragen gut ist. Sie müssen sich immer zur rechten Zeit einfinden zu jeder Jahreszeit, des Morgens um 6 Uhr und des Mittags wird ihnen vom Herrn Mohrmann nach dessen Gutbefinden eine Zeit bestimmt. Sie müssen sich dieses gefallen lassen und entsagen hingegen allen Rechten."

1840 ist Winkelhof wieder in den Händen des Vice-Präsidenten von Bülow, dessen Sohn, der Kammerherr Hans von Bülow, 1862 das „landstandsfähige" Gut, dessen Gebäude allerdings etwas „derangiert" sind, samt Torfmoor und Ziegelei vergebens zum Verkauf ausbietet.

Jetzt steht von den vier Hofgebäuden, drei Tagelöhnerkaten, einem Stall und einer Schmiede nur noch das Fundament eines Eckpfeilers.

———

Nach dem Prozeß über die Brüderschaft, den der Präsident zu Ende führt, entsteht ein neuer Rechtsstreit über die Erhaltung des Küster- und Organistenhauses in Altstadt Röbel.

Auf Grund eines Kirchen-Visitations-Protokolles von 1662 verlangt der Vertreter der Röbeler Kirche am 4. März

1816, daß die ländlichen Eingepfarrten die Hälfte der Kosten tragen. Doch nach spannenden und zuweilen recht bissigen Repliken und Tripliken wird er durch ein Gutachten der Universität Gießen vom Dezember 1819 auch mit dieser Klage abgewiesen, da das Protokoll nicht rechtsgültig sei und nicht im Einklang stehe mit einem noch früheren von 1619.

Durch eine Entscheidung des Landesherrn, „gegeben auf unserer Vestung Schwerin d. 6. Oktober 1820" wird das Urteil, wonach der Beklagte seinerseits ein Drittel der Prozeßkosten zu tragen hat, rechtskräftig.

———

Aufstauungen und Aufräumungen der Bäche, vermeintliche oder wirkliche Grenzverletzungen, weggelaufene Untertanen, verweigerte Zahlungen sind die Ursache dauernder Reibungen und gelegentlicher Heftigkeiten.

Von Altrock, der sich von sämtlichen Provisoren des Klosters Dobbertin seit drei Jahren schikaniert fühlte, läßt dem Sietower Klosterjäger die Flinte abnehmen, andererseits wird dem Pächter der Hauptmühle, als er zwei Minzower Bauern (Schütt und Nix) Schrotkorn abliefert, von dem dortigen Müller kurzerhand Pferd und Wagen gepfändet.

Häufig aber wird auch der Wunsch betont, ein freundschaftliches, nachbarliches Verhältnis zu pflegen und die verdrießliche Sache beizulegen.

Erfrischend wirkt neben den juristischen Spitzfindigkeiten die wuchtige Handschrift eines Röbeler Handwerkers in einem Mahnbrief an den Pächter der Hauptmühle: „Mein lieber Bruder! — Bezahle mir, was du mir schuldig bist, so bleiben wir gute Freunde, wo aber nicht, so sollst du auch sehen, mit wem du zu thun kriegst. — Die Spannagel hast du richtig erhalten, willst du mir aber zwei Spannagel abläugnen, so will ich sie dir schenken, es soll mir auch darauf nicht ankommen, ich hab schon Manchem etwas geschenkt, so kann ich dir ja auch die Spannagel schenken, ob du schon ein Mann bist, der nicht nöthig hat, daß ihm Etwas geschenkt wird. — Uebersende mir durch den Ueberbringer dieses den Rest meiner Forderung, so will ich dir deine Rechnung quittieren, wo nicht, so bekommst du noch wohl zehn in das Hauß, ich bin übrigens Dein wohlmeinender und aufrichtiger Bruder Jacob Voß, Schmidt. Röbel, d. 6. 11. 1790."

———

Auch an den Ufern der Müritz sucht man eine der großen Aufgaben der Weltgeschichte zu lösen, die „freie, ungehinderte Schiffahrt". Der Plan, von der Müritz durch die Hammersteinsche Begüterung einen Kanal ins Preußische hinein zu bauen, wird außer vom Vize-Präsidenten besonders auch vom Ludorfer von Knuth gefördert.

Doch Preußen fürchtet den verstärkten Wettbewerb der mecklenburgischen Landwirtschaft. „Diese Züge Mastviehes und mit Getreide beladenen Wagen sind niederschlagend für den hiesigen emsigen Landmann," klagt der Landrat von Zieten in Neu-Ruppin am 25. November 1822. „Ich gestehe, daß ich die Straßen, auf denen sie ziehen, bei meinen Dienstreisen vermeide, so viel ich nur kann."

———

Von Bülow gibt in den Annalen der Mecklenburgischen Landwirtschafts-Gesellschaft 1821 einen Bericht über „ein wenig kostbares und dauerhaftes rundes Wirtschaftsgebäude von 76 Fuß Durchmesser und 15 Fuß Stielhöhe."

Der Urheber dieser Bauart war ein Urgroßonkel des jetzigen Besitzers, Baurat Hundt auf Glashagen, der auch sonst ein Original war und sich nach langen Bemühungen einen Diener zulegte, der Köter, und einen Kutscher, der Thöl hieß.

In zehn Jahren wurden elf solcher Gebäude erbaut. Davon stehen in Kelle noch ein Schafstall sowie ein Katen, der nach Aussage der Bewohner besonders leicht zu erwärmen ist. ———

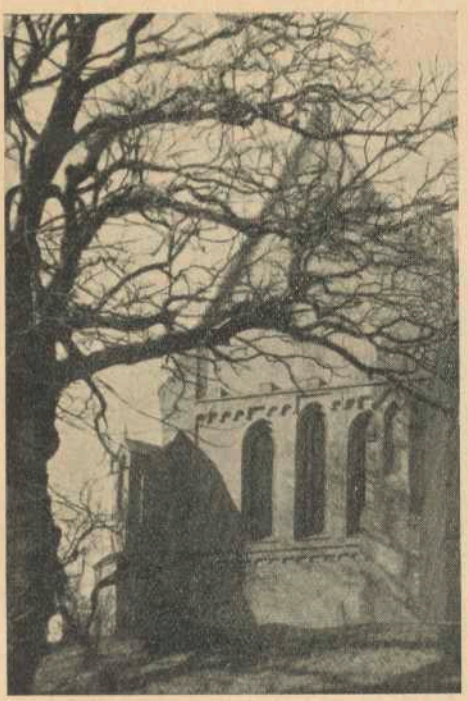
Am 28. März 1844 leistet Kammerherr Hans von Bülow den Lehnseid über Kelle.

Von ihm wird das Gut 1868 verkauft an Major von Flotow, zu dessen Zeit ein hochstämmiges Buchengehölz zu beiden Seiten des Weges nach Minzow abgeholzt wird.

Inzwischen ist Zierzow 1840 für 80 150 Reichstaler an Theodor Glantz zu Zaschendorf verkauft.

Auch Kelle kommt am 23. Juni 1883 für 782 162 Mark, von denen 210 000 Mark bar ausbezahlt werden, in den Besitz der Familie Glantz, die seit 1700 unter den mecklenburgischen Landwirten vertreten ist.

Am 17. Juli 1883 leistet Emil Glantz den Lehnseid über Groß- und Klein-Kelle, Hauptmühle und Winkelhof.



Alt-Röbel, St. Marien Chor, Außenansicht

Alt-Röbel, St. Marien Chor, Innenansicht

Die Kunstschätze Röbels und seiner Umgebung 12

Unter den kleineren Städten Mecklenburgs nimmt Röbel an künstlerischer Bedeutung seiner Denkmäler eine bevorzugte Stelle ein. Die Stadt zeigt ein eigenes künstlerisches Gesicht. Die Isoliertheit der Lage, der Charakter des Grenzplatzes gerade sind Faktoren, die der Entwicklung Röbels zu selbständiger Eigenart entgegengekommen sind. Eine trennende Seenkette isoliert den Ort von der Hauptmasse des Mecklenburger Landes; die Nähe der Mark ließ trotz der Territorialgrenze mannigfache Einflüsse von dieser Seite eindringen. Der Ort lag einst an einer vielbefahrenen Verkehrsstraße, und in kirchlicher Beziehung stießen hier zwei Diözesen, Schwerin und Havelberg, zusammen. All diese Faktoren mußten ein lebendiges kulturelles Leben fördern. Erst die Umwälzung, die der Bau der Eisenbahnen in den Verkehrsverhältnissen hervorrief, hat die Stadt abseits der großen Handelswege gestellt und ihre moderne Entwicklung ungünstig gestaltet.

Das stille, verträumte Städtchen hat aber etwas Anziehendes für den Historiker und den Kunstfreund, und nicht weniger birgt auch seine nähere Umgebung in bescheidener Verborgenheit alte Denkmäler von hohem Interesse.

Das Bild der Stadt Röbel selbst ist, abgesehen von seiner entzückenden landschaftlichen Lage, von ausgesprochenem Reiz. Wie die Hauptakzente der beiden Kirchen die einförmige, breit gelagerte Häusermasse beherrschen, wie jede der Kirchen ihren eigenen Charakter zur Geltung bringt, wie endlich auch der Burgberg mit der ihn krönenden Windmühle noch im heutigen Stadtbilde sich heraushebt, alles wirkt zusammen zu einem klaren, erfreuenden Gesamtbilde.

Alt- und Neustadt sind noch in unserer Zeit zwei getrennte architektonische Einheiten. In der Altstadt, die zunächst keine eigentliche Stadtanlage war, sondern eine freie Ansiedlung um ein Heiligtum und einen Fürstensitz, erkennen wir noch heute eine dorfähnlich offene, ohne strenge Regelung entstandene Anlage. An den Rändern der nach Laune bald breiteren,

bald schmäleren alten Handelsstraße bauen sich die zunächst mehr ländlichen als städtischen Behausungen an, eine seltsame Zwitterform der Siedlung. Zum Teil waren es, wie es scheint, die Wenden, die, aus dem Mauerbereich der Bürgerstadt ausgeschlossen, sich hier vor dem Tore niederließen, aber auch deutsche Ansiedler sind von vornherein hier anzunehmen, bestand doch Alt-Röbel sicher längst, bevor die Neustadt angelegt wurde.

Ohne andere Grenzen als die natürliche Hemmung der von beiden Seiten sie einengenden Wasserflächen, entwickelt sich die Altstadt als langer, schlauchartiger Hals. Spontan, ohne planende Hand, entstand die platzartige Erweiterung vor dem Kirchhügel, ein natürlicher, primitiver Markt und Versammlungsplatz, auf dem wartende Fuhrwerke Platz hatten und die zu den Kirchenfesten sich einfindenden Händler ihre Buden aufschlugen.

Zwischen der langen Straße und dem Mönchsteich erhebt sich auf einem merkwürdig steilen, durch künstliche Aufschüttung entstandenen Rundhügel eine malerische, von einer Windmühle gekrönte Gebäudegruppe. Hier ist der Platz der ehemaligen fürstlichen Burg. An der engsten Stelle zwischen See und Mönchsteich gelegen, konnte sie leicht die Handelsstraße und damit den Lebensnerv des Ortes beherrschen.

Von dem formlosen Schlauch Alt-Röbels trennt sich noch heute deutlich sichtbar die festgeschlossene, eine unregelmäßige Eiform bildende Anlage der Neustadt. Auch hier haben wir kein starres Planschema vor uns, sondern eine Straßenführung, die bei ihrer Festlegung offenbar schon an vorhandene Hauptzüge gebunden war und mit erstaunlicher Beharrlichkeit ihren Charakter uns bewahrt hat. Organisch gleich einem Baum entfaltet sich die Neustadt vom Mitteltore aus in südlicher Richtung. Der alte Hauptverkehrsstrang, der dort in den Mauerring eintritt, gabelt sich bald zu einem Schilde, dieser für norddeutsche Städte so charakteristischen städtebaulichen Formation. Gleich darauf wiederholt sich dieselbe Erscheinung in großen Verhältnissen, um den Marktplatz zu bilden. Daß der später abgesteckte Nikolaikirchhof in diese Formation eckig hineinsticht und sie so unterbricht, ist noch heute dem Stadtplan deutlich zu entnehmen. Er stellt ein in den ursprünglich dreieckigen Platz hineingestelltes sperrendes Querrechteck dar, dessen Orientierung auf die andersartige Ausrichtung der Kirche keine Rücksicht nimmt, sondern bewußt dazu dient, durch die zwischen Kirche und Marktplatz eingeschobene Häuserreihe, die das Rathaus umfaßt, dem Platz eine regelmäßige Rechteckform zu geben. Noch ein drittes Mal tritt in dem Hauptstraßenzuge die Schildgabelung auf, im Pferdemarkt. Von da aus verläuft die Hohe Straße gleichmäßig und fast geradlinig, um nur bei der Durchschneidung durch die Hirtenstraße eine leichte Versetzung der Fronten an ihrer Endstrecke zu erfahren.

Betrachten wir diesen ringförmig sich dem Mauerverlaufe anpassenden Straßenzug, der von seinem Abzweigen von der Stadtmauer im Westen, nach einer Unterbrechung bei der Kurzen Straße, in der Hirtenstraße sich fortsetzt und über die alte Pfaffengasse „am Mönchskirchhof" in die Kleine Stavenstraße bis zu ihrem Umbiegen nach links, zu verfolgen ist, so wird es deutlich, daß es sich hier um eine frühere Grenzlinie der Stadt handelt, daß Röbel hier eine ringförmige Erweiterung seines Mauerzuges vorgenommen hat und der einstige Wallring in Form eines Straßenzuges erhalten geblieben ist. Durch die spätere Erweiterung des Stadtumrisses nach Süden erklärt sich auch die Erscheinung, daß Markt und Kirche so weit aus der Mitte nach Norden verschoben sind.

Von den malerischen Reizen der Straßenbilder und Bürgerhäuser soll später geredet werden. Zunächst wenden wir uns den Hauptwerken der alten Kunst zu, den Kirchen. Von allen Bauten ragt als ehrwürdigstes und vornehmstes Heiligtum die Kirche der Altstadt, St. Marien, empor. Ihre Lage schon zeichnet sie aus. Auf einem beherrschenden Uferhügel erhebt sie sich inmitten eines Kranzes alter Bäume. Man empfindet, daß man sich auf einem uralten Kultplatz befindet. Der Gedanke, daß an dieser Stelle vielleicht einst ein wendisches Heiligtum gestanden hat, drängt sich unwillkürlich auf. Mit Triumphatorgeste blickt nach Unterjochung des Wendenvolkes der Chor der christ-

Alt-Röbel, St. Marien — Altes Deckengemälde

lichen Kirche über See und Lande. Wir dürfen uns denken, daß zunächst eine Kapelle aus Holz errichtet wurde, aber als die Zahl der deutschen Ansiedler anwuchs und Röbel als wichtiger Burgsitz eines monumentalen Gotteshauses bedurfte, wuchs der heutige Chorbau als ein ungewöhnlich großartiges und stattliches Beispiel seiner Gattung auf der Höhe des Hügels empor.

Der Chorbau der Marienkirche ist eines der Meisterwerke der Baukunst des „Übergangsstils" oder der Spätromanik im Lande. Sein Innenraum ist von einer bewundernswerten harmonischen Ruhe, der Außenbau von schlichter, nicht reicher, aber durch gediegene Sorgfalt veredelter Haltung. Der sparsame, charaktervolle Schmuck des Ostgiebels, die sorgfältig eingeschnittenen Fenstergruppen, das unauffällige Sockel- und Bogenfriesprofil, alles verrät ein Werk von Qualität und Selbständigkeit. Von besonders hervorstechender Eigenart ist die jetzt vermauerte Priesterpforte an der Nordseite des Chors. Die Leibung des rundbogigen Pförtchens hat nur einen einzigen rechteckigen Rücksprung, in dessen Winkel zwei Säulchen mit Rundstabarchivolte eingefügt sind, deren Schlußstein einen hervortretenden Menschenkopf zeigt. Gleichzeitig mit dem Chor entstand der Sakristeianbau der Nordseite, der früher ein Obergeschoß, das vielleicht als Schatzkammer diente, besessen zu haben scheint. Der heutige Treppengiebel gehört dem 15. Jahrhundert an. Auch die derben Strebepfeiler sind nachträglich, wohl wegen entstandener Mauerrisse, angefügt worden.

Das Langhaus ist, wie in der Regel, jünger als der Chor, und es ist ein Zeuge dafür, daß die mit dem Chor so glänzend aufsteigende Kurve sich bald wieder müde zu Boden senken sollte. Das Langhaus, wie wir es heute vor uns sehen, ist bei weitem nicht so vollendet, wie der Baumeister es plante. Als stolze dreischiffige Halle schließt es sich an den Chor an, und die Ansätze reichgegliederter Halbpfeiler an der Ostwand geben eine Vorstellung von der beabsichtigten reicheren und logischeren Durchgliederung. Zu einem guten Teil sind wenigstens die Außenwände noch im Sinne des ursprünglichen Planes durchgeführt. Der gut profilierte Sockel, die fein in der Wand sitzenden Fensterpaare, die an der jüngeren Südseite eine reichere Profilierung erfuhren, verbinden sich mit frühen, schmalen und noch nicht abgetreppten Strebepfeilern, einer Form, die noch leb-

haft an ihre romanische Vorfahrin, die Lisane, erinnert.

Die Länge des Schiffes war auf drei Joche geplant. Das westfälische Raumgefühl, das die Hallenkirchen dieser Zeit in Mecklenburg beherrscht, liebt es, den Raum quadratisch, in sich zentriert, zu fassen, die achsiale Streckung wenig zu betonen. Daher durchweg eine Gliederung in drei Einheiten sowohl an der Längs- wie in der Querachse. Zur weiteren Zentrierung des Raumes sind die beiden recht bedeutend ausgebildeten Seitenportale in das mittelste Joch der Nord- und Südwand eingefügt. In der Röbeler Marienkirche bleibt freilich durch die überwiegende Breite des Mittelschiffes eine starke Betonung der Mittelachse bestehen, und zumal wenn das Langschiff die geplante Länge erhalten hätte, würde es eine ausgesprochen achsiale Tendenz — im Gegensatz zur Nikolaikirche — gezeigt haben, ohne doch das Ruhende und Beharrende des Hallencharakters einzubüßen. Ein Westturm ist bei den Bauten des 13. Jahrhunderts durchweg nicht vorhanden; auch das Außenbild der Kirche präsentiert sich zentriert als allseitig gleichwertige geschlossene Masse.

Der Plan wurde, wie bemerkt, nicht vollendet. Der Bau der Außenmauer blieb an der Südseite vor Vollendung des dritten Joches stecken, und der Mut zum Weiterbau scheint die Röbeler Kirchherren völlig verlassen zu haben, so daß sie sich entschlossen, die Westwand schon nach dem zweiten Joch zu ziehen und die westlich davon schon vollendeten Mauerteile unbenutzt zu lassen, wohl in der Hoffnung, daß bessere Tage ihnen einmal gestatten würden, das westliche Joch plangemäß zu vollenden. Bis heute ist dies nicht verwirklicht, auch nicht durch die Restauration von 1849; zwar das westliche Joch wurde damals ausgebaut, doch die Wand im Innern blieb bestehen, und so sind diese westlichen Teile noch heute für den inneren Raumeindruck verloren.

Auch die Pfeiler und Gewölbe entsprechen nicht dem ursprünglichen Plan. Gegenüber den reicheren Vorlagen der Ostwand sind die beiden freistehenden Pfeiler ärmlicher gegliedert, eine Kapitellzone ist überhaupt nicht ausgeführt. Die Gewölbe gar sind spätgotische Sterngewölbe des 15. Jahrhunderts. Die Annahme, daß schon vor den heutigen frühere Gewölbe bestanden haben sollten, ist bei der offenbaren Armut der Kirche nicht wahrscheinlich.

Die Höhepunkte in der Architektur des Langhauses sind die beiden seitlichen Portale, von denen das nördliche etwas früher ist. Von einem getreppten Mauervorsprung umschlossen, höhlt es sich in drei Rücksprüngen, jedesmal von Säulchen mit Knospenkapitell flankiert und von einem kraftvoll gespannten Bogen überwölbt; der äußerste Archivoltenrundstab zeigt einzelne überfallende Blättchen.

Das jüngere Südportal zeigt eine etwas schlankere, zierlichere Form, die Säulchen haben hier schon gotische Kelchkapitelle, und außer dem alten Motiv des Mauerausprunges tritt als fortschrittliches ein rudimentäres Wimperg mit primitiver Maßwerkfüllung auf. An den Archevolten findet sich reiche Verwendung schwarzer Glasurziegel.

An die westliche Langhausmauer fügte das 15. Jahrhundert einen schlichten, mit seiner letzten, bescheidenen Satteldachbekrönung das Langhausdach kaum überragenden Turm, dessen westliche untere Mauerteile noch heute vorhanden sind. Von der Erscheinung der Kirche vor 1849 geben mehrere alte Abbildungen noch eine Vorstellung, am besten wohl der Stahlstich in Lisch's reizendem Heimatbuch „Mecklenburg in Bildern".

Die heutige Gestalt der Marienkirche wird seit der durchgreifenden Restauration Krügers 1849—51 durch den schlanken Westturm bestimmt. Man kann diesem Gebilde historischer Akademieübung den Vorwurf nicht ersparen, daß es nicht aus dem Geist der Backsteingotik geschaffen ist, daß die Bedingungen des Materials nicht feinfühlig genug berücksichtigt worden sind. Auch durch die erhebliche Abflachung des Langhausdaches ist der ursprüngliche Eindruck entstellt. Doch auch in ihrer neuen Gestalt ist die Kirche der Gemeinde lieb geworden, und wirklich bietet der zwischen prächtigen Bäumen emporragende schlanke Turm ein reizvolles, spielerische Romantik mit mächtigem Ernst verschmelzendes Bild.

Der Eindruck des Innern ist lichte, frei atmende Weite des Raumes, umschlossen von der massigen Solidität des Mauerwerks. Infolge des verkümmerten Schiffes erscheint der Chorraum aufs

Alt-Röbel, St. Marien Die Priesterpforte

engste mit dem als Querrechteck erscheinenden Langschiff verbunden, beide Teile werden als unbedingte Raumeinheit aufgefaßt. So kommt trotz des verkürzten Gemeindehauses ein sehr wohltuender, klarer Raumeindruck zustande; die harmonischen Verhältnisse des Chores strömen über in die unausgeglichene, rudimentäre Architektur des Langhauses und lassen seine Mängel vergessen.

Einst war der Raumeindruck des Chores noch vollendeter, da er durch Malereien der Wände und des Gewölbes eine farbige Ausdeutung und Bereicherung erfuhr. Man entdeckte sie im vorigen Jahrhundert wieder, leider etwas zu früh, bevor es allgemein zum Grundsatz geworden war, diese wichtigen Denkmäler sorgfältig zu konservieren. Wir wissen heute, daß die Malerei ein notwendiger Bestandteil des mittelalterlichen Kirchenraums in unserem Lande war und daß jede Interpretation mittelalterlicher Architektur mit dem Element der Farbe aufs stärkste rechnen muß.

Die damals wieder verdeckten Gewölbemalereien stammen wahrscheinlich aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die mangelhafte Ueberlieferung durch aquarellierte Zeichnungen, die im Landesmuseum zu Schwerin aufbewahrt werden, läßt keine sichere zeitliche Bestimmung zu. Doch zeigen die Abbildungen, daß es ein höchst eigenartiges, in seiner leichten, lockeren Anordnung dekorativ wirksames Werk war, in dem neben der ernsten, gehaltenen Komposition des östlichen Gewölbejoches, deren Mittelpunkt die Kreuzigung bildet, im westlichen Joche eine freiere, drastische Volksphantasie zu ihrem Recht kam, in Drachen und höllischen Ungeheuern, einem Lieblingsthema der volkstümlichen Wandmalerei Niederdeutschlands.

Der Hochaltar von St. Marien zeigt nicht mehr seinen alten Aufsatz. Daß das kleine provinzielle Triptychon, das die Kirche heute noch bewahrt, den Hauptaltar schmückte, ist unwahrscheinlich. Wahrscheinlich war doch der Hochaltar ein größeres Werk, das im Laufe der Zeiten verlorengegangen ist.

Doch besitzt die Marienkirche noch ihre schöne Triumphkreuzgruppe, ein recht gutes Schnitzwerk, das seinen Schulzusammenhang mit der Triumphkreuzgruppe der Güstrower Pfarrkirche nicht verleugnet. Sie ist, wie so viele andere, bei den Restaurationen des vorigen Jahrhunderts von seinem alten Platz, freischwebend auf dem Balken unter dem Chorbogen, entfernt und an der Seitenwand aufgestellt worden. Entstanden wohl im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, zeigt es die für die Zeit bezeichnende starke Uebernahme süddeutscher Formen.

An altem Gerät besitzt die Kirche ein gutes Exemplar jener getriebenen Messingtaufbecken, die im 17. Jahrhundert so häufig auftreten und eine primitive Dekoration in Schlagarbeit zeigen, bei der ein Kranz von nicht sicher zu deutenden Buchstabenfolgen sich um eine Darstellung des Sündenfalles oder der Verkündigung legt, steif und bäuerlich, trotzdem von starkem dekorativen Reiz.

Das Altargerät der Marienkirche ist interessant, da sich eine einheimische Werkstatt in den beiden spätgotischen Kelchen zu dokumentieren scheint. Ihre Entstehungszeit dürfte schon weit ins 16. Jahrhundert hinaufgehen, doch das spätgotische Empfinden erhielt sich lange in diesem abgelegenen Erdenwinkel. Noch der spätere, größere der Kelche zeigt auf den Seiten seines Fußes ein graviertes Ornament von durchaus spätgotischem Charakter.

Verlassen wir die Marienkirche, um in schneller Folge noch der wichtigsten übrigen Denkmäler der Stadt und ihrer Um-

gebung zu gedenken. Ein alter, nur an einer Seite flach gehöhlter Granitblock liegt unter den Bäumen neben der Kirche. Welchen Zwecken er gedient hat, wissen wir nicht, auch neben der neustädtischen Kirche liegt ein ähnliches, halb bearbeitetes Stück. Mag es ein primitiver, unvollendeter Taufstein oder nur ein alter Mühlstein sein, die volkstümliche Überlieferung wird stets aus ihm einen heidnischen Opferstein machen, und wir wollen nicht mit unserer Skepsis diese hohe Meinung von ihm erschüttern.

Schreiten wir durch die Lange Straße der Neustadt zu, nicht ohne an der Biegung uns noch einmal nach dem herübergrüßenden Turm von St. Marien umzuwenden, so umfängt uns bald hinter dem seit 1820 abgebrochenen Mitteltor die Bürgerstadt mit ihrer geschäftigen Enge und Ordnung. Hier hat sich von jeher der einzelne dem Ganzen einzufügen und seine Wünsche vor der Rücksicht auf die Allgemeinheit zurücktreten zu lassen. Dafür genießt er den Schutz der Mauern und die Freiheit des Bürgerrechtes, er ist gleich unter Gleichen, nicht, wie draußen auf dem Lande, der Hörige eines Herrn.

Über die geduckte Masse der Häuser ragt beherrschend und beschirmend der wuchtige Bau der Nikolaikirche empor, auf den die Stadt mit Recht stolz sein darf. Wenige kleine Städte können sich eines so stattlichen Gotteshauses rühmen. Die Nikolaikirche stellt eine Variante desselben kirchenbaulichen Typs dar wie St. Marien, eine dreischiffige Halle mit zweijährigem, glatt geschlossenen Chor. Aber welch ein Unterschied besteht in der Stimmung, die von beiden Bauwerken ausgeht! St. Nikolai, das jüngere Werk, das glücklicher und einheitlicher vollendet wurde, hat zunächst viel mehr Blendendes in seiner Erscheinung. Schlanker, eleganter und reicher sind alle Formen, mit selbstbewußter Kraft ist das Werk zu Ende geführt, wie es geplant war. Ein trotziger Westturm wurde ihm im 15. Jahrhundert angefügt. Das Innere füllte sich, im Gegensatz zu dem verkümmerten späteren Ausbau der altstädtischen Kirche, mit kostbaren Ausstattungsstücken, und Chor, sowie Langhaus prangten in reichem, malerischen Schmuck, der heute leider auch hier verschwunden ist. Der alte Aufsatz des Hochaltars, ein ungewöhnlich schönes und charaktervolles Schnitz- und Malereiwerk der Spätgotik vom Ende des 15. Jahrhunderts, befindet sich neben mehreren anderen Resten der mittelalterlichen Ausstattung im Landesmuseum zu Schwerin. In der Ornamentik der Portale, besonders des Meßportals im Innern der Turmhalle, aber auch in der Gliederung der Pfeiler zeigt sich, recht verwunderlich bei dem lebhaften Verkehr der Stadt und der Zugehörigkeit der Kirche zur Havelberger Diözese, entschieden märkischer Einfluß. Doch die Gesamtdisposition der Kirche, ihr Raumcharakter, ihre Fensteranordnung, alles das ist typisch mecklenburgisch, ja es zeigt die westfälischen Baugedanken noch ausgeprägter als an der Marienkirche: Hier ist das Langhaus wirklich ein vollständiger Zentralraum, man empfindet kaum eine Streckung, und die drei Schiffe haben fast gleiche Breite. Diesem Raumideal zuliebe ist der Chorraum an seinem Eingang fast abgeschnürt, er wird kaum noch mit dem Langhause zusammen als ein einheitlicher Raum empfunden. So ist das Verhältnis von Chor und Laienhaus bei beiden Kirchen ganz verschieden: In der Marienkirche öffnet sich der Chor in mächtiger Raumweite, hier schließt er sich spröde gegen das Langhaus ab. Am Außenbau bilden die prächtigen Blendengiebel des Chores, des Langhauses und des Sakristeianbaues einen überaus wirkungsvollen Schmuck, und auch die vier Schildgiebel des Turmes variieren sehr lebendig das Thema ihrer Blendenanordnung.

Trotz größeren Reichtums und im Sinne des reinen Ziegelbaues weiter entwickelter Formensprache steht aber die Nikolaikirche doch in der räumlichen Schönheit ihres Chors und auch in der der Frühzeit eigenen, vollsaftigen Ausformung der Bauglieder dem älteren Gotteshause der Altstadt nach. Diese trägt auch im Bettlerkleide unmittelbar die Abkunft von edlen Ahnen im Weserlande an der Stirn, während St. Nikolai ein prachtvoll lebenskräftiges Monument des jungen, traditionslos-strebigen Bürgertums darstellt. —

Röbels Straßen zeigen dem wachen Auge die wechselnden Reize, die historischen Städtebildern unauslöschlich eingegraben sind. Das armselige, vergessene Städtchen ist nicht nur von Straßen-

Alt-Röbel, St. Marien — Schnitzaltar

regulierungen verschont geblieben, auch das Pflaster seines Marktplatzes zeigt noch ein altertümliches, aus dem 18. Jahrhundert stammendes Muster, wie es selten sonst erhalten ist, und in seinen Straßen steht noch eine Reihe alter, einfacher Häuser, die durch kleine angenehme Einzelzüge die Kargheit des Gesamtbildes beleben.

Die ältesten Häuser haben niedersächsische Fachwerkbauart mit vorkragendem Obergeschoß. Zahlreicher sind die schlichten, behäbig breiten Bürgerhäuser des 18. Jahrhunderts, die in Röbel mehrfach noch ein eigentümliches Einfahrtstor bewahrt haben, in dessen Mitte eine kleine rundbogige Fußgängertür eingearbeitet ist. Das Rathaus ist ein etwas nüchterner und gefühlsarmer Bau der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und man würde sich zu diesem hübschen Marktplatz mit dem mächtigen Hintergrundsprospekt der Nikolaikirche lieber einen jener stilvoll-schlichten Rathausbauten des 18. Jahrhunderts wünschen, wie sie uns in mehreren Städten Mecklenburgs entgegentreten.

Einer schlecht vernarbten Wunde gleicht noch heute die Stelle „am Mönchskirchhof", wo einst das Dominikanerkloster stand, aus dessen Kirche das einzigartige Chorgestühl noch erhalten ist, das jetzt einen hervorragenden Schmuck der Nikolaikirche bildet. Von pittoreskem Reiz ist die längs des alten Mauerzuges sich krümmende Mauerstraße, wo kleine Verschläge, Schuppen und Ställe an das alte Mauerwerk geklebt sind, eine Augenweide für Maler und Freunde winkeliger Romantik.

Wie überall, wo alte Bürgerkultur eine gewisse Blüte gehabt hat, sind Reste alten, soliden Hausrats übrig geblieben, die uns wertvolle Zeugen des „Milieus", der Kulturstufe jener Geschlechter darstellen. So finden wir im Schweriner Landesmuseum eine schöne Sammlung von alten Zunftgeräten Röbeler Herkunft, so begegnen uns auf dem Rathause vereinzelte Möbel und Zinngeräte, geringe Reste einer einst blühenden handwerklichen Produktion. —

Aber es gilt für uns, die Stadt zu verlassen, denn auch die umgebende Landschaft bietet noch mehrere höchst beachtenswerte Denkmäler. Ein Dreigestirn von Landkirchen ist es, das wir betrachten müssen, Dambeck, Ludorf und Nätebow. Es darf nicht wundern, bei einem einsamen Gutshof, fern von den Straßen des modernen Verkehrs, alte Kirchen von achtunggebietenden Ausmaßen und monumentaler Gesinnung anzutreffen. Sie waren einst der Mittelpunkt großer Bauerndörfer, und erst das Kriegselend des 17. und die feudale Willkür des

18. Jahrhunderts haben diese veröden lassen und die gewaltigen Gutshöfe an ihre Stelle gesetzt.

Ein ganz besonders eigenartiges Baudenkmal ist die Kirchenruine von Dambeck, ein Bau des frühen 13. Jahrhunderts, der nach jahrhundertelangem Verfall und rücksichtsloser Plünderung seines Steinbestandes noch heute die Bewunderung des Beschauers erweckt. Es ist eine jener trotzigen spätromanischen Granitkirchen, die dem ländlichen Sakralbau besonders im östlichen Mecklenburg einen so einheitlichen Charakter aufgeprägt haben. Dambeck stellt aber einen besonders frühen und großartigen Fall dar. Der Bau hat überraschend weite Abmessungen, und es stellt sich, wenn man innerhalb des Langhauses steht, ein lebhaftes Bedauern ein, daß diesen mächtigen Raum kein Dach mehr bedeckt und der ursprüngliche Raumeindruck dieser außergewöhnlichen Kirche für immer verloren ist. Wir müssen uns das Langhaus wahrscheinlich mit flacher Holzdecke vorstellen, denn eine Wölbung ohne Verwendung von Ziegelsteinen erscheint bei so großen Abmessungen unwahrscheinlich; freilich scheinen die Fenster, soweit noch erkennbar, schon in entwickelter Jochteilung angeordnet zu sein.

Die Ruine teilt das Schicksal antiker Monumente, daß ihr Quaderbestand modernem praktischen Vandalismus zum Opfer fiel, — erst dadurch wurde eine Wiederherstellung unmöglich. Nur am Chor, der, ebenfalls fast Ruine, noch für gelegentlichen Gottesdienst eingerichtet ist, ist die prachtvoll exakte Quaderfügung der Außenmauer erhalten. Das Chorgewölbe ist eingestürzt, und nur in dem kleinen Sakristeianbau findet man es noch intakt, ein Gewölbe ohne Verwendung von Backstein, aus kleineren Granitstücken, die in einem Betonguß von steinhartem Mörtel eingebettet sind; ein höchst interessantes Denkmal früher Wölbetechnik im Kolonisationsgebiet.

Eine andere architektonische Welt empfängt uns in der höchst eigenartigen Kirche von Ludorf. Ein der frühen Gotik angehöriger achteckiger Zentralraum mit kreuzformartigen Anbauten, von denen Chor und Querarme wieder einen zentralisierenden Grundriß haben, während im Westen nur ein turmartiger Eingangsbau ohne Erweiterung des Hauptraumes sich befindet. Dieser Raumtypus steht in der mittelalterlichen Baukunst Mecklenburgs völlig vereinzelt da, und es findet sich für ihn keine überzeugende Erklärung. Die ganze mittelalterliche Architekturentwicklung durchzieht neben der gewöhnlichen Langform des Kultbaues eine nicht zu unterschätzende zentrale Nebenströmung, die besonders bei kleineren Bauten häufiger vorkommt; im 13. Jahrhundert erhielt diese Vorliebe für Zentralbauten neue Nahrung durch die Kreuzzüge und ihre mannigfachen Beziehungen zum byzantinischen und islamischen Orient. Die leider längst verschwundene Kirche auf dem Harlungerberge bei Brandenburg ist für Norddeutschland das markanteste Monument dieser Art.*) Sicher lebt auch in dem gotischen Oktogon der Ludorfer Kirche etwas von dieser östlichen Vorstellungswelt. — Näher liegt hier im Ostseegebiet noch eine andere Ableitung, nämlich die von den Rundkirchen Dänemarks und der Insel Bornholm. Betrachten wir den ältesten Teil der Ludorfer Kirche, den Chorraum, in seiner einfachen, abgeschnittenen Kreisform, so müssen wir die lebhafte Ähnlichkeit mit den dortigen Formen feststellen; auch dort fügen sich mehrere Rundformen, sich verschneidend, unvermittelt aneinander. Der großartigere gotische Ausbau zur Kreuzanlage entfernt sich jedoch von jenem Typus. Für ihn vermögen wir nur die zentralen Raumvorstellungen, die einerseits durch die Berührung mit der byzantinischen Welt, andererseits durch die französische Gotik mit ihrer zentralen Kapellengruppierung um das Chorhaupt in der Zeit lebendig sind, als Erklärung anzuführen. Eine Ableitung von einem bestimmten Vorbild oder einer besonderen Gegebenheit in diesem Falle ist uns nicht möglich.

Das heutige Bild des Bauwerks ist nicht nur durch die Ungewöhnlichkeit seines Umrisses interessant, auch die späteren Anbauten, die regellos angesetzten derben Strebepfeiler mit ihren vielen kleinen Verdrehungen tragen zu einer höchst eindrucksvollen malerischen Haltung

*) In den meistens zentralen Kirchen des Templerordens verbreitet sich ein Raumtypus über das Abendland, der durch die Nachahmung des achteckigen Felsendoms in Jerusalem, in den Augen der Kreuzfahrer das Abbild des Salomonischen Tempels, seine Anregung empfangen hat.

Teilstück aus dem Schnitzaltar (Kopf der hl. Elisabeth)

Alt-Röbel, St. Marien

bei. Störend ist nur die an die Nordseite des Eingangsbaues angeklebte neuzeitliche Grabkapelle.

Im Innern nimmt das Auge neben der überraschenden Raumwirkung, der zwischen tief einschneidenden Rippen in busigen Kappen aufsteigenden Gewölbebildung und den an den Hauptraum angeschlossenen zierlichen Polygonen des Nord- und Südarms (der nördliche ist freilich im 18. Jahrhundert als Gruft abgetrennt) die Sorge jüngerer Generationen um die Kirche wahr, die an Stiftungen kostbarer Ausstattungsstücke nicht kargten. Prächtige Bronzeleuchter auf dem Altar und das schmiedeeiserne Gittertor der Nordkirche, endlich eine Anzahl hübscher kleiner Buntglasscheiben in den Fenstern zeugen von der Aufmerksamkeit, die Adam Levin von Knuth um 1700 seiner Patronatskirche zuwandte.

Als dritter Bau reiht sich die Kirche von Nätebow an, einst der Mittelpunkt eines stattlichen Dorfes, heute in trauriger Verlassenheit auf verödete Feldmark hinausblickend.

Es ist ein schlicht-rechteckiger Raum von zwei fast quadratischen Kreuzgewölbejochen, ein gegenüber der Normalanlage des 13. Jahrhunderts, die Chor und Langhaus energisch gegeneinander absetzt, entschieden vereinfachender, frühgotischer Raumtypus, der in Mecklenburg nur vereinzelt vorkommt (Boitin), wahrscheinlich daher, weil eben die meisten Dorfkirchen schon vor 1300 vollendet waren. Doch auch die Nätebower Kirche muß kurz darauf erbaut worden sein.

Das Bauwerk ist ganz charakteristisch für die letzte Phase des Übergangsstils, die schon ganz von gotischer Formempfindung überwuchert wird. Noch sind — heute großenteils verändert — die schlitzartigen Fenster zu bemerken, noch hat das wuchtig gespannte Gewölbe in seinem ursprünglichen östlichen Teil die einfach vierkantigen Rippen des 13. Jahrhunderts. Besonders prächtig sind die beiden noch in rechteckigen Mauervorsprüngen liegenden Portale mit ihren charakteristischen frühen Leibungsprofilen, jedoch schon ohne Kämpfer. Als späterer, dem 15. Jahrhundert gehöriger Anbau erweist sich die südliche Vorhalle, das „Waffenhaus", das über kunstlos rohem Granitmauerwerk einen hübschen Treppengiebel trägt und dessen schießschartenartige Lichtöffnungen den Verdacht erwecken, daß sie tatsächlich — bei den Zuständen zu Beginn des 15. Jahrhunderts wohl glaubhaft — als Zufluchtsort der Gemeinde zu Verteidigungszwecken angelegt worden sind.

Der Westturm der Kirche, der lange als Ruine dastand, ist erneuert worden und scheint mit keckem Spitzhelm weit ins Land. Prächtig ist der schlichte frühgotische Blendenschmuck des Ostgiebels, der schon von weitem seine Wirkung übt. Auf dem viereckigen geputzten Wandfeld unten in der Ostmauer scheint einst ein Andachtsbild gemalt gewesen zu sein, wie es, gemalt oder als Holzbildwerk in einer Mauernische, gerade in der Chorwand häufiger begegnet.

Im Innern des Kirchleins fesseln zwei eigenartige Ausstattungsstücke das Auge: der Altaraufsatz und der holzgeschnitzte Taufengel. Der Altarschrein ist ein recht beachtenswertes Schnitzwerk, das 1522 von Daniel von Priegnitz, ursprünglich für eine andere Kirche, gestiftet und später in die kleine Dorfkirche versetzt wurde. Das gut erhaltene Werk verrät eine geschulte Meisterhand und einen lebendigen, modernen Geist, der sicher nicht in diesem beschaulichen Erdenwinkel des Müritzer Landes zuhause war, sondern in einer bedeutenden Stadt, vielleicht sogar in Lübeck seine Werkstatt hatte. Der Altar trägt ausgesprochen süddeutsche Züge, erinnert an schwäbische oder oberrheinische Schnitzwerke, doch ist der Weichheit der süddeutschen Formen ein starker Schuß nordischer Herbheit beigemischt und eine etwas spröde, erstarrte Eleganz in der Haltung hervorgebracht, wie sie Lübecker Arbeiten der Zeit eigen ist — doch zur endgültigen Beurteilung kann erst eine gründliche Untersuchung führen.

Auch die Malerei der Flügel hat sich größtenteils erhalten. Sie zeigt große stehende Heiligenfiguren; auch hier wird man wahrscheinlich lübische Zusammenhänge feststellen können.

Noch ist der Nätebower Altaraufsatz nicht, wie so manches gute Schnitzwerk, durch eine rigorose Erneuerung verdorben worden; einer sorgfältigen Konservierung aber muß das wertvolle Stück dringend empfohlen werden.

Weit geringer ist der künstlerische Wert des zweiten Stückes, des barocken Tauf-

Die heiligen Geräte von Alt-Röbel (St. Marien), Ludorf und Nätebow

engels; dennoch ist es ein seiner Idee nach recht originelles, durch seine naturalistische Auffassung überraschendes Schnitzwerk des frühen 18. Jahrhunderts. Der lebensgroße Engel ist soeben herniedergeschwebt, um auf flacher Muschel die Taufschale zu präsentieren. Nur ist die Stellung nicht ganz glücklich: Er setzt eben den Fuß auf den Boden, steht aber noch nicht sicher, und man hat das Gefühl, er müsse im nächsten Augenblick in sich zusammensinken. Die Formgesinnung der auf die Darstellung des vorüberhuschenden Augenblicks ausgehenden Barockkunst läßt die Figur aber gerade in dem Momentanen ihrer Körperhaltung und in der starken, flatternden Bewegtheit des Gewandes gut erkennen, man darf nicht mit den Forderungen statuarischer Ruhe an eine barocke Skulptur herantreten, wie an ein griechisches Bildwerk.

Ein schöner spätgotischer Kelch vervollständigt das Kunstinventar der Kirche.

Von den künstlerisch bedeutenden Profanbauten, die um Röbel verstreut liegen, möge auf das 1698 erbaute stattliche Herrenhaus zu Ludorf aufmerksam gemacht werden, das derselbe Adam Levin von Knuth erbaute, der auch die Kirche reich bedachte, einen charaktervollen Bau in holländischem Geschmack und vorzüglicher Behandlung des unverputzten Ziegelwerks. Ferner mag nur als willkürlich gewähltes Einzelstück das alte malerische Torhaus von Spitzkuhn genannt werden, um die Freunde der Heimat auf zahlreiche andere Schätze aufmerksam zu machen, die unauffällig hier und da zerstreut liegen, alte Scheunen und Stallgebäude mit wohlgefügter Fachwerkkonstruktion und mächtigem Strohdach, charaktervolle Wohnhäuser vom einfachen Katen bis zum behäbigen Hofbesitzerhause und zum ruhig schönen Herrenhause des 18. oder 19. Jahrhunderts, das oft mit seiner breiten, hellen Fassade sehr glücklich den tiefen Hofraum abschließend beherrscht. Dazu kommen als markante Akzente der norddeutschen Landschaft die Windmühlen in ihrer stets individuell verschiedenen, vom hellen Himmel sich abhebenden Umrißbildung. Die große Bockmühle am Ludorfer Wege ist ein besonders schönes Beispiel ihrer Art.

Mehr und mehr wird, so darf man hoffen, bei genügender Anleitung und Aufmerksamkeit der berufenen Führer das Verständnis und die Liebe für die heimatliche Formenwelt, für die Harmonie, die alles Erdgewachsene, aus dem Volkstum Geborene umschließt, das ganze Land durchdringen und der Erhaltung des alten Kunstgutes, aber auch, was wichtiger ist, dem Takt und sicheren Gefühl für die Gestaltung des Neuen zugute kommen.

13 Aus sieben Jahrhunderten

(Unter ausgiebiger Benutzung von Schlie, Kunst- und Geschichtsdenkmäler Mecklenburgs Band V, S. 464 ff.)

Das Land Mecklenburg ist in den letzten Jahrtausenden mehrmals von gewaltigen Völkerwellen überflutet worden, die seinen Volks- und Kulturcharakter verändert haben. Seit den Tagen der Völkerwanderung wohnten in diesem ursprünglich von Germanen besiedelten Lande die aus dem Osten vorgedrungenen Volksstämme der Obotriten, ein Zweig der slawischen Völkerfamilie, zu der auch die heutigen Polen und Russen gehören. Sie hatten das Land nach dem Abzuge der Germanen in Besitz genommen. Der slawische Stamm der Müritzer, von dem es nicht ganz sicher ist, ob er zur Gemeinschaft der Obotriten gehört, bewohnte den Gau Murizzi zwischen dem Plauer See und der Müritz, das Land Malchow mit der gleichnamigen Burg und den Burgwällen von Röbel und Stuer, sowie die Länder Wipperow und Schlön umfassend, vielleicht auch noch das vom Südosten der Müritz in die Priegnitz sich erstreckende Land Turns. Das ganze südwärts der Seen gelegene Gebiet soll damals ein einziger großer Wald — 1185 Bezunt genannt — bedeckt haben, welcher sich südwärts noch weit über Wittstock hinaus in die Mark hinein erstreckte.

Inmitten ihres Gebietes hatten die Müritzer an einer Einbuchtung der westlichen Müritz eine Siedelung, deren Feldmark vom See, von Moor und Wiesen ganz eingeschlossen war. Diese alte Siedelung führte den Namen Robole oder Robele oder Räbel. Auch dieser Name weist auf wendischen Ursprung hin, wenngleich eine sichere Deutung nicht gegeben werden kann. Etliche sagen, er bedeute weiter nichts als „Ort eines gewissen Robola"; andere bringen den Namen in Verbindung mit einem Wort, das „Graben" oder „Gruft" bedeutet und identifizieren den Namen mit dem der Stadt Reval. Noch andere legen das wendische Wort robel = Sperling zugrunde; nach dieser Erklärung wäre Röbel soviel wie „Sperlingsort". Endlich liegt es auch sehr nahe, den Namen des Ortes mit dem Namen des Götzen Rabal in Beziehung zu setzen, dem an der bemerkenswertesten Stelle des Ortes — dem jetzigen Kirchberg von St. Marien — eine besondere Verehrung zuteil wurde. Darüber berichtet schon Latomus in seiner mecklenburgischen Chronik — Genealochronicon megalopolitanum —, die er kurz vor dem Dreißigjährigen Kriege 1610 verfaßte, daß allerdings nicht mehr zu seiner Zeit, aber doch noch seit Menschengedenken an der Außenwand der St. Marienkirche in einer Mauernische der hölzerne krausköpfige Götze Rabal aufgestellt und durch ein eisernes Gitter verwahrt worden sei.

Bezeichnend ist die Form, in welcher der alte Küster Wiese von St. Marien († 1811) von diesem heidnischen Götzenbilde zu erzählen pflegte: „Vor weit über tausend Jahren, in grauer Vorzeit, als noch grausame und kriegerische Heiden in unserer Gegend hausten, die, in kleine Völkerschaften geteilt, stets miteinander in ewigem Zank und Feindschaft lebten und sich fortwährend bekriegten und unterjochten; als das Ganze noch in Rusch und Busch gelegen, es wenig angebautes Land, noch viel weniger Städte und Dörfer gegeben hat und die Menschen gleich den wilden Tieren in Höhlen und Erdlöchern wohnten, durch Wald und Holz geschützt, von Jagd und Fischerei, wilden Wurzeln und Kräutern lebten, im Aberglauben tief versunken, selbstgemachte Götzenbilder anbeteten, solche fürchteten und sie durch Opfer und Geschenke zu Freunden zu erhalten suchten, da hat es sich zugetragen, daß auch eine solche, grausam entstellte Götzenfigur im dunklen Walde in einer Erdspalte in hiesiger Gegend gestanden. — Einige schlaue und heuchlerische Menschen gaben sich das Ansehen von Priestern dieses Abgottes und ließen sich als solche von ihren abergläubischen Mitmenschen huldigen, dienen und beschenken. Diese verschmitzten Götzenpriester suchten immer mehr und mehr die weissagende Kraft und Macht ihres Götzen zu verbreiten, den man schon in weiter Ferne als einen mächtigen Kriegsgott anbetete und sich seinen Bei-

Alt-Röbel, St. Marien — Triumphkreuz

ſtand vor einem Kriege durch allerlei wertvolle Geſchenke und Opfer zu verſchaffen ſuchte. — Die Götzenfigur hatte die Einrichtung, ſich umzudrehen und mit dem Kopf zu bewegen. Sollten daher die Fragenden ſiegen, ſo nickte der Götze mit dem Kopfe, im Gegenteil aber kehrte er ſich um und zeigte den Rücken. Faſt jedesmal trafen ſeine Vorherſagungen ein, und immer mehr ſtieg der Ruf und das Anſehen des Götzen und ſeiner Prieſter, welche letztere, die ihr Amt nur auf ihre Kinder vererbten, dadurch reich, angeſehen und weit und breit gefürchtet wurden. — Die Schätze und Reichtümer dieſer ſchlauen Götzenprieſterfamilien ſammelten und mehrten ſich furchtbar, ſo daß ſie einen großen prächtigen Tempel erbauen konnten, worin das Götzenbild aufgeſtellt wurde, auch erbauten ſie außerdem noch viele Häuſer und Gebäude und kauften viele Ländereien für ſich und ihre Familien. — Allein zu Anfang des Chriſtentums in Mecklenburg und bei dem erſten Aufbau der jetzigen altſtädtiſchen Kirche wurde alles Abgöttiſche zerſtört und ausgerottet und die genannte Kriegsgötzenfigur unten im Fundamente des früheren alten Kirchturmes am Eingang rechter Hand vermauert. Die Grundſtücke und die Schätze der alten Götzenprieſterfamilien aber fielen der Kirche zu, wodurch der erſte Grundſtein zum Reichtum der jetzigen altſtädter Kirche gelegt worden ſein ſoll."

Welche Bedeutung die Verehrung dieſes Götzenbildes in heidniſcher Vorzeit gehabt haben muß, geht daraus hervor, daß ſchon ſehr früh, nämlich in der 1915 zu Köln am Rhein gedruckten „Vandalia" des Hamburger Domherrn und Roſtocker Profeſſors Albert Krantz die Vermutung ausgeſprochen wird, dieſe Stätte von Röbel könne die im Lande der Riederer (Redarier) zu ſuchende wichtige Tempelburg Rethre ſein. Ueber dieſes Heiligtum, welches für alle Wenden mehr und mehr einen kultiſchen und politiſchen Mittelpunkt bedeutet zu haben ſcheint, bis er nach ſeiner Zerſtörung durch den Zwantewittempel auf der Nordſpitze von Rügen abgelöſt wurde, berichtet der Chroniſt Thietmar von Merſeburg († 1018), im Redariergau habe eine Stadt gelegen, dreizipfelig, und drei Tore enthaltend, von denen zwei jedermann zugänglich waren, während das dritte kleinere oſtwärts nach dem nahe gelegenen ſchrecklichen Meere (See) führte; dieſe Stadt, Riedegaſt mit Namen, enthielt weiter nichts als einen Tempel des gleichnamigen Götzen und war rings von einem großen, für heilig gehaltenen Wald umgeben. Dieſe recht allgemeine Beſchreibung trifft ebenſogut auf manche andere an Wald und See gelegene Stätte zu (z. B. auf den Tollenſe-See) und reicht in ihren Angaben nicht aus, um dieſe berühmte Tempelſtätte für Röbel in Anſpruch zu nehmen. Aber

soviel ist gewiß, daß auch hier eine hochbedeutsame Kultstätte aus wendischer Zeit zu suchen ist.

Vielleicht deutet der Name der Insel „Schwerin" = Tierort noch auf die Haltung heiliger Tiere hin. Zu den Opferfesten versammelten sich die Männer mit ihren Weibern und Kindern und schlachteten dem Götzen Rinder und Schafe; aber es wurden auch vielfach Menschenopfer, vor allem Christenopfer, dargebracht. Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir in dem ausgehöhlten Granitblock, der jetzt unter einer großen Linde an der Südseite der Kirche aufgestellt ist, und dessen Bearbeitung auf ein hohes Alter schließen läßt, noch einen Zeugen dieser wendischen Opferfeste vor uns haben. Vielleicht ist es aber auch ein Stein, an welchem die ersten Christen ihre Taufe empfingen, oder ein Weihwasserbecken, das bei dem ersten christlichen Gotteshaus benutzt worden ist.

Wann dieses christliche Gotteshaus hier entstanden ist, wann überhaupt die ersten Müritzer für das Christentum gewonnen sind, liegt ganz im Dunkeln. Von dem Zeitpunkt an, wo Kaiser Karl der Große zu Hamburg eine Kirche gründete, die als Ausgangspunkt für die Bekehrung der germanischen und wendischen Völker des Nordens und Ostens dienen sollte, bis zu der dauernden Bekehrung der Wenden durch den Schweriner Bischof Berno sind fast vier Jahrhunderte verflossen: — für die Wenden eine Zeit krampfhaften Ringens um ihr Volkstum, um von den Vätern ererbte Sitte und Glauben gegen die erdrückende Übermacht der christlichen Deutschen. 946 setzte Kaiser Otto der Große in Havelberg, 949 in Brandenburg Bischöfe ein, welche unter des Markgrafen Gero Schutz gestellt, allmählich den neuen Glauben unter die Heiden tragen sollten. Die Markgrafenschaft Geros reichte nordwärts bis an die Elde und Peene; soweit erstreckte sich auch der nördlichste Sprengel, der unter seinem Schutze stand: der Havelbergische. Auch das Volk der Müritzer und der alte Ort Röbel gehörten zu diesem Gebiete. Doch von einer Bekehrung der Einwohnerschaft zu damaliger Zeit erfahren wir nichts.

Erst als Herzog Heinrich der Löwe von Sachsen seinen „Kreuzzug" gegen die Wenden unternahm, ließ sich ihr Führer Niklot, der Ahnherr des bis 1918 regierenden mecklenburgischen Fürstenhauses, nach dreimonatigen erbitterten Kämpfen 1147 zu der Übereinkunft herbei, daß die Wenden das Christentum annehmen sollten (Helmold I. 65). Wenn auch zunächst nicht alle Wenden und auch diese zum Teil nur zum Schein die Taufe nahmen, so war es doch von großer Bedeutung, daß durch diese Übereinkunft der organisierten Missionierung dieses Gebietes der Boden bereitet wurde. Der eigentliche Organisator wurde der ausgezeichnete Bischof Berno, welcher 1158 das dem Hamburger Erzbischof unterstellte Bistum Mecklenburg übernahm und seinen Bischofssitz alsbald nach Schwerin verlegte. In erneuten Kämpfen, in welchen Herzog Heinrich der Löwe selbst in diese Gegend kam und vor der Burg Malchow den Wendenfürsten Wartislaw erhängen ließ, wurde der Grund gelegt zur Erweiterung des Schwerinschen Bischofssprengels bis an die Peenemündung.

Kaiser Friedrich Barbarossa hatte dem Bischof Berno 1170 ganz kurz das Gebiet der Burg Malchow zugewiesen. Genauer heißt es in der Bestätigungsurkunde des Papstes Alexander III. vom Jahre 1178, daß die Grenze des Schweriner Bistums von Schwerin bis Veprow (Vipperow) gehe und weiter sich über die Lande Veprow und Tolense erstrecke. Das Müritzerland war aber 946 namentlich dem Bistum Havelberg zugewiesen. Die Elde war damals ausdrücklich als Grenze seines Sprengels bezeichnet, und diese Grenzbestimmung wiederholte nicht nur Konrad III. im Jahre 1150, sondern neun Jahre nach der dem Berno erteilten Bestätigung sogar Kaiser Friedrich Barbarossa selbst (Riedel, cod. dipl. Brand. I. 2. 442). Auch er bestätigte dem Havelbergschen Sprengel die Grenze von der Quelle des Eldeflusses westwärts bis zum Einfluß desselben in die Elbe. Die Folge war ein längerer Streit, der erst im Jahre 1252 mit einem Vergleich endete, wonach das Land Vipperow an das Bistum Havelberg zurückkam, das Land Malchow aber mit allen übrigen Kirchen des Müritzlandes bei Schwerin blieb. Die Grenze ging mitten durch den Ort Röbel in der Weise hindurch, daß die bisherige wendische Siedelung Alt-Röbel mit der inzwischen dort errichteten St. Marien-

kirche zum Bistum Schwerin, die unmittelbar daneben entstandene Ansiedelung der deutschen Einwanderer Neu-Röbel aber zum Bistum Havelberg gehörte. Der Streit der Bischöfe war damit beendet, aber diese unnatürliche Grenzfestsetzung hat das Röbeler Kirchenwesen noch lange ungünstig beeinflußt.

Wann der Bau der Kirche in Alt-Röbel begonnen wurde, wann ihr Altar der heil. Jungfrau Maria geweiht wurde, ist unbekannt. Der einschiffige Chor macht nach seinem Material und seiner Konstruktion ganz den Eindruck eines Baues aus dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts (also vor 1226). Mit Absicht ist das christliche Gotteshaus an derselben Stelle errichtet, an welcher bis dahin der heidnische Götzendienst verrichtet worden war, um einerseits die Ohnmacht des Götzen zu zeigen, andererseits den Uebergang zu der neuen Gottesverehrung zu erleichtern. Immerhin ist dieser Übergang nicht ohne harte Kämpfe erfolgt. Viele Wenden kamen in tapferer Gegenwehr um, andere fügten sich widerwillig, als sie die Aussichtslosigkeit eines Widerstandes einsahen, um wenigstens ihren Besitz zu retten. Auch mit den deutschen Einwanderern hatten sie nicht gerne zu tun; sie hielten sich lieber für sich auf ihrer ererbten Scholle und haben noch Jahrhunderte hindurch in steifnackiger Zähigkeit und in Treue zur Überlieferung ein gewisses Mißtrauen gegen die „neue Stadt" behalten.

Diese „Neue Stadt" war ebenfalls im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts durch den Fleiß und die Geschäftigkeit der deutschen Ansiedler schnell zu einem ansehnlichen Orte herangewachsen. Es waren zumeist aus Westfalen stammende Handwerker und Kaufleute, die im Gefolge der Kriegszüge Herzog Heinrichs des Löwen ins Land gekommen waren. Während Alt-Röbel durch die Müritz, durch Wiesen und Moore einen natürlichen Schutz besaß, auch von Neu-Röbel durch einen breiten Morast zwischen Wünnow und Mönchteich geschieden war, wurde dieses mit einer Stadtmauer umgeben, die zum großen Teile noch erhalten ist und an einigen Stellen auch auf das frühere Vorhandensein eines Turmes schließen läßt. Wann dieses Gemeinwesen zur Stadt erhoben ist, steht nicht fest. Es geht aber aus einer vom Fürsten Nikolaus I. von Werle im Jahre 1261 erlassenen Urkunde unzweifelhaft hervor, daß bereits sein Vater Herzog Heinrich Borwin II. dem Orte Neu-Röbel das Stadtrecht verliehen hat. Da dieser Fürst von 1219 ab regierte und am 5. Juni 1226 starb, muß dies vor dem letzten Datum geschehen sein. Über eine Erhebung von Alt-Röbel zur Stadt wird uns nichts berichtet. Wir müssen daher annehmen, daß Alt-Röbel zunächst im rechtlichen Sinne gar nicht als eigentliche Stadt gelten konnte; und können uns deshalb nicht wundern, daß die Bürger von Neu-Röbel auf die Fischer und Landwirte von Alt-Röbel gerne wie auf ein Dorf vor ihren Toren herabsahen, selbst nachdem diese tatsächlich in den Stadtverband einbezogen waren.

Dafür besaß Alt-Röbel die landesherrliche Burg. Schon im Jahre 1227 wird Unislav von Havelberg als Castellanus de Robele (MUB 334), als Burgmann der das Land gemeinsam regierenden vier mecklenburgischen Fürsten Johann, Nikolaus, Heinrich und Pribislav urkundlich genannt. Darin haben wir also die älteste Urkunde zu erkennen, in welcher Röbel genannt wird. Unislav war ein Mann, der auch sonst häufig vorkommt, also eine bedeutende Rolle gespielt haben muß. Außer ihm ist aus dem 13. Jahrhundert noch eine große Zahl anderer Burgmänner bekannt geworden; unter ihnen mehrere Mitglieder der adligen Familie Pritzbuer, die in jener Zeit in Kelle, Schamp und Walow begütert war und noch heute in Mecklenburg blüht (Gritzner, Urgesch. des Geschl. Pritzbuer. Meckl. Jahrb. 65. 305). Auch erfahren wir genau, wo diese alte Fürstenburg gelegen hat. Der schon genannte Latomus berichtet (Westphalen, mon. in. ed. IV. 235): „Man sagt, daß für Röbel nordwestwärts, auf einem ziemlich hohen Berge, die Herrn von Werle ein Haus gehabt, welches nach Anzeigung der nicht weit davon aufgeschossenen Hügel oder Schanzgruben durch Krieg ohne Zweifel von den Markgrafen von Brandenburg, weil sonsten des Orts Niemand mit den Herrn von Werle Krieg geführet, destruieret und verwüstet, und auf die wüste Stätte jetzo eine Windmühle gebawet ist." Dieser Mühlenberg bei der Altstadt ist noch heute als ein kreisrunder, oben abgeflachter Kegel

von ziemlicher Höhe kennbar, der jedenfalls künstlich aufgetragen ist. Irgendwelche Spuren von Gemäuer sind jetzt nicht mehr sichtbar.

Daß Stadt und Land Röbel bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts der Linie Werle zugehören, die von 1235 an in der Geschichte auftritt, wird durch vier Urkunden dieser Zeit erwiesen, in denen Fürst Nikolaus I. Regierungshandlungen zu Röbel vollzieht (MUB 499. 557. 558. 636). Zwar machen die Brandenburger Markgrafen schon in dieser frühen Zeit Versuche, hier ebenso als Oberlehnsherren aufzutreten, wie nachher über das Land Stargard. Doch verstehen es die Fürsten von Werle, sich gegen diese Ansprüche zu wehren. Am 21. Januar 1261 bestätigt Fürst Nikolaus der Stadt Neu-Röbel das ihr von seinem Vater verliehene Stadtrecht und bestimmt die Grenzen der Stadtfeldmark. Diese Urkunde wird im Archiv des Rathauses aufbewahrt; sie ist auf ein langes Pergament in einer scharfen eilfertigen Minuskel geschrieben. Das Siegel fehlt an der Schnur von roter und gelber Seide ganz. Das Pergament ist an vielen Stellen stark vermodert, zerrissen und zerscheuert, namentlich an der ganzen linken Seite, so daß die Schrift nur noch mit Mühe, jedoch sicher zusammengebracht werden konnte, mit Ausnahme weniger Stellen, die aber nach einer beglaubigten Abschrift vom Jahre 1702 ergänzt werden können. (MUB 911.)

Wir lassen einen Auszug dieser Urkunde in einer von Herrn Oberlehrer Riep-Neu-Röbel angefertigten Übersetzung wörtlich folgen, nicht nur weil sie für Röbel von einzigartiger Wichtigkeit ist, sondern auch weil die einzelnen Bestimmungen des Schweriner Rechtes, welches in gleicher Weise auch den Städten Güstrow, Malchow, Malchin und Penzlin verliehen wurde, einen wertvollen Einblick in die Rechts- und Kulturverhältnisse der damaligen Zeit gewähren.

„Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreieinigkeit! Ich, Nikolaus, von Gottes Gnaden Fürst von Werle, sage allen, die die vorliegende Schrift erblicken, Meinen Gruß für immer. Da ja das, was im menschlichen Leben sich ereignet, meist mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckt wird, so würden viele Taten der Vorfahren vergessen werden, wenn sie nicht durch die Aufzeichnung einer bemerkenswerten Schrift dem Gedächtnis der Nachkommen eingeprägt würden. Da nun die volle Gerichtsbarkeit über Unsere ganze Erbschaft Unserer Vorfahren und über Unsere Untertanen auf Uns durch die Erbfolge übergegangen ist, so würde es unverständlich und voreingenommen erscheinen, wenn Wir das, was von Unserm Vater Heinrich, Herrn zu Rostock, seligen Angedenkens in weiser Überlegung getan worden ist, als ungültig zu widerrufen Uns bemühen würden. Es sollen also die jetzt Lebenden wie die zukünftigen Nachfolger erfahren, daß Wir der Forderung Unserer Bürger in der Neustadt Röbel mit dankbarer Zustimmung entgegenkommend ihnen selbst die Schwerinschen Rechte bewilligen in dem Umfange, wie sie Unser Vater ihnen bewilligt hat.

Dies aber sind die Rechte des Staates Schwerin:

1) Für den Kopf den Kopf!
2) Für die Hand die Hand!
3) Wenn tief am Nagel oder am Finger verletzt wird, so wird der Angeklagte verurteilt zu 60 solidi, die in die Staatskasse fließen, und er wird dem Geschädigten Genugtuung leisten mit 24 solidi.
4) Für einen schwarzen Schlag (mit blauen Flecken) soll die Kasse 24 solidi und der Geschlagene 12 erhalten.
5) Für eine Ohrfeige erhält der Geohrfeigte 4 solidi und die Kasse ebensoviele.
6) Wer den Frieden eines Hauses verletzt, soll einem Halsgericht unterworfen werden.
7) Wenn eine unzüchtige Frau einen braven Mann vor 2 braven Männern beschimpft, so soll er ihr eine kräftige Ohrfeige geben dürfen.
8) Wenn einer ein doppeltes Maß hat, ein großes und ein kleines, soll er das große zurückbehalten, das kleine herausgeben, und er soll durch ein Halsgericht verurteilt werden.
9) Der Müller soll ein Maß erhalten, das nach einzelnen Scheffeln eingeteilt ist, es wird gewöhnlich Matta genannt.
10) Wer die Einrichtungen der Stadt verletzt, soll 3 Denare bezahlen, 2 der Stadt, einen der Behörde.

Röbel

St. Nicolai über dem Mönchteich

14) Der Bürgermeister soll mit dem Pastor zusammengehen.

15) Die Ernte auf dem Felde gehört der Behörde, nicht dem Bürgermeister.

16) Keiner soll seine Erbschaft ohne Zustimmung der Erben weggeben.

17) Wenn einer stirbt, ohne gegenseitige Erben zu hinterlassen, so sollen die Ratsherren das Erbe, um es zu bewahren, bis zum Ende des Jahres an sich nehmen; wenn aber nach dessen Ablauf keiner von den Erben gekommen ist, soll es in die Hand der Behörde übergehen; die Erbschaft muß aber in der 7. Hand zurückgegeben werden.

18) Wenn einer stirbt, und 2 Erben hinterläßt, die Mutter aber einen andern wiederheiraten will, so soll sie vorher die Erbschaft teilen.

19) Wenn einer von jenen Erben stirbt, so geht die Erbschaft auf den Bruder über; nach dem Tode aller soll sie an die Mutter zurückgehen.

25) Wenn ein Schuldner vom Gericht gemahnt wird, und seine Schuld nicht bezahlen kann, soll er dem Gläubiger sein Haus verpfänden; der Gläubiger aber soll dieses 3mal innerhalb 6 Wochen beim Gericht anbieten, und wenn der Schuldner es dann nicht zurückkauft, soll der Gläubiger das Haus selbst zu seinem Nutzen verwerten.

27) Wir haben auch den obengenannten und geliebten Bürgern die Acker ihrer Stadt unter bestimmten Grenzen mit vollen Zehnten als Besitz überlassen. Die Grenzen des genannten Stadtbezirks breiten sich aus bis zu den Grenzen der anliegenden Güter: Gnewe, Sylowe (Zielow), Cernowe, Cusseke (Küßkow), durch die Niederung des Sumpfes bis zum Fischteich bei der Mühle, Nedebuh (Nätebow), Wokestowe (Wackstow), Magnum Wokestowe (Groß-Wackstow), bis zu den Grenzen von Dambeke (Dambeck), die eine Hälfte des Glinh (Glien) Sees, von dort nach Kelle hin, durch die Niederung des Sumpfes, soweit er der Stadt zugewandt ist, von da bis zu der Feldmark des Herrn Conrad von Morin bei der Feldmark der Herrin Alhedis Butenscone, von hier über die Weiden zur Stadt; die vorgenannte Alhedis soll keine Weiden für sich beanspruchen.

Damit nun solche Handlung nicht irgendwie bezweifelt werden kann, bekräftigen wir es durch das Zeugnis Unseres Siegels. Zeugen hierfür sind: die Grundherren Heinrich und Johannes von Werle, der Propst Stephan von Röbel; die Ritter: Arnold von der Neuen Kirche Advokat in Röbel, Johannes von Havelberg, Otto Bersarius, Hermann Swistop, Gerold von Peccatel, Uneselaus; die

Knappen: Ludekinus von Schwerin, Heinrich von Havelberg, Harniz Bere, Hildebrand von Coniat, Heinrich von Carnowe, und andere erfahrene und angesehene mehr. Verhandelt wurde dieses im Jahre 1261 nach der Geburt des Herrn. Gegeben zu Röbel, von der Hand des Schreibers Gottfried, am 21. Januar."

Die in dieser Urkunde genannten Grenzen hat sich die junge Stadt im großen und ganzen erhalten, ja teilweise noch erweitert. Schon 1274 kaufte sie den „Düstern Wohld", ein großes auf der anderen Seite der Müritz belegenes Gebiet an, das erst in neuerer Zeit an das Gut Speck veräußert ist (MUB 1342); und 1284 erwirbt sie zu Stadtrecht fünfzehn Hufen und 1288 noch vier Hufen in dem zwischen Zielow und Vipperow gelegenen, aber schon 1575 nicht mehr vorhandenen Dorfe Küssekow (Kußkow) (MUB 1757. 1962).

Inzwischen war auch in der Neuen Stadt Röbel der Bau einer christlichen Kirche soweit vorgeschritten, daß die Weihe des Altars vorgenommen werden konnte. Der Havelberger Bischof hatte seine Ehre darein gesetzt, gerade hier an der Grenze seines Sprengels noch ein prächtiges Gotteshaus zu besitzen; und der Bürger Fleiß und Opfersinn hatten das Werk schnell erstehen lassen zur Ehre Gottes und zur Zierde ihrer jungen Stadt. Noch heute ist das Siegel der Urkunde erhalten, mit welcher die Kirche und ihr Hauptaltar der heil. Jungfrau Maria und dem heil. Nikolaus geweiht wurde. Durch Vergleichung mit erhaltenen Siegeln desselben Stempels hat Lisch mit größter Wahrscheinlichkeit dargetan, daß es sich um das Siegel des Bischofs Heinrich II. von Havelberg handelt. Da Heinrich II. von 1270—1290 das Bischofsamt führte, muß die Fertigstellung und erste Weihe der St. Nikolaikirche also während dieser Zeit erfolgt sein.

Schon eine geraume Zeit früher war in Neu-Röbel ein Klosterhof errichtet worden. Das Jahr der Klostergründung steht allerdings ebensowenig fest wie das der Stadt- und Kirchengründungen. Doch kann das Kloster nicht vor 1232 bestanden haben, weil erst in diesem Jahre Papst Gregor IX. dem „Orden der büßenden Schwestern der heil. Maria Magdalena", dem auch die Nonnen von Neu-Röbel angehörten, seine Regel erteilte. Der Orden war in den Kreuzzügen entstanden und suchte der überhandnehmenden Sittenlosigkeit zu steuern, indem er gefallene Büßerinnen aufnahm. Seine Regel war äußerst streng. Die Nonnen durften das Kloster niemals verlassen, es sei denn, daß sie in ein anderes Ordenshaus versetzt wurden. Nur Alten, Schwachen und Kranken war der Genuß von Fleischspeisen gestattet, alle übrigen mußten sich mit mäßiger Pflanzenkost begnügen. Die Nonnen waren zu fortwährendem Schweigen verpflichtet. Nur im Sprechsaal durften sie, wenn ihnen ausdrücklich die Erlaubnis erteilt war, sprechen, desgleichen im Arbeitsgemach über solche Dinge, die gerade auf die Arbeit Bezug hatten. Ihre Kleider, welche von grobem Stoffe sein mußten, hatten eine weiße Farbe. Daher wurden diese Nonnen auch wohl „die weißen Frauen" genannt. Ihr Lager bestand in einfacher Streu, worüber eine wollene Decke gebreitet war. Untätig durften sie nicht sein, sondern mußten nützliche Arbeiten verrichten. Eine Priorin und ein Prior standen diesem Kloster vor. In Neu-Röbel bezeichnen noch heute die Namen Klosterstraße, Mönchstraße, Am Mönchskirchhof die Stätte, wo einst das Klostergebiet war. Die Kapelle soll dort auf dem höchsten Punkt gelegen haben, so daß die Balken mit der Stadtmauer verbunden waren. Das Kloster bestand aus dieser Kapelle, dem Kirchhof, den eigentlichen Klostergebäuden und einem Baumgarten. Im Jahre 1274 überweist Fürst Nikolaus II. für den Wirtschaftsbetrieb der Nonnen dreizehn Hufen, die sich auf die benachbarten Dörfer Küssekow, Zielow, Priborn, Buchholz, Spitzkuhn und Bütow verteilen. Davon kommen fünf auf Küssekow, drei auf Bütow und je zwei auf die anderen Dörfer. Sie sollten aber freibleiben von allem Stadt- und Brückenbau und sonstigen Lasten und Frohnden. Das Nonnenkloster ist trotzdem, solange es in Röbel war, arm geblieben und hat mit großem Mangel zu kämpfen gehabt.

Neben diesem Nonnenkloster gab es noch seit dem Jahre 1285 auch ein Mönchskloster, das sich auf der Altstadt befand. Es gehörte dem Dominikanerorden an, war also ein Bettel-

mönchskloster. Den Dominikanern fehlte aber ein ordentliches Klostergebäude, wie es die Nonnen auf der Neustadt hatten. Das regierende werlesche Fürstenhaus begünstigte das Mönchskloster. Seit 1283 hatte die Witwe des Fürsten Johann, Sophie, die Burg von Alt-Röbel als ihren Witwensitz bezogen und entfaltete hier einen ungewöhnlich großen Hofstaat. Sie stammte aus dem benachbarten Hause Lindow-Ruppin. In der St. Marienkirche bezeichnet noch heute das werlesche Wappen ihren Kirchenstuhl; und in den übertünchten Deckengemälden sind die Porträts ihrer Familie enthalten: ein Zeichen, wie gerne sie dort weilte. Auch ihr Sohn, Fürst Nikolaus II. soll sich oft hier auf der Burg aufgehalten haben. Ihre beiden anderen Söhne, Bernhard und Heinrich, traten in das Röbeler Dominikanerkloster ein. Damit scheint sich das Ansehen dieses Klosters und auch seine wirtschaftliche Lage sehr gehoben zu haben. Um beiden Klöstern aufzuhelfen, bewirkten Nikolaus und Sophie eine Verlegung des Nonnenklosters nach Malchow und des Mönchsklosters nach Neu-Röbel. So kamen denn im Jahre 1298 die büßenden Schwestern nach Malchow, wo sie später die alte strenge Ordensregel aufgegeben haben. 1572 wurde das dortige Kloster in ein Versorgungsstift für adelige Damen mit fünfzehn Konventualinnen umgewandelt und ist in dieser Form bis heute von Bestand. In den verlassenen Nonnenhof von Neu-Röbel rückten die Alt-Röbeler Mönche ein. Sie besaßen außer dem, was die Nonnen ihnen hinterlassen hatten, Ländereien und Holzungen in der Nähe der Stadt und den Mönchteich. Die Fürstin Sophie und ihre beiden Söhne wurden in der Klosterkirche beigesetzt.

Außer den Klöstern gab es in Röbel eine ganze Reihe von geistlichen Stiftungen. Schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wird eine Marien-Bruderschaft bekannt, die ihre Mitglieder in beiden Teilen des Ortes hatte. Von einer Brüderschaft St. Petri und Pauli hören wir 1355 bei der Stiftung eines Altars für St. Nikolai und auch sonst. Ein Ackerstück, das diese Brüder besaßen, und dessen Ertrag noch heute den beiden Pfarren zugute kommt, heißt noch jetzt „die Bruderschaft". Von einer Kalandsgesellschaft ist im Jahre 1359 die Rede. Der Name „Buginop" für eine in die Müritz hineinreichende Landzunge gegenüber von St. Marien deutet auf einen früher dort befindlichen Beginenhof hin. Schon 1298 schenkt der Bürger Heinemann Kint einige Hebungen an das „Heilige Geist Hospital", nach welchem wohl noch die Heiligegeiststraße ihren Namen führt. In Alt-Röbel befand sich dagegen ein „St. Jürgen Hospital" mit einer Kapelle. Eine außergewöhnlich große Zahl von Vikareien wurde im Laufe des 14. Jahrhunderts gestiftet, von denen für St. Marien vor allem die am 11. 6. 1355 von Dorf und Gut Kelle her gestiftete Pritzbuer-Berne'sche Vikarei am Altar des heil. Johannes Evangelista genannt sein mag. Andererseits unterhielt auch der Rat der Stadt Röbel im benachbarten Flecken Mirow drei Vikareien, die auf besondere Beziehungen oder doch wenigstens auf ein gutes nachbarschaftliches Verhältnis zwischen der Stadt und der Johanniter Komturei in Nemerow und Mirow schließen lassen.

Eng blieben zunächst auch die Beziehungen des Fürstenhauses zu Röbel. Auch die Schwiegertochter jener obengenannten Fürstin Sophie, deren 20jähriger Aufenthalt für Röbel von besonderer Bedeutung geworden war, die Gemahlin des Fürsten Nikolaus II., Richenza, eine geborene Prinzessin von Dänemark, hatte Röbel zum Leibgedinge; sie starb jedoch bereits 1308 vor ihrem Gemahl. Viele ritterliche Familien wandten sich zu dieser Zeit nach Röbel, so z. B. die von Morin, die von Manteuffel, die von Büne. Ein Ritter Konrad von Büne wurde 1303 vom Fürsten Nikolaus II. mit dem von dem Lübecker Gödeke Bretup gekauften Zoll von Röbel belehnt.

Im Werleschen Teilungsvertrag vom 2. Dezember 1316 (MUB 3860) wurde Röbel unter Güstrow als Vorderstadt mit Waren, Penzlin, Kalen, Krakow und Plau verbunden; und für die gemeinschaftliche Regierungszeit der Fürsten Nikolaus III. und Bernhard von Werle (1341—1347) wurde die halbjährliche Abwechselung zwischen Güstrow und Röbel als Residenz vereinbart (MUB 6779). Noch einmal schien das Glück Röbel günstig zu sein, als am 14. Juli 1347 die beiden Brüder die Länder teilten und dem Fürsten Bernhard Röbel,

Wredenhagen, Waren und Penzlin zufielen. Aber Bernhard wandte sich mehr nach Waren und begünstigte Wredenhagen vor Röbel. Endlich verpfändete Bernhard II. sogar Schloß, Stadt und Land Röbel am 10. März 1362 an den Herzog Albrecht II. von Mecklenburg (MUB 90 9008). Trotzdem blieb Röbel mit seinem bisherigen Fürstenhause in Verbindung; denn fünfzehn Jahre später, 1377, wurde Albrechts ältester Sohn, Herzog Heinrich III., Bernhards Schwiegersohn, und Bernhards Gemahlin Elisabeth († zwischen 1391 und 1410) behielt Röbel als Leibgedinge. Bei dieser Verpfändung verpflichtete sich Herzog Albrecht, in Röbel ein fürstliches Haus zu erbauen, und bestätigte die Rechte und Privilegien den Burgmannen und Rittern, welche dafür sich mit ihren Mannen dem Herzog verpflichten mußten. Einige Fragen waren noch nicht geklärt, so daß am 18. Oktober 1363 ein weiterer Vertrag geschlossen werden mußte, in welchem Fürst Bernhard außerdem versprach, den Herzog Albrecht auf seinem geplanten Zuge nach Dänemark und Schweden mit 20 Helmen zu unterstützen. Diese weitgreifenden Pläne erforderten aber allzugroße Mittel; darum verpfändete Herzog Albrecht schon am 6. 1. 1366 Schloß, Stadt und Land Röbel weiter an Andreas von Flotow. Die von Flotow auf Burg Stuer waren im Mittelalter das mächtigste und reichste Rittergeschlecht dieser Gegend und seit 1354 auch im Pfandbesitz des angrenzenden Landes Malchow. Allerdings scheint das Pfand bald wieder eingelöst zu sein. Denn Herzog Albrecht überweist Stadt und Land Röbel einige Jahre später an seinen Bruder Johann, den ersten Herzog der Linie Stargard, der am 19. Oktober 1376 die Huldigung der Stadt entgegennimmt.

Der Besitz behielt allerdings immer den Charakter eines Pfandbesitzes. Die eigentlichen Herren bleiben auch weiterhin die Fürsten von Werle; und sie ließen es demgemäß auch für die Folge an Fürsorge für Röbel nicht fehlen. Zum Beispiel sorgten die Fürsten Lorenz und Johann V. von Werle 1375 dafür, daß ein Teil der Gewässer der Müritz, welche bis dahin die von Kröcher in Waren besessen hatten, an die Röbeler Brüder Regedanz überging. Im Jahre 1436 starb der werlesche Mannesstamm aus, und die einzige noch übriggebliebene werlesche Prinzessin Katharina vermählte sich 1454 mit dem Herzog Ulrich II. von Stargard. Diese Heirat trug sehr viel zur Klärung der Verhältnisse und Beruhigung beider Lande bei. Derselbe Herzog Ulrich II. bestätigte 1467 der Stadt Röbel ihre Privilegien. Seitdem ist Röbel im ungestörten Besitze von Mecklenburg-Stargard, später Mecklenburg-Schwerin verblieben, hat aber eine politische Bedeutung nicht wieder gewonnen.

Um so mehr wurde das kirchliche Leben für Röbel von ausschlaggebender Bedeutung. Wie schon gesagt, gehörte Alt-Röbel zum Bistum Schwerin, Neu-Röbel zum Sprengel des Havelberger Bischofs, der häufig in dem benachbarten Wittstock residierte. Jeder der beiden Bischöfe hatte in Röbel seinen Geschäftsträger, der den Titel Archidiakonus oder auch Propst führte. Die beiden ersten Pröpste, welche als Zeugen bei geistlichen und weltlichen Akten erwähnt werden, waren Johann von Gneve an St. Marien (1284 bis 1308) und Johann Sturm an St. Nikolai (1284—1318). Besondere Kunde erhalten wir von einem der Altstädter Pröpste durch seinen schönen Leichenstein, der noch heute in St. Marien zu finden ist. Man erkennt die lebensgroße Figur eines konsekrierenden Priesters mit edlen Gesichtszügen, zu seinen Füßen das Morin'sche Wappenschild mit zwei aufgerichteten, von einander gekehrten Angelhaken. Die Inschrift lautet, soweit sie entziffert werden konnte: „Anno domini MCCCCXII (in die ...) obiit dominus (reverendus) yio de Moryn (prepositus iu an)tiqua robele. Johannes de moryn pater eius et yda mater eius. orate eis." Ins Deutsche übersetzt: „Im Jahre 1412 am Tage ... starb der ehrwürdige Herr Johannes von Morin, Propst in Alt-Röbel. Johannes von Morin sein Vater und Ida seine Mutter. Betet für sie!" Neben diesem Stein hat ein anderer Leichenstein aus demselben Jahre Aufstellung gefunden, der ebenfalls einen konsekrierenden Priester zeigt, zu dessen Füßen ein Wappenschild mit zwei konzentrischen Dritteilkreisen, die mit der Öffnung nach außen gekehrt sind. Die Inschrift dieses Steines lautet: „Anno domini MCCCCXII (in die ...) obiit dominus petrus Rod (emolner)]perpetuus vicarius in antiqua

Alt-Röbel Der Burgberg

robele. eius anima requiescat in pace.“ Das heißt auf deutsch: „Im Jahre des Herrn 1412 am Tage ... starb Herr Petrus Rodemolner, ständiger Vikar in Alt-Röbel. Seine Seele ruhe in Frieden!“ Die beiden Steine haben ursprünglich vor dem Altar gelegen und sind, um nicht allmählich abgetreten zu werden, jetzt an der Westwand der Kirche aufgerichtet. Aus den Inschriften entnehmen wir, daß der Propst, der dem in der Umgegend von Röbel damals reich begüterten Geschlecht von Morin angehörte und in erster Linie die Repräsentation des Schweriner Bischofs versah, wofür er die Einkünfte der Pfründe bezog, und sein Vikar, dem in seinem Auftrage die eigentliche geistliche Versorgung der St. Marien-Gemeinde oblag, im gleichen Jahre heimgingen und auch nebeneinander ihre Ruhestätte fanden.

Noch eine andere Erinnerung an die Familie von Morin bewahrt die St. Marienkirche bis heute in dem wertvollen goldenen Kelch, welchen im Jahre 1533 Laurentius Morin für den ehemaligen St. Antonius-Altar in St. Marien geschenkt hat. Der Kelch zeigt auf einer Fußfläche die eingravierte Figur des heil. Antonius mit dem Schwein und Kreuz, auf der gegenüber liegenden Fläche ein Band mit der Inschrift: „lorentz marin“. Noch eine andere Familie aus der Umgegend scheint zu den besonderen Gönnern von St. Marien gehört zu haben: die Wulf auf Zierzow. Denn sie schenkten der Kirche sooft und soviel sie dessen benötigt sei, Holz jeder Art, Eichen, Eschen, Ellern, Birken und Buchen aus dem Gute Zierzow und verbesserten im Jahre 1454 die Vikareien an den Altären der heil. Katharina und der heil. Philippus und Jacobus in der St. Marienkirche.

Außerdem sind uns aus diesem Zeitraum viele Schuldverschreibungen und andere geschäftliche Verbindungen der Kirchen-Oekonomie von St. Marien mit den alten Vasallenfamilien auf den benachbarten Rittergütern bekannt geworden. Aus allen diesen Urkunden ist das wachsende Vermögen und der wachsende Einfluß der Alt-Röbeler Kirche zu erkennen. Von besonderer Wichtigkeit waren die in den Jahren 1454—1500 vorgenommenen Erwerbungen an Grund und Boden in Wackstow, wo lange Zeit hindurch eine eigene Kapelle gestanden hat und später in evangelischer Zeit der Diakonus seinen Wohnsitz hatte; und die in der Zeit von 1512—1516 durchgeführte Erwerbung des ganzen Hofes Lepsow von den Grambow auf Wildkuhl.

Das Gut hat deshalb bei seiner Wiederaufrichtung im Jahre 1845 den Namen „Marienfelde" erhalten. Zu den Einkünften des Alt-Röbeler Propstes gehörte außerdem u. a. die Feldmark Kaholt, welche von vierzig in Satow und Rogeez wohnhaften Bauern bewirtschaftet wurde.

Unter den Pröpsten an St. Marien wird in den Jahren 1454—1462 Hermann Latzeke genannt, und als Letzter in den Jahren 1530—1534 Johannes Jaster. Diesen fand die Fürstliche Kommission hier vor, welche in den Sommermonaten des Jahres 1534 im ganzen Lande die Kirchen und Pfarren besuchte, um einen genauen Ueberblick über die kirchlichen Verhältnisse zu gewinnen. Die Kommission bestand aus den Magistern Sebastian Schenck, Detlev Danckward und Nikolaus Bockholdt und kam über Woldegk, Wredenhagen, Priborn, Sylouw (Zielow), Dambeke, Butkouw (Bütow), Karchouw nach Alt-Röbel. Hier wurde das folgende plattdeutsche Protokoll aufgenommen: „Robell In der Olden Stadt

De Praweſtye (Propstei) mit der Kercken up der Oldenstadt is der Fürsten lehen. Besitter Her Johannes Jaster vorlent durch beide Fürsten anno XXX.

Pechte un thobehoringe VI fl und XVI fuder holtes von dem Rade to Robell, von acker holten un wiskenn genount de Marsche vor Robell liggende lut segele un briuw, dorup liggende in disser sulwigen Kercken: Inn der Geruekamer under dem welffte. (Gemeint ist mit der Gerbekammer wohl die jetzige Sakristei, die ja ein Gewölbe hat; auch ist dort in der Wand eine kleine Nische, in welcher wohl die versiegelten Briefe gelegen haben können). Hiervann betalt de Rat nich mehr denn IIII fl jarlick un beholt also inne alle Jar II fl un de XVI fuder holtes.

Item (= weiter) noch 1 wuste veltmarcke, Groten Wackstau genonnet, mit dem frien Schultkampe und aller tobehorunge dorch de fürstenn dartogegewen lut segell un briuen liggen bie vorschreuenn briffen. Darum em Philippus und Constantius Freyberch (auf Karchow) einen wisckdick (Fischteich) nehmen un entholden un na erem wolgefalle bruken bauen (ohne) alle recht, so sick de besitter der praweſtie beklagede.

Item disſen sulwigen sehe hefft auer (über) XXX Jahren vergangen Ericke Fincke vandages vaget thom Wredenhagen auer XXX mall mit Wadenn und togenn fisken laten, mit des praweſtes tho der tidt lewende willenn, und nich anders nha lude syner vorsegeldem bekenntnus wo vorhandenn by gemeltem briuen vorwarth.

Item 1 stück ackers vor Olden Robell von VI morgen effte darby (ungefähr).

Item noch VII houet von II luden Im Olden Robell, daruann (davon) sinth ehm entholdenn V houet von dem einen pachtgeuer etlich Jarlang.

Item noch IIII touer (Zuber) frische Fische von den fiskeren in der Oldenstadt von der fiskerig up der Mortze (Müritz), also einen touwer von ider Wadenn (von jedem Wadenzug) van denn Wademesterenn sovele up der Oldenstadt Robell in dem Schwerinschen Stichte (Stifte) wohnen.

Item noch hefft de praweſt anner VI Parrkercken (Pfarrkirchen) buten Robell dat geistliche rychte (Gericht) van oldersher.

Item noch ½ fl vor de weide van dem Rade tho Robell Jarlick vor de vorgedachtenn wusten feltmarckenn Groten Wukestow luth einer vorsiegeltenn Brieues bi dem praweſte darsulvst In der Gerue Cammer liggende un durch densulueſten Radt vorsegelt.

Item de kleintouer effte Schmaltowe genonndt gewen in den Pasckenn (Passa, Ostern) Feste vor itzlickenn Kane (für jeden Kahn) 1 Heket von 1 g oder 1 s lub (1 schilling Lübzer Währung).

Item noch in dem Braschen Sehe darna alse itlich fanget (nachdem jeder fängt) gifft de man XII effte (oder) XV Fische myn effte mehr (weniger oder mehr) und wert ehm nhu entogen und holden em dat vor und in V effte VI Jarenn nichts geuenn.

Item noch up dem Oldensteder Velde ein V Rudenstück ackers.

Item noch 1 morgen under dem Barge gelegenn.

Item noch ½ morgen up dem Gilde Campe."

Aus diesem Visitationsprotokoll geht hervor, daß der Schweriner Archidiakon von Alt-Röbel über sechs Kirchen das geistliche Gericht (jus synodale) oder wie man auch sagte: den Bann hatte.

In dem entsprechenden Protokoll über Neu-Röbel heißt es: „Item noch hefft disse prawest in der nygen stath jurisdictionem synodalem auer XXXIII parkerken under em belegen." Die Grenze zwischen den Diözesen Schwerin und Havelberg lief in östlicher Richtung von Burg und Dorf Stuer (Schwerinschen Stiftes) auf die Mitte von Alt- und Neu-Röbel zu und ließ dabei das damals zum Kirchspiel Dambeck gehörende Dorf Minzow auf der Havelbergschen Seite liegen. Somit wären die 33 Kirchen des Havelbergers von dort nach Süden hin zu suchen, die sechs Schweriner aber (mit Einschluß des östlich übers Wasser weg gelegenen Dorfes Gneve) nordwärts von dieser Grenze.

Außer den beiden genannten Pröpsten gab es in Röbel noch einen Sandpropst. So wurde der Geschäftsträger des Klosters Dobbertin genannt. Dieses Kloster hatte damals, ebenso wie noch bis zur Revolution 1918 in der Nähe von Röbel eine Reihe von Gütern, die man wegen ihres sandigen Bodens scherzweise „Sandpropstei" nannte. Lärz, Diemitz, Schwarz und Schwarzerhof bildeten die Hinterpropstei, Lerow, Rötz, Sietow und Schamp die Vorderpropstei. Der Dobbertiner Klosterhof lag anfänglich neben dem Dominikanerkloster. Im Jahre 1369 gab jedoch die Stadt dem Sandpropst eine Wohnung gegenüber dem Hause der Familie von Morin, das neben der Neustädter Pfarre lag.

Das Dominikanerkloster hatte im 15. Jahrhundert außerhalb der Klostermauern noch eine „Stätte", drei Buden, an der Ecke der Mühlenstraße eine Bude und außerdem in der Stadt noch drei Buden. Dazu war den Mönchen, die ja den Mönchteich schon besaßen, von dem Herzog Heinrich von Stargard († 1466) auch der Burgberg am Mönchteich überwiesen worden. 100 Jahre zuvor hatte die Burg noch gestanden; inzwischen muß sie abgebrochen sein. Denn nun ist von ihr keine Rede mehr, sondern nur von Gärten auf und an dem Berge. Sehr bald muß an die Stelle der Burg eine Windmühle getreten sein, die 1577 die „Hövedes- oder Hövet-Mühle = Hauptmühle" genannt wird. Lange haben die Dominikaner den Burgberg nicht behalten, sondern überlassen am 11. November 1485 „den windmohlenberch, belegen uppe der alden stad myt allen garden umme den berch van deme stadtgrauen an bethe to der Dwerstrate (Querstraße), dar de prestere wahnen (also bis zur Predigerstraße), unde der garden, de dar ligghen umme de waninghen" der Stadt. Nur die Gärten am Mönchteich, an denen später die Häuserreihe der Engenstraße entstanden ist, sind seitdem in kirchlichem Besitz, und zwar bei der Pfarre St. Marien geblieben.

Die beiden Orte Alt- und Neu-Röbel waren inzwischen allmählich zu einer Stadt vereinigt, indem der Morast, der sie bisher getrennt hatte, zugeschüttet und bebaut wurde. Das „Altstädter Tor" erhielt seitdem den Namen „Mitteltor", weil es nun die Mitte der Stadt bildete; und auch nach Abbruch des Torgebäudes hat der Teil der Altstadt, der unmittelbar vor diesem Tore lag, den Namen „Mitteltor" behalten. „Altstädter Tor" hieß nunmehr der Ausgang der Altstadt in Richtung Waren. Ein — wahrscheinlich jährlicher — Wechsel zwischen altem und neuem Rat, wie in anderen Städten des Landes, ist zum ersten Mal aus einer Urkunde vom 30. März 1334 zu erkennen (MUB 5511).

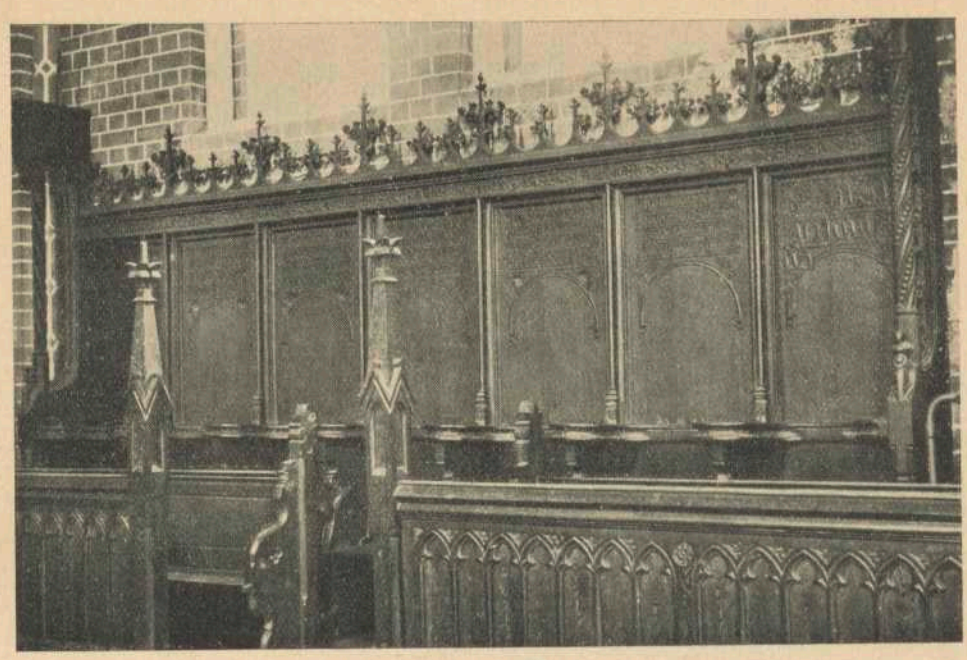
Wie wohlhabend und angesehen die Stadt Röbel um 1500 war, ist daraus zu ersehen, daß Herzog Heinrich d. Ä. von Stargard im Jahre 1460 das Dorf Minzow an die Stadt verpfändet, und daß die Stadt nach einem Register von 1506 200 Mann zur Heeresfolge stellen mußte, während Waren und selbst Güstrow nur 100 Mann aufzubringen hatten.

Freilich hatte Röbel damals viel von Feuersbrünsten zu leiden. Die Häuser waren zumeist mit Rohr und Stroh gedeckt und hatten entweder gar keine oder nur hölzerne Rauchfänge und bretterne Giebel. Die Folge davon war, daß ein Feuer bei niedrigem Winde einen ganzen Ort einäschern konnte. So haben in Röbel in dem Zeitraum von 1510—1536 nicht weniger als vier größere Brände gewütet, von denen zwei auch die Altstadt betrafen. 1525 brach in Engelberts Scheunen am Mühlentor ein Feuer aus, dem der ganze Straßenzug vom Mühlentor bis zum Altstädter Tor mit allen Häusern und Scheunen zum Opfer fiel. In Alt-Röbel blieb damals außer der St. Marienkirche und der St. Georgs-

kapelle nur das Siechenhaus zum heil. Georg mit dem Nachbarhause stehen. Kaum war der Schade notdürftig hergestellt, da brannte schon elf Jahre später — 1536 — die Stadt wieder vom Mühlentor bis zum Altstädter Tor nieder, so daß nur etliche, aber übel zugerichtete Häuser dazwischen stehen blieben.

Einen Einblick in das Leben und Treiben der Bürger gewinnen wir aus den Aufzeichnungen des herzoglichen Sekretärs Monnick, welcher im Jahre 1514 alle Städte des Landes bereiste. Er hatte die Aufgabe, zur Vorbereitung einer mecklenburgischen Polizeiordnung, die dann 1516 auch erlassen wurde, genaue Erkundigungen über die Verwaltungsgrundsätze und Ortsgewohnheiten der einzelnen Städte einzuholen und in Röbel speziell die Beschwerde des Rates zu untersuchen, der sich über das Aufkaufen der Wolle durch die Bewohner der Mark und des platten Landes, über das Brauen der Edelleute, Krüger, Müller und anderer Landbewohner sowie schließlich über das Ueberhandnehmen der ein Handwerk und die Kaufmannschaft treibenden Personen außerhalb der Stadt beklagt hatte. (Groth, Meckl. Jahrb. 57, 230 ff.). Monnick berichtet über Robell: „Hir sint im rade IX personen, dar sust XII plegenn tho wesenn. Eynn nie rathmann, wenn hie syne raetkost deitt, darto hefft hie denn raett, will hie syne frunt darto biddenn, steyt tho synem gefallenn, und wart drie dage, unnd die gerichte staenn ock tho synem gefallenn. Die radt ordennt die vorstehender der gotshuser und nehmen vann enhe inn bywessende des kerckhernn reckenschop. — Brutlachte (Hochzeitsgelage): Die synnt frig nha erhem gefallenn. Des sondags up denn auendt steytt die koste ann unnd warhett drie dage. Die bruthanenn synnt krude ader confect unnd hebbenn VI, VII ader VIII Wistheker (Wittstocker) verndell bier tho eyner kosthe. — Kindelbier: Dar to der doepe biddet menn drie vaddern unnd dat padengelt is ungeferlick III gude sg. Item tho der kinderdoepe hefft men niemands. Tho deme kerckgange biddet eyner die geuattern unnd frunde nha synem gefallenn." — Von Gilden und Ämtern nennt Monnick die Koepgilde mit ungeferlick XII par personenn, Schomaecker ampt unnd Wullewewer ampt mit je 24, Becker ampt mit 8, Schmede ampt mit 12, Schroder ampt mit 9 und Knackenhower ampt mit 3 Personen. Als Beispiel führen wir die Gewohnheiten des Schuhmacheramtes an: „Eynn lehrjunge gyfft 1 tn. bier und eynn punt waß innt ampt unnd deme lehrmeister 1 fl. Item eynn nie amptmann deytt 3 eßchingenn (das Begehren der Aufnahme in die Zunft) tho dren viertein dagen und to ichlicher eßchinge 2 Lub sgr. (Lübzer Silbergroschen), kamen int ampt vor bier ader thom gilde. Folgennde moet hie toschnidenn 1 hutt, darby sint alle werckbruder unnd gifft ½ tn. bier. Folgende schnidt hie schoe thoe, darby iß dat gantze werck ock, unnd gifft vor achte gude sgr. bier. Darnah leht hie die schoe dem gantzen ampte besseheun unnd gifft denne ½ tn. bier unnd 2 gerichte fleisch, alleyne denn manns. Foder werdt hie dorch denn raett bestedigt innt ampt unnd gifft denn werckbrodernn 9 Sundesche wittenn (Stralsundische Pfennige) unnd deme rade vor die borgerschop 6 sgr unnd 1 wittenn. Darnah gifft hie denn olderludenn, der synnt 2, ichlickem 9 Sundesche penninge. Wenn hie die werckenkost deitt, whart (währt) 2 dage, den mandag 2 maltidt unnd denn dingestag 1 und tho jeder maltidt 3 gerichte fleisch. Item up denn dingestag jegenn auendt (Abend) holdenn sie dat stauenbat (Bad mit Schmaus; siehe Stavenstraße), dat moet die nie werckmann quiten (bezahlen) vor mann unnd frouwenn, unnd lett enhe up denn auendt ethenn (Essen) umbdragenn. Item gifft ehnn ßo vele bier sie drinckenn mogenn, darto betalen emhe die gemeynen werckbroder 1 tn. bier uth erhenn eigenen budelnn. Item gifft 4½ fl, frowe unnd mann, unnd werdt angelecht tho nuttichheit der gilde, luchteren, boldeck (Baldachin, Leichentuch) unnd lichte. Inn dissem ampte werdenn geholdenn 3 morgennspraeckenn, darup gaenn niene theringenn. Die gilde werdt geholdenn eynn ader 2 dage, darto hefft men 1 tn. bier. Unnd ichlicke persone gifft deme kerckherrn 1 viercken (vierter Teil eines Sechslings, ½ Witten), darvor werdenn vigilienn unnd zelemissenn (Seelenmessen) holdenn." —

Daß die Röbeler Bürger nicht bloß auf Zucht und Ordnung im ehrbaren Handwerk und bei fröhlicher Geselli-



Röbel — Das Klostergestühl in St. Nicolai

keit hielten, sondern auch die kirchliche Sitte pflegten, bezeugen die vielen Längsrillen und Rundmarken, die in Kniehöhe an der Südwand der St. Nikolaikirche sich finden. Ein Handwerker nahm sein Werkzeug wohl nicht eher in Gebrauch, als er damit zuerst an der Kirche solch ein Zeichen gemacht hatte. An der Altstädter Kirche finden sich solche Zeichen nicht, weil hier kaum ein Handwerker wohnhaft war.

Die Stellung zur Kirche wurde auch in Röbel von neuem in den Vordergrund gestellt durch die gewaltige Geistesbewegung des 16. Jahrhunderts: die Reformation. Als erster evangelischer Prediger hat der von Herzog Heinrich berufene Nikolaus Francke vornehmlich auf der Neustadt gewirkt. Von seiner Tätigkeit wissen wir leider gar nichts; er wird nur in Verbindung mit dem Brande seines Pfarrhauses 1539 in dem „Ordelle Boeck der Stat Rabel" genannt. Auch scheint er hier nur kurze Zeit gewirkt zu haben. Denn schon 1541 verzeichnet das Visitations-Protokoll auf der Altstädter Propstei und Pfarre Ern Joachim Priepert (Prieperde) und neben ihm auf der Neustädter Propstei und Pfarre Ern Joachim Kunicke. Beide werden als „fromme und gelehrte Männer" gerühmt.

Während die letzte Visitation vor der Reformation fast ausschließlich die Einkünfte der Pfründen aufzeichnete, wird bei dieser ersten evangelischen Visitation das Hauptaugenmerk gelegt auf Lehre und Leben der Prediger, auf die Teilnahme des Rates, der Bürgerschaft und der einzelnen Familien am Gottesdienst und Sakrament, auf die Heiligung des Sonntages, auf das Einüben der neuen deutschen Kirchenlieder und auf Lehre und Zucht in den Schulen. Die Visitatoren — Johann Riebelingk, Joachim Kukenbieter und Magister Simon Leupolt — kamen diesmal über Wesenbergk, Wredenhagen, Koye (Kieve) und Cepkow nach Neu- und Alt-Röbel. Ihr Urteil über den ersten evangelischen Pastor von St. Marien faßten sie folgendermaßen zusammen: „Ern Joachim Prieperde zu Alten Robel Predikant ist ein ziemlicher gelehrter frommer Prediger, aber die Oldesten und Kerkgeschworenen sagen, daß er sich viel in weltliche Handel mische, die sein Ampt nicht belangen, darummer er der Kirchen nicht so wohl mit Predigen und anderen Diensten furstehen kann, wie sichs wohl eignet und gebühret." Er hat den Visitatoren versprochen, daß „er sich bessern und davon abstehen" wolle.

Über eine besondere Altstädter Schule wird in diesem Protokoll nichts berichtet,

wohl aber heißt es von dem Neustädter Pastor Kunicke, er habe „mit großer Mühe und Arbeit einen gelehrten frommen Schulmeister zuwege gebracht". Freilich ist dieser Anfang des Röbeler Schulwesens recht kümmerlich; denn „der Schulmeister erhält vom Pastor Essen und Trinken, dazu jährlich 8 fl Standgeld und von jedem Knaben ein Jahrlang 4 sgr". Die Visitatoren fügen hinzu: „der wird nothalben entlaufen müssen, wo ihm die Besoldung nicht gebessert wird."

Auch die Einkünfte des Alt-Röbeler Pastors erscheinen gegenüber der katholischen Zeit überaus dürftig. Von 1593 bis 1619 werden Verhandlungen geführt zwischen der Pfarre und den Herren Hans und Achim von Frieberg auf Karchow und Dambeck. Diese tauschen sechs Hufen Landes in Lepsow und Keyer und den „Lütke Kiwischen Sehe" (mit einem Aufgeld von 800 Gulden) um gegen sechs Hufen auf Gotthuner Feldmark und den Mewen-See. Die von den beiden Gotthuner Pfarrbauern bisher wegen dieser sechs Hufen geleisteten Dienste werden von sechs Alt-Röbeler Ackerbürgern übernommen. — Aus dem Jahre 1582 stammt der Schuldbrief des aus der Sage bekannten Henning von Morin über 200 Gulden, welche die Vorsteher von St. Marien für gekauftes Silber gehoben und ihm angeliehen haben.

Ein wertvolles Geschenk erhielt die St. Marienkirche im Jahre 1577 von einem unbekannten Geber: eine der drei Bronzeglocken, die bei der Restauration 1851 umgegossen wurden. Die charakteristische Inschrift dieser alten Glocke, welche immer aufs neue ihre Wahrheit beweist, läßt auf eine besondere Veranlassung zu dieser Stiftung schließen: „help got ut not. afgunst is grot. den dar ick mi op vorlet dat is deienne de mi vorret (verrät)". Der Anfang dieser Inschrift ist bis in die neueste Zeit hinein von den Altstädtern als Begrüßung gebraucht worden: „Help Gott!" oder kurz: „Schelp!"

Wann das Kloster säkularisiert worden ist, ist ungewiß; wahrscheinlich zwischen 1530 und 1540. Als im Jahre 1558 der letzte Prior Thomas Lamberti, gleichzeitig auch Pfarrer von Nätebow und Klessen (Leizen), gestorben war, wurden die Klostergebäude allmählich abgebrochen und die Steine zum Bau des Schlosses nach Wredenhagen gefahren. Zehn Jahre später stand das Kloster wüste; es wurden Steine davon verschenkt und verkauft. 1577 grenzte noch eine Scheune an den Chor der Kirche; 1602 lag auf dem Platze, wo die Kirche gestanden hatte, Steingrus. Als der Chor abgebrochen wurde, werden die dreißig eichenen Chorstühle in die St. Nikolai-Kirche geschafft worden sein, deren ausgezeichnete Schnitzerei der Mönch Urban Schumann im Jahre 1519 herstellte. Leider sind noch 1843 bei der Restauration der St. Nikolai-Kirche vier dieser Stühle der Verständnislosigkeit zum Opfer gefallen. Das ganze Gestühl hat außerdem sehr viel von seiner Schönheit dadurch eingebüßt, daß es jetzt gleichmäßig dunkelbraun getönt ist, während es ursprünglich mit bunten Farben bemalt gewesen ist. Da die Klosterkirche auch fürstlich-werlesche Begräbnisstätte war, müssen auch Leichensteine und andere Altertümer vorhanden gewesen sein. Von alledem ist nichts erhalten geblieben, wie denn auch alle Urkunden fehlen. Herzog Karl schenkte am 17. Mai 1587 seinem Hofprediger Magister Johannes Andreä zu Mirow aus Dank für seine gute Amtsführung „eine wüste Stätte auf dem Mönchhofe, wo zuvor das Kloster gestanden hatte" zum erblichen Eigentum. Andreä hatte hier ein Haus erbaut, das mit der dazu gehörenden Stätte durch Verkauf von der einen Hand in die andere ging. Schließlich bauten die von Below auf Hinrichsberg hier einen Hof und besaßen denselben mit alter klösterlicher Freiheit. Sie hielten sich zur St. Marienkirche, errichteten sich dort ein großes Gestühl und darunter ein gewölbtes Erbbegräbnis. Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts war Hieronymus Gerlach Sandpropst des Klosters Dobbertin geworden; im dreißigjährigen Kriege war des Klosters Kornhaus ganz „heruntergerissen" und von Belows Mönchhof „sehr ruinieret". Weil nun die von Below den Hof nicht benutzen konnten und Gerlach gerne seinen Verpflichtungen nachkommen wollte, so verkaufte am 16. April 1651 Ike von Below seinen „in Röbel belegenen Klosterhof mit dem Hause, mit Kirchstühlen und Begräbniß in der Altstadt und Neustadt, mit allen Freiheiten und Gerechtigkeiten, als eine

unstreitige fürstliche Freiheit und Gerechtigkeit" an den Sandpropst zu einem Erbkaufe. Im Jahre 1702 besaß den Hof, über dessen Freiheiten noch lange gestritten wurde, der Sohn des Sandpropsten, der Bürgermeister Hieronymus Christoff Gerlach.

Nicht nur der Klosterhof hatte durch den 30jährigen Krieg zu leiden, sondern die ganze Stadt und Gemeinde hatte eine beispiellose Verwüstung und Verelendung zu erdulden. In den Jahren 1635—1639 wütete die mörderische Pest und raffte ganze Familien hinweg. 1640 erlebte die Stadt ganz in ihrer Nähe beim Schaukſee auf dem Altstädter Felde ein Gefecht zwischen sieben Kompanien schwedischen Volkes und den Brandenburgern unter dem Oberst Goldacker, wobei 200 Schweden auf dem Platze blieben. Vielleicht sind auch die „Gotthuner Schanzen" bei der Schamp in dieser Zeit aufgeworfen. Das Schlimmste war die Entvölkerung des Landes. Von den 50 Wohnhäusern in Alt-Röbel blieben kaum 18 erhalten.

Um die durch den Krieg angerichteten Schäden festzustellen und einen Wiederaufbau der zerrütteten Gemeinden vorzubereiten, wurde unmittelbar nach Beendigung des Krieges eine Visitation des ganzen Landes für das Jahr 1649 angeordnet. Am 8. Juli waren der Regierungsrat und Superintendent Joachim von Kessen, auch Küchenmeister zu Goldberg, und Magister Samuel Arnoldi in Ludorf gewesen, und in den nächsten Tagen — 9.—12. — hielten sie sich in Röbel auf. Hier wurde „die Gemeinde aus beiden Kirchspielen in St. Nikolaus-Kirche gefordert und allemal bei 20 und mehr Personen vors Altar getreten und vom Herrn Superintendens aus dem Catechismo und Fragstücken examinieret und noch so ziemlich (!) bestanden". Vorher aber waren die Pastoren auf lateinisch über eine biblische und eine theologische Frage befragt, und „pastores istas novitates ex verbo Dei refutarunt et Domis Commissariis satisfecerunt — die Pastoren widerlegten diese Neuerungen aus Gottes Wort zur Zufriedenheit der Herren Kommissare".

Von dem damaligen Pastor bei St. Marien, Magister Joachim Hase, oder wie er sich gerne nannte: Hasenius, bemerken sie: „hat des dritten Tages eine Predigt halten müssen, redet und predigt ganz unvernehmlich und hängt fast an alle Wörter die Syllabe ne, ist vermahnet, sich einer deutlichen Ausrede zu befleißigen und seinen Zuhörern mit einem exemplarischen Leben vorzugehen." Die Kirchenvorsteher waren: „Ties Frentz, Gorries Nese, Heinrich Regedantz und Frantz Bülow". Als Küster fungierte „Hans Küschow, ein Tuchmacher, ist ein bescheidener Mann". In der Kirche waren nur vorhanden: „3 silberne Kelche, 3 Leuchter, 1 Altarlaken und 4 Glocken". Als Eingepfarrte vom Adel werden genannt: „Hennecke Morin modo dessen creditores zu Kelle, Johann Freyberg zu Gotthun, Jochim Berner daselbst, Clement Hahne zu Gneven". Eingepfarrte Dörfer sind: „Gotthun, woselbst 14 Bauern gewohnet, itzo nur einer. Kelle, vor diesem 2, jetzo wüste. Gneven, vorhin 6 Personen, jetzo einer. Die Heuets Mühle und die Schamper Mühle, jetzo wüste." Ebenso heißt es von den Pfarrländereien auf der Feldmark Wackstow, Kaholt, Brüderschaft, Lepsow: „liegen jetzo ganz wüste". Die Geld- und Kornhebungen restieren dem Pastor von zehn Jahren. Ein Ackerstück auf dem Altstädter Felde und eines im Liengrund (das sog. Gotteshausstück) muß er selbst begaten. Die Pfarrbauern weigern sich, ihm Dienste zu leisten. Dadurch ist der Pastor in eine solche Notlage gekommen, daß er sogar die Genehmigung bekam, einen Kirchenkelch zu versetzen.

Die genannten Männer haben aber ihr „christliches Visitationswerk nicht auf einmal vollführen" können und es deshalb im Jahre 1662 weitergeführt. Anstelle des Arnoldi sind Magister Andreas Böttticher und Magister Johannes Adamus Müller getreten. „Den 29. Martis 1662 sind sie zu Röbel angelanget." Wieder ist ein „Examen gehalten in St. Nikolai-Kirche auf der Neustadt mit beiden Gemeinden auf der Alten und Neuen Stadt, sein ziemlich bestanden". Pastor und Küster sind dieselben geblieben. Kirchenvorsteher sind jetzt: „Thies Frentz senior, Franz Bühlow, Joachim Drewes und Thies Frentz junior, sind schlechte (schlichte) einfältige Leute, haben keine Besoldung". „Der Pastor predigt des Sonntags 2mal, des Morgens das Evangelium und Nachmittags den Catechismum Lutheri, in der Woche des Mittwochs die Sonntags

Epistel." Als Eingepfarrte vom Adel werden diesmal aufgeführt: „Clement Hahnen Wittwe zu Gneve, Johann Friebergk zu Gotthun und Otto Pogwisch zu Kelle". In Gneve wohnen jetzt schon drei Bauern, in Gotthun vier, Kelle und Schamp liegen noch wüste.

Auch für die Einrichtung der Kirche ist inzwischen das Nötigste wiederbeschafft worden: 3 zinnerne Leuchter, 1 zinnerne Flasche und 1 Kanne zu Wein und 3 Meßgewänder und Hembder (mit Hemd ist wohl die Alba gemeint, ein gestickter weißer Leinenkragen, der über dem Talar getragen wurde). Sogar einen „fertigen Seyer" (Zeiger, Uhr) hat die Kirche erhalten. Die Kirche selbst wird beschrieben als „ein großes, gemauertes Gebäude, mit Ziegeln gedeckt und 2 Gängen, das Gewölbe, Stühle, Altar und Predigtstuhl gut, die Orgel ganz ruiniret. Das Dach an einer Seite löckerig und muß gebessert werden. Der Turm gemauert und mit Ziegeln gedecket". Das Pfarrhaus „ist wohl angelegtes Zimmer, in Holtz gemauert, mit Rohr gedeckt und einem ausgehenden Schornstein, sonsten aber sehr baufällig und muß ihm geholfen werden, wird von der Kirche gebessert und gebaut". Das Haus des Diakonus (lag wohl zwischen Pfarrhaus und Kirche) „ist samt Scheune und Ställen niedergefallen. Diese Zimmer werden zum halben Teil von den Eingepfarrten vom Adel, der andere Teil von den Altenstädtern gebaut und gebessert." Die Küsterei (lag in der Mitte der jetzigen Kirchhofsmauer) „ist ein kleines Logement, ganz baufällig. Dies Zimmer müssen die Eingepfarrten vom Adel und Bauern halb, und die andere Hälfte die Altstädter bauen und bessern".

Der Küster hält auch „Schule auf der Altenstadt und unterrichtet die Jugend fleißig, daß die Jugent im beten und lesen wohl zugenommen, daß auch aus der Newenstadt viel ihre Kindern anhero zur Schule schicken, wiewohl er wenig für seine große Mühe und Arbeit hat". Die öffentliche Schule in der Neustadt, die vom Rate erhalten wird, finden die Visitatoren am 25. Juni „mit Ziegeln gedeckt und in gutem Stande". „Darin denn das Examen mit der Jugend vorgenommen, unter welchen ein ziemlich Teil, welche das profectus, daß sie in exercitiis scribendis (im Schreiben) sich fleißig üben, erfunden werden." Der Rektor Christoph Moltmann erhält von der Kirchenökonomie jährlich 30 R. und aus der Altstädter Kirche noch 10 R. Das didactrum (Schulgeld) war „gar gering auffs Vierteljahr nur für jeglichen Knaben 3 sgr.". Dazu hat der Rektor bei den Bürgern freien Tisch, den ihm aber die meisten verweigern. Darum ist die ganze Bürgerschaft zusammengerufen und ihr diese Leistung für die Schule erneut anbefohlen. Insbesondere sollten die Fischer „täglich die ersten Fische der Familie, die den Rektor speist, hernach den Predigern, folgends dem Rate und dann der Gemeinde und also in löblicher Ordnung die Fische verkaufen". Wegen der großen Zahl der kleinen Knaben möchte der Rektor gerne einen collega haben, der ihm aber aus Mangel an Mitteln nicht gewährt werden kann. Dagegen für seine Adjuvanten beim Musizieren in den Kirchen sollen die Vorsteher beider Kirchen jährlich eine Tonne gut Bier geben. — Außer der öffentlichen Schule wurde aber noch eine „Matchen-Schule" von dem „alten Rektor" Jacob Halebeck gehalten. Dabei war der „böse Gebrauch eingerissen", daß dort auch Knaben aufgenommen wurden und zuweilen sogar mitten im Schuljahr solche Knaben, welche nur der väterlichen Züchtigung (nach paterné castigiret) in der öffentlichen Schule entgehen wollten. Diese Mädchenschule war scheinbar in Alt-Röbel; denn der alte Rektor wird angewiesen, die kleinen Knaben, „so uf der Alten Stadt sein, zum toerst lesen lernen" zu behalten, aber keine anderen, „so in der Schule der Neuen Stadt gehen und darum entlaufen, an sich ziehen und annehmen".

Die Nachkriegszeit scheint überhaupt die Menschen zu allerhand Streitigkeiten veranlaßt zu haben. Auch die Pastoren lebten in Uneinigkeit. Es handelt sich da um den amtlichen Vorrang, welcher vom Konsistorium früher einmal dem Altstädter Pastor zugesprochen sein sollte. Die Visitatoren entscheiden diesen höchst überflüssigen und traurigen Streit in lapidarer Kürze durch das Bibelwort Sprüche 13, 10: „Unter den Stolzen ist immer Hader; aber Weisheit ist bei denen, die sich raten lassen."

Vor allem aber war um diese Zeit ein

Gneve Die lange Scheune

die Gemüter aller Einwohner und das ganze öffentliche Leben bis in die Tiefe aufwühlender Kampf entbrannt, den Schlie a. a. O. S. 468 folgendermaßen berichtet: „Bürgermeister und Rat urkunden noch im 17. Jahrhundert (1631—1637) in folgender Form: ‚Wir Bürgermeister, Rath, Aelterleute und Viertheilsmänner, auch allgemeine Bürgerschaft beider Städte Alten- und Neuen-Röbell.' Nichtsdestoweniger kommt Ende des 17. Jahrhunderts durch den Brotneid der Bürger in der Neustadt ein Streit auf, der bis in die dreißiger Jahre des 18. Jahrhunderts hinein mit großer Erbitterung von beiden Seiten geführt wird. Rat und Bürgerschaft der Neustadt sprechen der Altstadt das Recht zum Betriebe der Branntweinbrennerei und der Niederlassung von Handwerkern und allerhand sonstigen bürgerlichen ‚Kommerzien' ab und bemühen sich, die Altstadt wieder zum Dorf herabzudrücken, obwohl sich deren Einwohner darauf berufen, daß sie das Bürgerrecht haben und an allen öffentlichen Lasten teilnehmen. Die Stadtakten von Röbel enthalten keine endgiltige Entscheidung. Es scheint vielmehr, als ob die Sache mit dem Absterben der Personen, die den Streit erregt haben, von selber zur Ruhe gekommen ist."

Am 18. Januar 1703 wurden der Stadt zum letzten Male ihre Privilegien bestätigt. Doch gehört das Amt Wredenhagen, das ja das Land Röbel einschließt, mit Eldena, Plau und Marnitz zu den vier Aemtern, welche infolge der Wirren unter Herzog Karl Leopold 54 Jahre lang (von 1753—1787) von Preußen mit Beschlag belegt waren und nur mit äußerster Mühe von Mecklenburg zurückerworben wurden. Es gelang auch, den preußischen König von der verhängnisvollen Bedingung abzubringen, daß die Müritz in die Havel abgelassen werden solle. Die mecklenburgischen Stände hatten dagegen geltend gemacht, „man solle dies Gewässer doch laufen lassen, wohin es Gott und die Natur hingewiesen, nämlich nach der Elde zu, und solle diesen Fluß vielmehr mit der Zeit schiffbar machen".

Manche schwere Notzeit mußte Röbel durchleben. 1670 gab es wieder einen großen Brand in der Neustadt, bei dem auch das alte Rathaus verloren ging. 1709 herrschte in Neu-Röbel eine so verheerende Feuersbrunst, daß eine allgemeine Kollekte in allen Kirchen des Landes veranstaltet wurde. Auch die beiden Neustädter Pfarrhäuser und die Schule gingen dabei in Flammen auf. Schon wenige Jahre danach — im Früh-

jahr 1714 — wurde Röbel von einer großen Sturmflut betroffen, welche große Verwüstungen anrichtete. Infolge von Anlegung verschiedener Mühlenwerke in der Elde war das Wasser der Elde aufgestaut worden und dadurch die Müritz, durch welche die Elde hindurchfließt, bedeutend gestiegen. Als nun ein starker anhaltender Sturm tobte, wurde das Wasser weit über die Ufer getrieben und richtete bedeutenden Schaden an. Wie doch das Wasser damals stand, kann man daraus entnehmen, daß selbst der Steinhorn, eine hochgelegene, zur Begüterung Ludorf gehörende Halbinsel, unter Wasser stand und das alte Ludorfer Herrenhaus bis zur Sohle von Wasser bedeckt war. In Röbel wurde die Stadtmauer in einer Länge von 60 bis 70 Ruten von den Fluten niedergeworfen, so daß die Trümmer aus dem Wasser hervorragten. Die Mühle am Mönchteich, wo einst die alte Burg stand, litt dermaßen, daß man ihren Einsturz befürchtete. Der Kirchenhügel von St. Marien wurde von den Fluten unterwaschen und zum Teil fortgeschwemmt und der Grund und Boden so durchweicht, daß die Kirche im Altarraum Risse bekam. Bei dieser Flut sind auch die Wälle des alten Herrenhauses Solzow, das einst an den Ufern der Müritz lag, zum größten Teil vernichtet worden. Von der Regierung wurde eine Kommission ernannt, die den Schaden ansehen und abschätzen mußte, um Hilfe zu schaffen. Zehn Jahre später — 1724 — wurde die Neustadt schon wieder von einem Feuer heimgesucht, bei welchem „innerhalb 2½ Stunden 130 Häuser, 81 Scheunen und viele Ställe jämmerlich eingeäschert wurden. Weil denn nun alle abgebrandte nicht in Neu-Röbel wieder unter Tach kommen kunten, sind unsere Zuhörer theils aufs Land, theils aber, und zwar die meisten, auff die Alt-Stadt geflüchtet, da denn die Herren Pastores — uns erlaubt haben, in ihrer Gemeine unsere Kranken zu berichten, und Kinder zu tauffen. Die Todten aber sind den Abend vor der Beerdigung in ein Haus dieser Gemeine gebracht." In den fünfziger Jahren durchzog fast ganz Europa als eine allgemeine Landplage ein großes Viehsterben. 1750 war die leidige Seuche hier in Röbel und „blieb auf hiesiger Neustadt wenig Vieh übrig. Die Altstadt war gänzlich verschont."

All diesen schweren Schickungen gegenüber wurde als eine besondere göttliche Gnade die „Röbeler Wunderquelle" angesehen, die während dieser Zeit immer wieder sich zeigte. Zuerst entdeckte man die Quelle im Jahre 1714 „an der Anhöhe eines Berges an dem Wege, der nach Hövets Mühle führt". Gar bald kam das Wasser in den Ruf eines „Gesundbrunnens" und wurde „für alle Krankheiten, insonderheit fürs Fieber getrunken, und der mit dem Wasser aufsprudelnde Sand wurde auf alte Schäden und grindige Ausschläge gelegt und damit ausgewaschen". „Es funden sich eine beträchtliche Menge von Brunnengästen ein, die in der Gegend Zelter und Hütten aufgeschlagen und im öffentlichen Felde Betstunden deshalb gehalten haben, auch ist in den Kirchen vermittelst eines eigenen Formulars dafür Gott gedankt und um die Erhaltung derselben gebeten worden." Aber dann versiegte die Quelle schon nach vier Jahren ebenso plötzlich, nachdem von Stadt wegen ein kleines Gebäude über ihr errichtet worden war. — Doch im Jahre 1770 trat, wenige Schritte von der alten Stelle entfernt eine neue Quelle zutage, die sogar Blinde sehend und Taube hörend machen sollte. Ein Dr. med. C. M. Kiesewetter zu Waren wies in einer Druckschrift diese Wirkungen freilich als allen gesunden Verstand übersteigend zurück, aber wollte doch bei einer Untersuchung der Quelle unter anderen Bestandteilen auch „ein sehr kräftiges und höchstflüchtiges Wesen festgestellt haben, das man den „Geist des Gesundbrunnen" zu nenen gewohnt ist". Kiesewetters Schritt erfuhr eine scharfe Entgegnung durch eine „aufrichtige und in der Natur und Erfahrung gegründete Nachricht, mitgeteilt von Gottlob Ernst Friedrich Goeden, der Arzneigelahrtheit Doctor und Practicus in Röbel". Er nennt die angerühmten Wirkungen übertrieben und will die Quelle nur zur Linderung einiger hypochondrischer Beschwerden und zur Verminderung einer scorbutischen Schärfe im Geblüt und den übrigen Säften und in den davon herrührenden mannigfaltigen Ausschlägen der Haut gelten lassen". Uebrigens fügt Goede hinzu, das Wasser habe hier an unserm Ort wenig Zeichen und Wunder

Gotthun

Gutshaus von 1826

getan, und daher seien die meisten der hiesigen Einwohner auch ziemlich gleichgiltig geblieben. — Schon nach einigen Jahren versiegte die Quelle wieder, und man glaubte, es sei zur Strafe dafür geschehen, daß die geldgierigen Besitzer sich von den armen Kranken für den Genuß des Wassers bezahlen ließen. Um so erstaunter war man im Jahre 1802, als die Quelle noch einmal zum Vorschein kam. Aber auch Quellen haben ihre Zeiten; die Röbeler Wunderquelle hatte ihre Anziehungskraft verloren.

Man hatte in jenen Zeiten an etwas anderes zu denken. „Franzosentid" — der Ausdruck sagt für jeden Mecklenburger genug. Die Chronik von St. Nikolai berichtet: „1806 den 4. November Mittags gegen 11 Uhr wurden ohngefähr 800 gefangene Preußische Soldaten, von etwa 80 Mann Franzosen eskortiert hier eingebracht. Selbige wurden in unsere (St. Nikolai-)Kirche getrieben, bis zum folgenden Morgen darin eingesperrt gehalten und sodann weiter transportiert. Bei allen Truppendurchmärschen während des französisch-preußischen Krieges in den Jahren 1806 et 1807 hat Röbel nie eine stärkere Einquartierung gehabt als den 18. November 1806. Es rückten an diesem Tage Mittags gegen 2 Uhr gegen 9000 Franzosen in die Stadt ein, welche von Verfolgung der Preußen aus Lübeck zurückkehrten und vom Soultschen Armee-Corps waren. Ohngefähr 3000 wurden in die Nachbarschaft aufs Land verlegt und es blieben also noch an 6000 Mann in der Stadt. Am folgenden Morgen um 7 Uhr, nach einer angst- und schreckenvollen Nacht für die Einwohner, ging der Marsch weiter.

Am Ende der Franzosenzeit wurde die Altstadt überdies noch von einem verheerenden Feuer heimgesucht. Im Jahre 1812 am Tage nach Johannis um 11 Uhr vormittags entstand ein Brand in einem Stalle des Ackerbürgers Karsten im Orte nahe bei dem Pfarrgarten. Die Pfarre, 11 Wohnhäuser nebst allen dazugehörenden Scheunen und Ställen wurden ein Raub der Flammen.

1836 kam es zur Anlegung des jetzigen Alt-Röbeler Friedhofes. Bis dahin hatte man die Leichen in der unmittelbaren Umgebung der Kirche begraben, und es muß dort ein ungemein malerischer Begräbnisplatz gewesen sein. Aber der Raum wurde doch allmählich zu klein. Der Totengräber Rossow sagt 1829 aus, „er selbst sei beim Graben der Gruben immer in Verlegenheit und wisse sich dabei garnicht mehr zu verhalten, da ihm von allen Seiten wegen Beunruhigung und Störung der älteren Ruhestätten bei jeder Beerdigung Vorwürfe gemacht würden". Von der Stadt wurde die Höhe des Gödenberges als Friedhofsplatz zur Verfügung gestellt. Die einzigartige Schönheit dieses Platzes, von dem aus man einen wundervollen Blick auf die von der Müritz umsäumte und von der St. Marienkirche überragte Altstadt

hat, wird durch das zur 700-Jahrfeier errichtete Felsentor und den vor dem Tor geschaffenen Ruheplatz noch mehr zur Geltung gebracht. Die Einweihung dieses neuen Friedhofes fand am 29. Mai 1836, also vor 90 Jahren, statt. Bei der alten Familie Rhades wird ein Erinnerungsblatt aufbewahrt, das im Geschmack der damaligen Zeit ausgefertigt ist und von pietätvoller Liebe zeugt:

„Zum Andenken des Einweihungstages des neuen Friedhofes auf der Altstadt zu Röbel, den 29ten May 1836

Gewidmet dem Gottes Acker!

Es lebt ein Gott, der Menschen liebt;
Ich sehs, wohin ich blicke.
Am Nebel, der den Himmel trübt,
Sowie am Sonneblicke.
An jeder dunkeln Regennacht,
Wo mir kein Sternchen leuchtet;
Am Monde, wenn er freundlich lacht
Und meinen Pfad erleuchtet.
Ich sehs, wenn Donnerwolken ziehn
Und Blitz und Sturm erregen;
Und sehs, wenn sie vorüberfliehn,
Am sanften, lieben Regen.

Dieses weihe ich zum Andenken des neuen Kirchhofes Andreas Rades."

Um die Mitte des letzten Jahrhunderts erhielt auch die St. Marienkirche selbst außen und innen ein neues Gewand. Baurat Krüger leitete die Restaurationsarbeiten. Anstatt des niedrigen, baufälligen Turmes wurde ein 201 Fuß hoher schlanker Turm errichtet, der namentlich in der Silhouette gegen den Abendhimmel, von der Müritz aus gesehen dem Kirchberg und dem ganzen Stadtbild einen besonderen Reiz verleiht, und von dessen Galerie aus man einen überraschenden Rundblick über die kleinen Häuser der Stadt, die große Wasserfläche der Müritz und die weithin sich dehnenden Felder und Wälder genießt. — Im Innern wurde das erste Beispiel einer völlig stilgemäßen Kirchenrestauration in Mecklenburg geschaffen. Die alten wertvollen Deckengemälde sind freilich nach ihrer Freilegung bald wieder übertüncht worden, aber die Wände und Gewölberippen haben doch eine angenehme Färbung erhalten, die dem Ganzen ein freundliches, anheimelndes Gepräge verleiht. Der Chorraum wurde einheitlich evangelisch ausgestaltet. Das Altarbild ist niedrig gehalten, damit die Fenster ganz zu sehen sind und die Fensterbilder eine Fortsetzung des Altargemäldes abgeben können. Hiernach wurde die ganze Konstruktion des Altars und der Beichtstühle zu beiden Seiten und auch des Holzwerkes entworfen. Die Grundidee war nach Lisch folgende: „Zu dem Altarblatte wollte man das heil. Abendmahl nehmen, teils um ein wichtiges Moment des Christentums darzustellen, teils um dadurch die Andacht beim Altardienst zu heben. Darüber sollte im Mittelfenster der auferstandene Christus stehen. Beides zusammen sollte Anfang und Schluß des Heilswerkes Christi versinnbildlichen. Für die beiden Seitenfenster wurden die Gestalten der vier Evangelisten gewählt als der Vertreter der Verkündigung dieses Heils, der die Kirche gewidmet ist." Auf dem Altarbilde, das von dem Hofmaler Lenthe gemalt ist, wurde im Kopf des Johannes das Porträt der derzeitigen Pastorin, der zweiten Frau des Kirchenrats Passow, einer Schwägerin des Malers, festgehalten. Der Altar wurde mit einer Balustrade umgeben, die leider die schönen roten und grünen Paramente größtenteils verdeckt. Das Gestühl wurde aus festem, gutem Eichenholz gefertigt, ebenso die Kanzel, deren Nischen die sauber geschnitzten Figuren des Moses, Jesajas, Matthäus und Paulus zieren. Ein steinerner Taufstein wurde gegenüber der Kanzel aufgestellt. Der Orgelchor wurde verkleinert und das Orgelgehäuse dem übrigen Holzwerk der Kirche angepaßt. Die Orgel selbst, die 1822 von dem Orgelbauer Joh. Schmidt aus Malchin erbaut war, klang oft sehr heiser und war schwerfällig zu bedienen; sie wurde deshalb einer gründlichen Umarbeitung und Ergänzung durch den Orgelbauer Lütkemüller unterzogen. Die Ausgestaltung des Raumes zwischen Turm und Kirche blieb der Folgezeit vorbehalten; dort wurde 1923 eine Kapelle (Winterkirche) eingerichtet, die auch zu Beichten und Trauerfeiern benutzt wird. Der alte katholische Schnitzaltar fand an der früheren Stelle der Nebenaltäre seinen Platz.

Die alten Glocken wurden umgegossen und aus dem Material drei neue hergestellt mit der Inschrift: „Mecklen-

Alt-Röbel

Blick vom Friedhof

burger Wappen. VGG Friedrich Franz, Großh. z. M. W. Schmidt, Superintendent. H. Piper, Präpositus. HFF Passow, Pastor. CBE Engel, Oekonomus. JLF Krüger, Erbauer des Turmes. J. Kraatz, Vorsteher. F. Weyhl, Küster. Zu Gottes Lob und Christi Ehr bin ich seit dem Jahre 1519 zum dritten Male von Illies in Waren während der Erbauung des Turmes im Jahre 1851 gegossen." Das Läuten dieser drei Glocken erforderte von dem Küster Bandmann, der 40 Jahre hindurch (1854—1894) mit großer Treue am Gotteshause wirkte, eine ziemliche Übung. Zum Festgeläute am Vortage von ½1—1 Uhr wurde eine Viertelstunde schnell gebeiert nach folgender Weise: eeec gggc gec gec usw. Die Kinder sangen dazu: „Kümmt de Köster noch nich ball? Bumm! Nu kümmt hei, nu kümmt hei!" Hieran schließt sich mit einer kurzen Pause ein Vollgeläute mit den drei Glocken. Beim Sonntagseinläuten am Sonnabend, je nach der Jahreszeit zwischen 4 und 7 Uhr, wird eine Viertelstunde gebeiert und mit der zweiten Glocke nachgeläutet. „So snitt de Oltstädter Köster den Sünndag tau." Das Sonntagsläuten beginnt mit der Klingelglocke („de Preisterklock", weil sie den Pastor auffordert, das Ornat anzulegen), dann eine Viertelstunde beiern und mit der zweiten Glocke Schlußläuten. Am Sterbetage eines Gemeindegliedes das „Scheidegeläute": zweimal mit der großen Glocke, dann mit allen drei Glocken und zum Schluß mit der großen Glocke. Ähnlich das Einlegegeläute am Beerdigungstage und das Begräbnisgeläute.

Die Einweihung des so völlig erneuerten Gotteshauses konnte am 1. Mai 1853 stattfinden. Damals konnte die ganze Restauration einschließlich Turmbau mit 37 000 Reichstalern aus den reichen Mitteln des Arars von St. Marien bestritten werden, während jetzt nach der Inflation nicht einmal die notwendigsten laufenden Ausgaben aus demselben gedeckt werden können. Zwei Jahre später wurde das Erneuerungswerk vollendet durch eine würdige Herrichtung der Umgebung der Kirche. Die Küsterei mit kleinen Wirtschaftsgebäuden, welche den freien Blick und Zugang zur Kirche behinderte, wurde abgerissen und eine schöne Umfriedigung durch eine Mauer mit zwei Eingangsportalen geschaffen. Das Predigerwitwenhaus, das sehr malerisch in der Nähe der Kirche lag, ist 1881 verkauft und später umgebaut worden.

Auch in den folgenden Jahren hat das Kirchenärar Arbeiten und Anschaffungen von erheblichem Werte in Auftrag gegeben. Die Turmspitze und die vier kleinen Türme auf der Galerie, die zunächst mit schwarz glasierten Steinen belegt waren, wurden 1876 mit Kupfer bedeckt. „Allerdings kostet dies an die 10 000 Mark, aber es ist auf die Dauer", so berichtet die Chronik; „der Mensch denkt —". In den achtziger Jahren wurde auf der Südseite des Eingangsraumes für 4 000 Mark eine Heizungsanlage eingebaut, welche sich aufs beste bewährt hat. In den neunziger Jahren wurde das sog. Triumphkreuz, eine Kreuzigungsgruppe, welche in den meisten gotischen Kirchen unter dem Triumphbogen zwischen Chor und Schiff der Kirche ihre Stelle hat, von dort entfernt, weil sie nach Ansicht der Baubehörde das Innere der Kirche beeinträchtigte, und an der Westseite angebracht. Als der Balken, der die holzgeschnitzten Figuren trug, und in die Mauern tief eingelassen war, weggenommen wurde, fand man in dem Gemäuer viele Hühnereier, die zum großen Teil noch ganz waren, außerdem ein Hühnergerippe, auch ein Sperlingsgerippe (robel = Sperling) und einen Eberzahn. Die Tiere waren offenbar lebendig, die Eier unversehrt eingemauert — vielleicht ein uralter Brauch, der die Dauerhaftigkeit des Gebäudes gewährleisten sollte. Das Pfarrhaus ist nach dem Abbrand am 12. Januar 1894 in den nächsten beiden Jahren wieder aufgebaut worden, und zwar allein aus dem Vermögen des Arars; der Bau des stattlichen Hauses, das auch einen schönen Gemeindesaal enthält, kostete 28 000 Mark. Im Jahre 1908 wurde eine neue grüne, 1913 eine rote Altarbekleidung angeschafft.

Am 15. Juni 1913 wurde in St. Marien zur Feier des 25jährigen Regierungs-Jubiläums Kaiser Wilhelms II. ein großer Festgottesdienst gehalten, an welchem alle Vereine und Gilden der Stadt mit ihren Fahnen teilnahmen. Welch eine Wendung schon nach einem Jahre! Kirchenrat Held schreibt: „Am 1. August 1914 ist der Mobilmachungsbefehl ergangen und abends in der Gemeinde bekannt gemacht worden. Die Begeisterung für den Krieg gegen die Russen, Franzosen und Engländer war allgemein. Nach 10 Uhr abends, gegen ½11 Uhr wurden die Glocken auch der St. Marienkirche geläutet. Am 2. August war Sonntag; die Gemeinde war zahlreich zum Gottesdienst gekommen. Der bevorstehende Krieg bewog die Herzen, vor des Herrn Angesicht zu erscheinen mit Bitten und Beten und Sein heiliges Wort zu hören. — Der Ernst der Zeit hat in dieser Hinsicht einen guten Einfluß auf die Gemeinde gehabt. Auch hinsichtlich des gegenseitigen aufopferungsbereiten Verhaltens ist es der Fall gewesen, indem die Leute zur Zeit der Ernte einander beistanden und die Not mit einander trugen".

Auch die St. Marien-Kirche hat große Opfer gebracht. Alle irgend verfügbaren Gelder wurden zur Kriegsanleihe gezeichnet, mehrfach auch größere Summen den Kriegsnotleidenden aus beiden Röbeler Kirchengemeinden gespendet. Drei ältere Paramente wurden an eine ausgeplünderte ostpreußische Gemeinde Kassuben abgetreten. Die zinnernen Orgelprospektpfeifen sind am 7. März 1917 abgeliefert. Im Juni folgten die beiden größten Bronzeglocken, die im Turm zerschlagen werden mußten. Kirchenrat Held schreibt: „Am 2. p. Trin.-Sonntag, abends 6 Uhr, sind sie zum Abschied geläutet worden. Am Dienstag, den 19. Juni, nachmittags 5 Uhr, hat die zu der Zeit beerdigte Kriegerfrau Bruhn zum letzten Mal das volle Geläut erhalten. Die enteigneten Glocken sollen zu Kriegszwecken verwandt werden. Gott gebe aus Gnaden, daß sie im Kriege wider die Feinde einen Ton reden, der diese zum heißersehnten Frieden zwingt, und daß bald wieder ein volles Geläut hergestellt werde, das die Gemeinde ruft, zur Ehre Seines heiligen Namens im Frieden sich zu erbauen. Die kleinste Glocke des Geläutes ist als Läuteglocke geblieben und außerdem noch die Klingelglocke im südlichen Friedhofstor." Im März 1918 wurde auch noch der Kupferbelag des Turmdaches abgegeben. So hat die Kirche wirklich geopfert, was sie konnte.

Freilich stehen alle diese, wenn auch noch so wertvollen materiellen in gar keinem Verhältnis zu den schweren Opfern an blühenden, zukunftsfrohen und hoffnungsreichen Menschenleben, die die Gemeinden dem Vaterlande darbrachten

Alt-Röbel

Die Langestraße

und die an anderer Stelle gewürdigt werden sollen.

„Sleeping town — die schlafende Stadt", so soll ein reisender Engländer vor 200 Jahren unser liebes Röbel genannt haben. Und er hatte nicht ganz unrecht; denn nach einem glänzenden Anfang und bewegten Fortgang hat das Städtchen lange Zeit wie ein Veilchen im Verborgenen geblüht und ungestört, aber auch unerschlossen durch den Verkehr mit der großen Welt ein beschauliches, behäbiges Dasein geführt. Die schlafende Stadt — wird die neue Zeit, die nun nach den Nöten der Kriegsjahre und unter den furchtbaren Nachwehen des Krieges heraufsteigt, der Ritter sein, der das schlafende Dornröschen weckt? Wie es auch immer komme, daß nur jeder aus der Christengemeinde den Ruf aus der Höhe höre, der durch die Jahrhunderte tönt und von dem die Jahrhunderte zeugen, den Ruf an die innerste Seele: Wach auf, der du schläfst, und stehe auf von den Toten, so wird Christus dich erleuchten! (Eph. 5,14.)

Menſchen kommen und gehen,
Gott aber und ſein Wort
bleibet in Ewigkeit!

Das wird und ſoll der Eindruck ſein, wenn hier nun alle die Männer aufgeführt werden, die in den drei Gemeinden nach einander das Predigtamt geführt haben. Bei dieſer Zuſammenſtellung iſt das vortreffliche, erſt 1925 erſchienene Werk von Guſtav Willgeroth „Die Mecklenburg-Schwerinſchen Pfarren" mit freundlicher Erlaubnis des Verfaſſers ausgiebig benutzt worden.

I. Alt-Röbel.

Die beſonderen Lebensſchickſale der einzelnen Paſtoren ſind in der Schilderung „Was das Alt-Röbeler Pfarrhaus erzählt" genauer gewürdigt worden.

Pfarre:

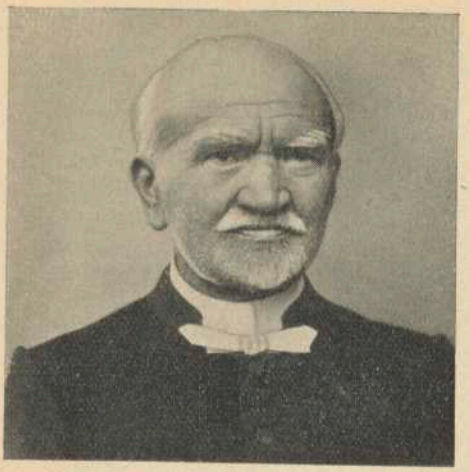
1541—1557	Pripert, Joachim
—1568	Regedanz, Laurentius
1568—1592	Berg, Jakob
1593—1631	Raderecht, Auguſtin
1631—1638	von Ankum, Daniel
1638	Burmeiſter, Heinrich
1639—1669	Haſe, M. Joachim
1670—1685	Hagemann, Johann
1685—1740	Hincke, Chriſtian Albrecht
1740—1742	Schertling, Joh. Chriſtoph
1743—1754	Schertling, Dietr. Chriſtian
1754—1772	Schröder, Johann Ehrenfried
1773—1777	Becker, Johann Jakob
1778—1813	Berens, Johann Chriſtian
1814—1835	Niederhöffer, Friedrich Ludwig Heinrich
1836—1880	Paſſow, Heinrich Friedrich Franz
1881—1921	Held, Otto Johann Emil
ſeit 1921	Ziercke, Walther Hermann Adolf Friedrich Franz

Diakonat:

1551—1568	Berg, Jakob
außerdem:	Gabler, Joachim
1568—1610	Möller, Johann
außerdem:	Dreves, Paul
1612—1622	Schwichtenberg, Ernſt
1622—1631	von Ankum, Daniel
1631—1638	Burmeiſter, Heinrich
1657—1670	Hagemann, Johann
1671—1681	Bralle, Johann
1682—1685	Hincke, Chriſtian A.

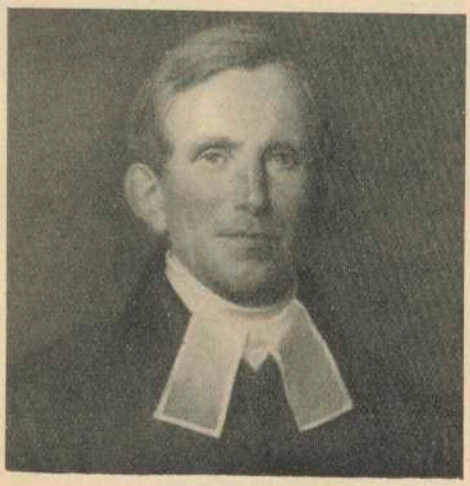
II. Ludorf.

1541 wurde die Ludorfer Kirche und Gemeinde von den Geiſtlichen zu Röbel verſorgt, 1571 war ſie bei Vipperow, ſeit 1598 bei Alt-Röbel. Denn in einem Schreiben von 1606 ſagt der dortige Paſtor Johann Möller, daß er ſeit acht Jahren in der Kirche zu Ludorf predige und die Sakramente verabreiche. Er wird die Kura bis zu ſeinem Tode 1610 gehabt haben. Von da an hatte Ludorf einige Jahrzehnte hindurch eigene Paſtoren, die allerdings in Röbel wohnen mußten, weil in Ludorf keine Wedem war. Der erſte war Joachim Warneke aus Röbel. Er bezog 1601 die Univerſität Roſtock, wurde Paſtor von Ludorf 1610 und muß vor 1649 geſtorben ſein. Nach ſeinem Tode blieb die Pfarre, da Ludorf durch den Krieg völlig verödet war, längere Zeit unbeſetzt. 1662 gingen die wenigen Leute, die ſich inzwiſchen wieder in Ludorf angefunden hatten, nach Zielow, einer Tochterkirche von Vipperow, zum Gottesdienſt. Dort amtierte damals Johann Chriſtoph Baumann, ein Sohn des Paſtors von Neu-Röbel. Erſt am 17. November 1667 wurde der ſeit 1663 als Rektor in Röbel tätige Chriſtoph Moltmann, ein Mecklenburger von Geburt, als Paſtor in Ludorf eingeführt und verwaltete die Pfarre bis zum 2. Oktober 1675, wo er zum Paſtor von Alt-Gaarz (Strelitz) berufen wurde. Er iſt dort ſiebzigjährig 1704 geſtorben; verheiratet war er mit Katharine Kober, die ihn bis 1717 überlebte. Nach ſeinem Weggange war wieder zweieinhalbjährige Vakanz, bis am 28. April 1678 wieder ein Paſtor für Ludorf und zugleich für Nätebow berufen und am 5. Juli eingeführt wurde: nämlich Andreas Willebrand, der 1641 zu Kambs bei Schwaan geborene Sohn des dortigen Paſtors Georg Willebrand. Er war vorher Kantor in Röbel geweſen und verheiratet mit Anna Lütteron, die erſt 1732 im Alter von 91 Jahren ſtarb. Er ging 1687 nach Dambeck-Minzow, wohin er Nätebow mitnahm, während Ludorf zu Vipperow kam, wurde 1710 emeritiert und ſtarb im 78. Jahre am 30. Mai 1718. Sohn, Enkel und Urenkel folgten ihm in Dambeck-Minzow im Amt. Ludorf aber er-

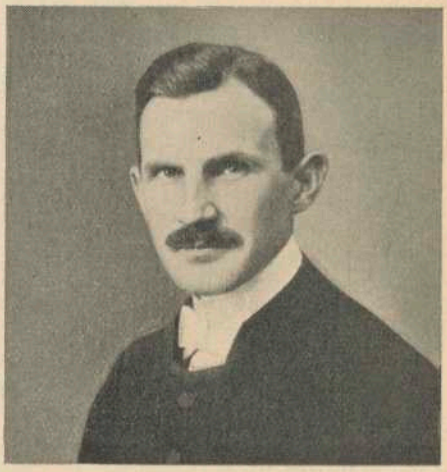


Kirchenrat Held

Pastor Karsten (Rudolf)



Kirchenrat Passow



Pastor Ziercke

Pastor Achilles

Pastor Reuter

hielt seitdem nicht wieder einen eigenen Pastor, sondern wurde als vagierende Mutterkirche fortan von einem der umwohnenden Pastoren versorgt. Diese waren:

1687—1704 Vipperow Stechow, Nikolaus
1705—1720 Vipperow Wendt, Martin
1721—1747 Vipperow Oerthling, Joachim
1749—1775 Vipperow Senst, Johann Friedrich
2. 6. 1776 bis 11. 4. 1803 Neu-Röbel Schertling, Johann Christoph
11. 4. 1803 bis 19. 4. 1838 Neu-Röbel Brinckmann, Heinrich Christoph
21. 4. 1839 bis 20. 7. 1880 Alt-Röbel Passow, Heinrich Friedrich Franz
21. 8. 1881 bis 1. 11. 1889 Neu-Röbel Karsten, Rudolf Franz Theodor August
27. 4. 1890 bis 22. 2. 1900 Neu-Röbel Reuter, Wilhelm Adolf Johann Karl
13. 5. 1900 bis 9. 1. 1921 Neu-Röbel Achilles, Karl August Max
seit 11. 12. 1921 Alt-Röbel Ziercke, Walther Hermann Adolf Friedrich Franz

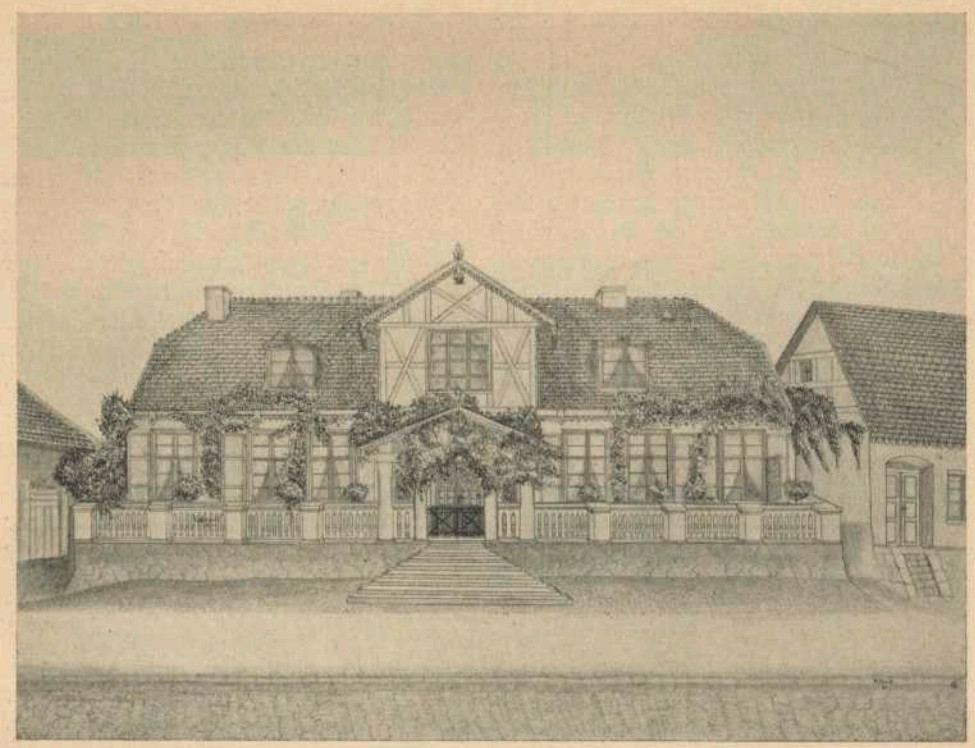
III. Nätebow.

Die Nätebower Kirche ist immer eine vagierende Mutterkirche gewesen, d. h. eine solche, die keine eigenen Pastoren hatte, sondern von einem der benachbarten Pastoren bedient wurde.

1541 war sie bei Röbel. Im Visitationsprotokoll dieses Jahres heißt es: „Er, Thomas Lamperti, Prior zu Röbel, hat diese beiden Pfarren (Nätebow und Leizen), ist ein ungelehrter, unverständiger, arger Papist, versteht die Heilige Schrift selber nicht, führt ein unehelich Leben.“ Um 1570 versorgte der Pastor Blasius Böddeker in Kambs die Nätebower Kirche. Später (vermutlich 1610) kam sie als Tochterkirche zu Ludorf und blieb dort bis 1687. Die Ludorfer Pastoren Joachim Warneke (1610 bis 1648), Christoph Moltmann (1667 bis 1675) und Andreas Willebrand (1678 bis 1687) waren also auch Pastoren von Nätebow. In den Jahren, in denen auch in Ludorf kein Pastor war, hatte die Kura anscheinend zunächst wieder Kambs; 1649 gingen die Nätebower nach Neu-Röbel zur Kirche, ebenso war Nätebow 1662 vorübergehend zu Röbel gelegt. Der letzte Ludorfer Pastor, Andreas Willebrand, nahm bei seiner Versetzung nach Dambeck-Minzow 1687 Nätebow nach dorthin mit. Der Sohn und seit dem 4. Juni 1710 auch Nachfolger desselben, Christian Willebrand, konnte oder wollte dem Verlangen des Patrons, sonntäglich in Nätebow zu predigen, auf die Dauer nicht nachkommen, und dieser bat, nachdem er Pastor Gottfried Lohmann in Kambs für Nätebow berufen hatte, den Superintendenten unterm 23. November 1732, er möge so gütig sein und dem Herrn Pastor Willebrand bekannt machen, daß er sich von Neujahr 1733 ab seiner Kirche enthalten möge. Trotzdem predigte bald wieder ein Willebrand in Nätebow, der Sohn eben jenes Dambecker Pastors, Andreas Nikolaus, der vom 31. März 1743 bis zu seinem Tode am 29. Juli 1778 Pastor in Kambs war. Auch unter seinen Nachfolgern Johann Bernhard Susemihl (1779—1783) und Joachim Christian Friedrich Hübener (seit 9. Mai 1784) wurde Nätebow von Kambs aus versehen, doch behielt Hübener es nicht bis an seinen Tod, sondern 1793 ging Nätebow an Neu-Röbel über und blieb dort nun über ein Jahrhundert, teils von dem ersten, teils von dem zweiten Pastor bedient. Diese waren:

1793—1832 Zehlicke, Gottlieb Theodor
1832—1853 Bartholdi, Gottlieb Christoph Karl
1855—1864 Luhde, Friedrich Julius
1865—1869 Fleck, Wilhelm Johann Karl Alexander
1870—1874 Karsten, Karl Friedrich August
1874—1889 Karsten, Rudolf Theodor Franz August
1889—1900 Reuter, Wilhelm Adolf Johann Karl
1900—1912, 1916—1921 Achilles, Karl August Max
1921—1923 Kretzschmar, Otto Johannes.

Von 1912—1916 hat Kirchenrat Hans Friedrich Christian Beutin wieder von Kambs aus Nätebow versorgt, und seit dem 1. April 1923 ist dem Pastor Walther Ziercke zu Alt-Röbel die Verwaltung übertragen.



Alt-Röbel

Das alte Pfarrhaus

Was das Alt-Röbeler Pfarrhaus erzählt 15

Auch Häuser haben ihre Schicksale. Vor allem Pfarrhäuser. Denn in dem Pfarrhaus spiegeln sich die Schicksale der Gemeinde wieder, und in der Gemeinde spiegeln sich die Schicksale des Pfarrhauses wieder. Ein Pfarrhaus hat nicht nur die meisten Fenster, es hat auch die am meisten ausgetretenen Türschwellen. Da wandern alle Füße hinauf: die zarten Kinderfüße und die raschen Füße der Jugend; kräftige, schnelle, die zu Freudenfesten laden, und müde, wankende, die zum Trauergeleite entbieten. Da werden alle Stimmen laut: trotzige, harte, die nicht Unrecht haben wollen, und sanfte, leise, die schwer an der Last des Lebens tragen; derbe, die eines andern Schuld verurteilen, und stolze, die von reichen Feldern und vollen Scheunen reden; verzagte, die an sich und ihrer Kraft verzweifeln, und fröhliche, die vom Leben einen einzigen langen Maientag erhoffen. Die Gemeinde muß es merken, und der Gemeinde muß man es anmerken, daß in ihrer Mitte solch ein Haus der Gottes- und Menschenliebe ist, wo für sie gebetet und gearbeitet, geliebt und gelitten wird. Das Haus machts nicht, sondern die Menschen, die darin wohnen. Ach, wenn die Häuser reden könnten! Was könnten sie alles erzählen! Darum rede nun, du liebes Altstädter Pfarrhaus, du liebliches Haus auf dem Berge am Müritzufer, und erzähle von den Menschen, die dir das Gepräge gaben. Möge Karl Geroks Vers immer an dir zur Wahrheit werden:

Wo trifft man noch den Frieden
In dieser Welt voll Streit?
Wo hauset noch hienieden
Verborgne Seligkeit?
Wo in des Kirchleins Schatten,
Vom Nußbaum halb versteckt,
Bewohnt von treuen Gatten
Ein Pfarrhaus sich versteckt.

Der erste evangelische Pastor an der Altstadt Röbel war Joachim Pripert. Er wurde ohne Angabe der Herkunft in

Rostock 1514 immatrikuliert, Prädikant 1541, zum Pastor berufen am 15. 8. 1547. Was das Visitationsprotokoll von 1541 über ihn sagt, findet sich an anderem Orte. 1557 ist er gestorben. Als seinen Nachfolger nennt ein Verzeichnis auf der Pfarre Berg; nach Schlie war aber vor ihm noch Laurentius Regedantz da, wohl bis 1568. Ein schöner goldener Abendmahlskelch trägt seinen Namen gemeinsam mit seinen beiden Diakonen. Der eine von ihnen, Jacob Berg, war 1531 als Diakonus nach Röbel gekommen und rückt 1568 zum Pastor auf. Neben ihm amtierte eine Zeitlang als 2. Diakonus Joachim Gabler. Berg heiratete die Tochter seines Propstes, Kunigunde (oder wie man damals gerne sagte: Köne) Regedantz, die aber vor ihm am 25. 8. 1582 starb. Es kommt später noch sehr häufig auf der Altstädter Pfarre vor, daß ein Pastor mit der Pfarre auch die Witwe oder Tochter des Vorgängers mitübernahm. Diese „Konservierung" der Pastorenfamilie war ein „mecklenburscher wohlhergebrachter Brauch". Die Revidierte Kirchenordnung von 1602 bestimmt Fol. 278 darüber: „Wir können hierbei auch geschehen lassen, so junge Witwen nachbleiben, oder der verstorbene Pastor eine gewachsene und wohlerzogene Tochter hinter sich verlassen, und ein junger Mann vorhanden, der zu dem Pfarrdienste genugsam qualifizieret und sich mit der Witwen oder ihrer Tochter zu befreien geneigt, daß der für andere dazu befördert werde." Soviel sich sonst auch gegen diese Bestimmung sagen läßt, die Überlieferung der Gemeinde, Sitten und Bräuche des Hauses wurden auf diese Weise sicher treu bewahrt. Berg starb am 3. 9. 1592. Ihn überlebte sein Diakonus Johann Möller, der 1568 in das Pfarramt berufen wurde, das er 42 Jahre führte; er starb im Oktober 1610. Neben beiden wirkte von 1568 bis 1573 als 2. Diakonus Paul Dreves, aller Wahrscheinlichkeit nach zusammenhängend mit der uralten Röbeler Familie Dreves, vielleicht ein Sohn des Kambser Pastors Paul Dreves, von dem es 1541 im Visitationsprotokoll heißt: „ist ein Ehemann, ein ziemlich frommer gelehrter Mann." Dreves scheint gleichzeitig auf der Neustadt im Amte geholfen zu haben. Die Hauptpfarre hatte seit dem 17. 4. 1593 Herr Augustinus Raderecht inne. Er stammte aus Dramburg in Pommern und wurde 1579 in Rostock immatrikuliert. In dem Rechnungsbuch der Alt-Röbeler Fischergilde wird 1614 als seine „elike Husfru" Magdalene Walen genannt. Er starb am 6. 9. 1631, aber seine Familie blieb im Altstädter Pfarrhause; denn seine Tochter Margarete heiratete noch zwei seiner Nachfolger. Mit ihm zusammen durchlebte die Stürme des großen Krieges Ernst Schwichtenberg aus Friedland in Mecklenburg-Strelitz, Diakonus von 1612 bis zu seinem am 21. 1. 1622 erfolgten Tode. Seine Witwe heiratete den Nachfolger Daniel von Ankum. Derselbe stammte aus Osnabrück und ließ sich im ersten Kriegsjahr 1618 in Rostock immatrikulieren. Er wurde 1622 in das Diakonat, das damals nach Pfarrnachrichten in dem zur Pfarre gehörigen Wackstow gewesen zu sein scheint, am 11. 11. 1631 als Pastor berufen. Auch seine beiden leiblichen Brüder Wilhelm und Rudolf fanden den Weg nach Mecklenburg und versahen die benachbarten Pfarren Dambeck—Minzow und Stadt Malchow. Mit seinem Bruder Rudolf, der von kaiserlichem Kriegsvolk schwer gemißhandelt wurde, teilte Daniel von Ankum auch das Schicksal, daß sie im gleichen Jahre 1638 von der in dieser Gegend wütenden Pest hinweggerafft wurden. Daniel von Ankum war im Juli gestorben, und schon bevor es September wurde, war auch sein Nachfolger Heinrich Burmeister derselben mörderischen Krankheit erlegen. Burmeister war in Penzlin als Sohn des dortigen Pastors Nikolaus Burmeister geboren, bezog gleichzeitig mit seinem Vorgänger die Rostocker Universität, war dann 9 Jahre Rektor in Wesenberg und wurde ½ Jahr nach dem Tode seines Vaters am 13. 9. 1631 als Diakonus berufen. Am 1. 8. 1638 mit der Hauptpfarre betraut, konnte er, wie schon gesagt, kaum 4 Wochen dieses Amt verwalten. Er wird die Pfarre gar nicht erst bezogen haben. Verheiratet war er mit Margarete Raderecht, der Tochter seines Vorgängers, die als Witwe seinen Nachfolger heiratete. Dies war der Magister Joachim Hase. Er sagt in seinem selbstgeschriebenen Lebenslauf: „Ich bin anno 1600 zu Parchim von christlichen und ehrlichen Eltern geboren, und nachdem ich in

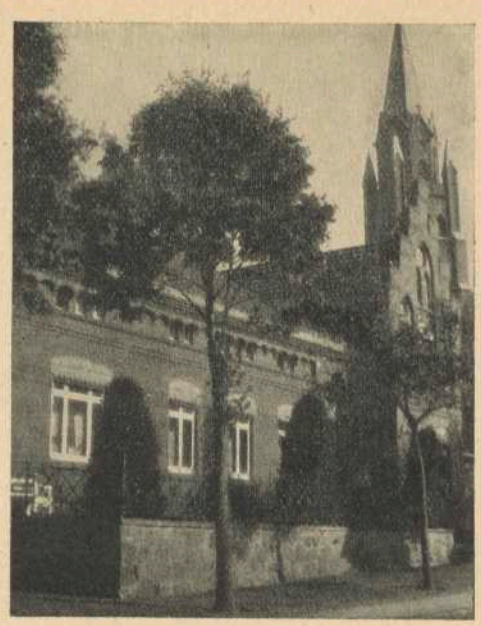
patria schola fundamenta pietatis artium und linguarum geleget, habe ich auch andere vornehme Schulen frequentieret, als zu Lüneburg, Halle und Naumburg und habe mich anno 1622 ad Academiam Rostochiensem begeben, woselbst ich auch anno 1625 in magistrum promovieret, bin auch folgends auf anderen Academien, als die Wittenbergsche, Leipzigsche, Jenische, Tübingsche, Marburgsche, Königsbergsche und andere mehr gezogen, meine studia theologica und philosophica zu continuieren." Also ein für damalige Zeit merkwürdig weitgereister und vielseitig gebildeter Mann. Hase war dann Rektor in Gadebusch und Neustadt in Holstein und seit 1634 Diakonus in Wesenberg (Strelitz). Anno 1638 aber, „da der Ort durch Krieg und Pest ganz verwüstet worden, wenig Leute auch im Leben blieben, und ich mich daselbst nicht länger wegen Kriegsgefahr sicher aufhalten und Lebensmittel haben können, habe ich, wie auch andere Prediger im Lande, zu der Zeit aus hoher Not Sicherheit halber mich eine Zeitlang zu Rostock aufgehalten, bis ich anno 1639 einesmal durch Röbel reisete und irgend eine Predigt in der Newenstedter (Neustädter) Kirche thäte, die Gemeinde aber auf der Alten Stadt mich hörte und eines Predigers benötigt waren und meine Person und Gaben ihnen belieben ließen." Am 17. 10. 1639 wurde Hase ins Altstädter Pfarramt berufen. „Obgleich vorher 2 Prediger bei dieser Kirchen gewesen, dieser Ort aber durch Krieg und Pest so sehr ruinieret worden, daß die alten Hebungen von den Feldmarken nicht erfolgen können, und dahero sich auch nicht 2 Prediger hierselbsten erhalten können," hat er lange Zeit allein die Gemeinde bedient. Nach seinen eigenen Aufzeichnungen hat er noch 1662 allein gestanden, doch hat er nach anderen Nachrichten bereits seit 1657 Hilfe aus der Neustadt erhalten. Der Name seiner ersten Frau, die schon vor seiner Röbeler Zeit gestorben war, ist unbekannt; seine zweite Frau wurde die Witwe seines Vorgängers und Tochter seines dritten Vorgängers, Margarete Raderecht. Ebenso war auch seine Tochter Anna Margarete wieder mit zweien seiner Nachfolger verheiratet. 70 Jahre alt, starb er am 29. 7. 1669.

Sein Nachfolger wurde im nächsten Jahre Johann Hagemann. Derselbe hatte aber bereits längere Zeit in St. Marien geholfen. Er war 1619 in Stargard (Strelitz) geboren und 1635 ohne Eid in Rostock immatrikuliert. Dann war er Schulmeister in Röbel gewesen, im August 1651 Pastor in Sietow geworden und erhielt 1656 neben dieser Pfarre das Diakonat von Neu-Röbel (dort eingeführt am 7. 9.). Am 1. 8. 1657 wurde er auch zum Diakon für Alt-Röbel bestellt, wogegen er Sietow aufgeben mußte; dagegen behielt er, auch nachdem er 1670 die Altstädter Pfarre bezogen hatte, das Diakonat von Neu-Röbel bis zu seinem Tode 1685 (nach dem 27. 7.) bei. Sein Sohn Johann wurde 1673 Pastor in Wasdow bei Gnoien. — Das Diakonat verwaltete gleichzeitig Johann Bralle, der als Sohn des Bürgermeisters in Gnoien um 1644 geboren und seit 1670 als Kantor in Röbel tätig gewesen war. In das älteste Alt-Röbeler „Kirchenbuch, welches zu Gottes Ehren und christlicher Nachricht bei Antretung — des Ehrw. etc. Johannis Brallii Pastoris dieser Kirchen St. Marien auf der Altstadt Röbel verehret, geschenket und mit drei Gulden bezahlet hat Thomas Buck, Bürger und Ackersmann hieselbst den 1. Januarii MDCLXXII (1672)," hat Bralle mit seiner feinen Gelehrtenhandschrift den Anfang mit folgender Eintragung gemacht: „Anno 1671 den 16. November sind Johannes Bagmann, Diakonus in der Newstadt Röbel (soll wohl „Baumann" heißen, also der Sohn des 5 Monate zuvor verstorbenen dortigen Pastors) und Johannes Brallius, ss. Theol. stud. und Cantor scholae dieser Gemeinde von Ihr Hochfürstl. Dl. H. H. Gustaff Adolffen etc. etc. etc. präsentieret, da denn Johannes Bralle einhellig erwählet, darauf den 24. in Güstrow examinieret, den 7. Decembris aber in dieser St. Marien-Kirche von dem Herrn Superintendenten Hermanno Schuckmann ss. Theol. Doctore etc. (Röbel gehörte damals zur Superintendentur Güstrow; die Superintendentur Malchin, welcher Röbel jetzt angehört, ist erst 1848 errichtet) ordinieret und pro pastore introducieret worden. Nach verrichteter Ordination hat gemeldeter Herr Superintendens den Pastoren mit der vielehr- und tugendreichen Jungfer Anna Margaretha Hasen,

seines Anteceſſoris (Vorgängers) als ſel. H. M. Joachimi Hasenii in die 30 Jahr geweſenen Paſtoris dieſer Kirchen, eheleiblichen Tochter alſofort in der Kirchen cupulieret." Noch heute hält das ſchöne Meſſing-Taufbecken die Erinnerung an dieſes Ehepaar, das es wohl nach ſeiner Trauung der Kirche geſtiftet hat, lebendig. Die Ehe- und Amtszeit ſollte jedoch nur 10 Jahre währen, dann traf das Haus ein ungemein hartes Geſchick: innerhalb drei Wochen ſtarben der Erſtgeborene (wie er im Sterbeverzeichnis zärtlich heißt: Johanneke), der Vater ſelbſt († 23. 5. 1681) und das zweijährige Jüngſte „Chriſtoph" dahin. Nur ein Söhnlein von ſechs Jahren „Joachim" war der jungen Witwe geblieben. Sie reichte dem Nachfolger ihres Mannes, Chriſtian Albert Hincke die Hand; am 6. 12. 1682 hat „Ehrw. Andreas Willbrandt wollmeritierter Prediger in Redebow und Ludorf allhier in der Kirchen auf Alten Röbel" die zweite Ehe eingeſegnet.

Hincke war am 28. 10. 1656 zu Güſtrow geboren. Seine Eltern waren der Ratsherr M. Albert Hincke und eine Tochter des Ratsherrn Jakob Lembke zu Roſtock. Er wurde ſchon mit 26 Jahren am 14. 10. 1682 Diakonus und bezog nach Hagemanns Tode im Jahre 1685 die Pfarre. Das Diakonat iſt ſeitdem nicht wieder beſetzt worden. Hincke hat ſeine Amtsdauer auf die faſt unglaubliche Zahl von 58 Jahren gebracht und war ſeit dem 24. 1. 1705 auch Präpoſitus des Röbeler Zirkels. Verheiratet war er dreimal. Von der erſten Frau iſt ſchon mehrfach geſprochen worden; ſie iſt, 55 Jahre alt, am 30. 4. 1697 „in Gott ſanft und ſelig eingeſchlafen". Der damalige Präpoſitus M. Friedericus Dörck von St. Nikolai hat ihr die „Leichpredigt" gehalten. Noch im gleichen Jahre am 1. 12. heiratete Hincke die Tochter ebendieſes Präpoſitus Dörck, welche denſelben Namen wie ſeine erſte Frau „Anna Margareta" führte. Aber ſchon nach einjähriger Ehe (am 15. 12. 1698) mußte er ſich auch von dieſer Lebensgefährtin, nachdem ſie vier Wochen vorher einem Töchterchen das Leben gegeben hatte, trennen. Die dritte Trauung fand am 10. 1. 1700 auf dem Fürſtlichen Amtshauſe zu Wredenhagen ſtatt, und zwar mit der Tochter des ſpäteren Schweriner Dompredigers Katharine Sophie Leander; ſie iſt ihrem Manne noch „bis ins 41. Jahr als eine liebe Ehegefährtin zur Seite geweſen" und iſt als 75jährige Witwe am 1. 4. 1747 „am Abend vor dem heiligen Oſterfeſt zur himmliſchen und ewigen Oſterfeier berufen worden". Bei ſeinem Tode war Hinckes Familie auf die erſtaunliche Schar von 44 Enkeln und 8 Urenkeln angewachſen. 2 Söhne wurden Paſtoren, der eine in Grabow, wo er zuvor Pagenhofmeiſter geweſen war; der andere in Keſſin, wo er ähnlich wie der Vater 52 Jahre lang wirkte. 4 Töchter wurden Pfarrfrauen: Delbrügk in Stuer, Röſer in Brunow, Siggelkow in Neu-Röbel und Schertling in Alt-Röbel. Alſo der ſeltene Fall, daß in den beiden Röbeler Pfarrhäuſern Schweſtern wohnten. Außerdem behielt auch ein weiterer Sohn ſeine Wirkſamkeit in Röbel als Arzt. Der älteſte Sohn lebte bei ſeinem Bruder in Grabow als Apotheker und Ratsherr. „Am 7. 6. 1740, als am 3. heiligen Pfingſttage frühe um ½4 Uhr iſt der Großehrwürdige Herr Präpoſitus Hincke bei völligem Verſtande und großer Glaubensfreudigkeit im 84 ten Jahre ſeines grauen Alters ſanft und ſelig in Gott entſchlafen, und den 15. Juni iſt ſein erblaſſeter Cörper zu ſeiner Ruhekammer gebracht worden, wobei der Herr Paſtor Willebrandt von Karchow (der Sohn jenes Paſtors, der ihn zum erſten Male traute) die Parentation und der Herr Paſtor Duncker auf hieſiger Neuſtadt als geweſener Beichtvater die Leichenpredigt gehalten." Die erwähnte „Ruhekammer" iſt an anderem Orte des Kirchenbuches geſchrieben als „Predigergewölbe, das in dem großen Gange gerade bei der Cantzel vor dem Gnever Mannsſtuhle befindlich iſt".

Schon ſeit 1719 (berufen am 20. 4., eingeführt am 18. 5.) ſtand dem alternden Hincke ſein Schwiegerſohn Johann Chriſtoph Schertling zur Seite. Sophie Ilſabe Hincke reichte demſelben am 7. 7. desſelben Jahres die Hand. Lange Zeit hat ſein Ölgemälde in St. Marien ſein Andenken wacherhalten; leider iſt es bei der Reſtauration der Kirche beſeitigt. Auf dem Bilde las man als Geburtstag: 10. 12. 1687; in Wahrheit iſt Schertling am Heiligabendtag geboren, und zwar in Parum bei Wittenburg, wo ſein Vater Dietrich Schertling Paſtor war. Auch ſeine Mutter Chatarine Vogel war Paſtoren-



Alt-Röbel

Das neue Pfarrhaus

tochter aus Roggendorf. Nur 2½ Jahre aber konnte er nach seines Schwiegervaters Tode noch als Pastor wirken. In Erinnerung an ihn schreibt sein Sohn, der spätere Pastor an St. Nikolai in seiner bei seinem Goldenen Amtsjubiläum herausgegebenen Denkschrift: „Dieser gute Vater genoß nur drittehalb Jahr die vollen Pfarr-Einkünfte. Denn als Adjunkt mußte er sich ganzer 21 Jahre mit der Hälfte begnügen. Und so hinterließ er seinen 2 Söhnen, auf die er sein Vermögen verwendet hatte, und seinen 3 unversorgten Töchtern, nebst unserer Mutter, zu ihrem Erbteil weiter nichts als seinen Segen und den Schatz eines guten Namens. Dank ihm dafür noch in der Erde!" Zwei Tage nach seinem Geburtstage, am 2. Weihnachtstage 1742 ist Schertling, „nachdem er bei völligem Verstande und starkem Glauben mit Stephano seine Seele denen Händen seines Jesu empfohlen, gar sanft und selig in seinem Gott eingeschlafen." Pastor Duncker von St. Nikolai hatte auch ihm als Beichtvater nahegestanden und hielt ihm die Leichenpredigt über Römer 8, 31—39. Der Eintragung seines Todes im Kirchenbuch fügte sein Schwager das folgende Chronosticon hinzu:

An ebenDenselben tage, als stephanus ein bUtJger zelge ChrIstI seInen geIst allfgegeben, hat allch eIn allerUlehLter rUstzellg gottes, eIn treller Lehrer In röbeL, eIn allfrICHtIger nathanaeL, herr Johann ChrIstopher sChertLIng In Ullahren gLauben seIn Leben besChLossen.

D. A. H. P. K.

Die Unterschrift soll bedeuten: Dietrich Albrecht Hincke, Präpositus zu Kessin; die Bedeutung der großen Buchstaben ist rätselhaft. Schertlings Grab ist „nahe vor dem Altar unter dem großen Leichenstein". Seine Witwe erlebte die große Freude, daß ihre beiden Söhne in Röbel das Pfarramt bekleideten: der ältere, Dietrich Christian, seit dem 10. 3. 1743 bei St. Marien; der jüngere, Johann Christoph, seit dem 26. 2. 1747 bei St. Nikolai. Der letztere, der dort 57 Jahre das Amt führte, schreibt: „Die gütige Vorsehung hat uns, die wir von Jugend auf ein Herz und eine Seele waren, auch in Gesellschaft den Lauf der Schul- und Akademischen Jahre vollendet hatten, nachher als Prediger in unsrer Vaterstadt zusammengeführt." Dietrich Christian Schertling war am 16. 9. 1720 zu Alt-Röbel geboren, also der erste aus der eignen Gemeinde stammende Pastor. Er vermählte sich am 18. 10. 1748 mit Agnete Schulmann, der Tochter des Pastors Christian Heinrich Schulmann zu Sülze. Die Hochzeit wurde, da der Schwiegervater bereits verstorben war, bei seinem Oheim in Kessin, dem schon mehrfach erwähnten Präpositus Hincke, gefeiert, welcher seit 15 Jahren mit der

um sechs Jahre älteren Schwester der Braut verheiratet war. Aber nur sechs Jahre durften sie vereint sein, da wurde diese glückliche Ehe und das schöne Zusammenwirken der beiden Röbeler Brüder durch den Tod zerstört. Erst 34jährig wurde am 14. 2. 1754 Schertling „nach einer ausgestandenen so kurzen als heftigen Krankheit . . . seiner Dienst erlassen und zu seines Herrn Freude eingeführt". Auch ihm hielt Präpositus Duncker von St. Nikolai, der auch sein Beichtvater geblieben war, die Leichenrede über Jesajas 41, 10, und er fand seine Ruhestätte in „dem vor dem Altar befindlichen Prediger Begräbnis, welches der 2. Leichenstein bedecket". Sein Bruder widmet ihm diese Verse:

„Bruder! Du entschliefest zu frühe meinem Umarmen,
Dir noch ausgestreckt. Nicht dieser zärtliche Namen,
Nicht die Tränen der Frauen, von banger Wehmut erpresset,
Nicht der süße Ton der Kinder: Vater! gelallet,
Nicht der trostlosen Mutter und Klagen der zärtlichsten Schwestern,
Hemmen den flüchtigen Lauf! Du stirbst, und mit dir ersterben
Laute Gesänge der Freuden, mit dir verstummen die Lieder,
Die die Liebe dir sang, dem besten der Brüder und Freunde!
Mich soll hier dein Bild, Verherrlichter, immer begleiten!
Einsam denk ich an dich, und wenn mich in nächtlichen Stunden
Nagender Kummer aufweckt, mit schreckenden Bildern begleitet,
Wird von Sehnsucht erfüllt, unzählige heimliche Tränen,
Nur dem Allwissenden zählbar, dir die Liebe noch weinen!

Joh. Christ. Schertling,
Pastor auf der Neustadt."

„Nach dem wahrhaftig betrübten Hintritt" dieses Pastors bezog am 4. 8. 1754 ein Mann die Pfarre, der den Frühvollendeten als „seinen im Leben so zärtlich geliebten Freund" bezeichnet und auch am 25. 11. desselben Jahres die mit zwei Söhnchen zurückgebliebene Witwe ehelicht. Dieser Mann kam wieder wie der alte Hincke aus Güstrow, war als Sohn eines dortigen Postsekretärs Schröder am 18. 4. 1731 im Dom getauft und hatte dabei nach seinem mütterlichen Großvater, dem verstorbenen Pastor an der Güstrower Pfarrkirche, die Namen Johann Ehrenfried erhalten. Seine Schwester war mit dem Präpositus Ehlers in Gnoien vermählt. Schröders „liebster und bester Vater" hat, nachdem „der Herr seines Leidens in der Welt viel gemacht" hatte, noch drei Jahre bei seinem Sohne in Alt-Röbel gewohnt. Das erste Söhnlein hat Pastor Schröder schon am 6. 9. 1755 „in der hiesigen Kirche müssen beisetzen lassen, da es während der schleunigen Geburt sein zartes Leben verloren und diese jammervolle Welt nach Gottes Ratschluß nicht einen Augenblick gesehen. Habe Dank (ruft der Vater aus), treuer Vater im Himmel, daß du mich würdigest, mein Kind so zu lieben. Es ist in deiner Hand, und keine Qual wird ihn je anrühren. Soll ich nicht dereinst auch mit heiliger Freude sehen, daß er bei dir ist?" Darauf wurden den Pastorsleuten noch ein Töchterlein und drei Söhne geschenkt, von denen einer später Pastor in Prerow in Pommern wurde. Die letzte Eintragung Schröders im Kirchenbuch gilt 1772 dem Organisten und Küster Johann Enoch Heinrich Zander, der mit seinem Pastor zusammen sein Amt angetreten hatte, und dem sein Pastor nun am Grabe das Zeugnis gibt, daß dieser „redliche Mann ihm im Leben lieb und wert gewesen" sei. Dann ergreift Pastor Schertling von St. Nikolai wieder die Feder, und viermal muß er sie in demselben Jahre zur Hand nehmen, um schweren Herzens dem Altstädter Kirchenbuche eine neue Trauerkunde anzuvertrauen. Zuerst ist es die Pfarrfrau, „deren durch Christi Blut geheiligte Seele der Herr den 1. März zu der Freude des ewigen Lebens eingeführt" hat. Schon am 13. wird das „gemauerte Begräbnis vor der Cantzel" von neuem geöffnet; denn ihr Mann, „der treufleißige Lehrer der Gemeine, ist ihr gar bald gefolgt „durch einen zwar seligen, aber für seine hinterlassenen Waislein höchst schmerzlichen Tod". Und am 26. des nächsten Monats setzt man noch den kleinen Sarg des „jüngsten Söhnleins David" „zwischen seine lieben Eltern". Damit aber noch nicht genug: inzwischen war auch die alte Mutter, die Pastorin Schertling, die alle 72 Jahre ihres Lebens in diesem Pfarrhause gelebt

und gewirkt hatte, „durch einen sanften und seligen Tod" heimgerufen worden. Als der mit den unversorgten Kindern seines Bruders allein übrigbleibende Sohn von ihrer Bestattung in das elterliche Pfarrhaus zurückkehrt, schreibt er die Worte nieder: „Mein Vater und meine Mutter, mein Bruder, meine Lieben und Freunde verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf." Alle diese Leichen wurden „des Abends in der Stille" beigesetzt, darum sind es wohl, wie bei dem Kinde ausdrücklich vermerkt, die Blattern gewesen, durch die das Pfarrhaus so schwer heimgesucht wurde. Und nicht nur das Pfarrhaus, denn in diesen beiden Monaten sind in der Gemeinde ebenso viele Sterbefälle verzeichnet, wie sonst im ganzen Jahre.

Für das Pfarrhaus aber war 1772 recht eigentlich ein Schicksalsjahr. Denn bis dahin war immer durch eine Witwe oder eine Tochter die lebendige Überlieferung des Hauses gewahrt. Jetzt wurde zum ersten Male ein ganz neuer Anfang gemacht. Und zum ersten Male zog hier auch ein Mann ein, der nicht hier seine Laufbahn begann, sondern schon anderswo längere Zeit im Amte gestanden hatte. Johann Jakob Becker, ein Pächtersſohn, war seit 1756 Pastor in Muchow gewesen. Dort mußte zweimal eine Kollekte ausgeschrieben werden, die 140 Reichstaler einbrachte, um das Pfarrhaus einigermaßen reparieren zu können. Vielleicht war es auch in dem Zustand des Hauses begründet, daß er noch nach 17 Jahren eine Veränderung wünschte. Nur mit Sorgen konnte er den Umzug beschaffen. Denn am 22. 8. 1773 war er in Alt-Röbel eingeführt worden, und schon am 21. 10. genas seine Frau, Charlotte Caroline, eine Tochter des Pastors Berner zu Cammin, eines Töchterleins. Sein übervolles Herz ergießt der Vater in die Worte: „Der Name des Herrn, der mich hierher zum Lehrer berief, auch mir diesen Ehesegen bald nach meinem Anzuge geschenkt hat, sei für alle Wohltaten hochgelobet. Er stehe mir bei in meinem Amte, stärke die Sechswöchnerin und segne das neugeborene Kind um Jesu willen. Amen!" Noch ein „wohlgestaltetes" Söhnlein wurde den Eltern hier in Alt-Röbel geboren, aber schon nach wenigen Jahren, am 6. 6. 1777, nahm „der Herr, der unserm Leben ein Ziel setzt, seinen treuen Knecht" aus Amt und Haus hinweg; er „erlöste ihn im 50. Jahre seines mühseligen Lebens von den Banden seiner höchstbeschwerlichen Schwachheit". Seine Witwe blieb zunächst hier wohnen und starb dann am 9. 2. 1801 im Pfarrhaus Granzin bei Boitzenburg bei einem ihrer Söhne; ein anderer Sohn wurde Pastor in Bernitt; aber diese beiden Söhne waren schon in Muchow geboren. —

Wenn man im Alt-Röbelschen Kirchenbuche blättert, verweilt das Auge mit besonderem Wohlgefallen auf den Eintragungen des Pastors Johann Christian Berens, der am 9. 8. 1778 hier das Pfarramt antrat. Nach den flüchtigen und unschönen Schriftzügen seines Vorgängers fällt die korrekte Seitenteilung und kunstgeübte Sorgfalt um so mehr auf und zeugt von einem feingebildeten und gewissenhaften Charakter. Berens stammte aus dem Grabower Pfarrhaus, in welchem sein Vater, der Präpositus Johann Heinrich Behrens, auf den aus dem Alt-Röbeler Pfarrhaus gebürtigen Hincke gefolgt war. Warum er abweichend von seinem Vater und dessen Brüdern, die gleichfalls Pastoren waren, das h in seinem Namen fehlen ließ, ist rätselhaft; ebenso, warum er selbst sich stets „Johann Heinrich" nennt. Er war fast 38 Jahre alt, als er hier unter drei Kandidaten „einmütig mit 75 Stimmen gewählt" wurde und sein „Lehramt bei dieser nun herzlich geliebten Gemeine antrat". Im nächsten Jahre (29. 1. 1779) holte er sich aus seiner Grabower Heimat, von väterlicher Hand gesegnet, als Lebensgefährtin die erst 17jährige Tochter eines dortigen Gewürzhändlers, Auguste Eleonore Christiane Behm. In den Weihnachtstagen des nächsten Jahres wurde das erste Söhnchen eine besondere Christgabe, und 2 Jahre darauf war ein Pärchen beisammen. Dann folgten noch 5 andere Kinder, aber alle 5 mußten die Eltern sich wieder vom Herzen reißen: 4 schon im ersten Lebensjahre, eine Tochter aber war schon 11 Jahre alt, als das Scharlachfieber sie mit der Allerkleinsten zusammen ergriff und fast gleichzeitig hinwegnahm. Der Vater fügt im Kirchenbuch, trotzdem das leidige vorgeschriebene Schema fortan eigentlich keinen Raum mehr für außergewöhnliche Bemerkungen läßt, hinzu:

„Sie ist, wie auch meine andre liebe Tochter, in der Kirche mitten in dem Gange nicht weit vom Altar beerdigt, und sind also beide meinen übrigen 3 verstorbenen Kindern an die Seite gesetzt." Um so größer wird die Freude der Eltern gewesen sein, daß sie ihren Ältesten, Johann Christian Jakob Berens, noch als Bürgermeister von Röbel sehen und ihre „Demoiselle Tochter" dem Pastor Studemund von Leußow in die Ehe gaben. Sie kam dort in das Pfarrhaus, wo so viele Natural-Akzidenzien waren, daß „als bei dem Wachstum der Gemeinde öfters mehrere Hochzeiten in eine Woche fielen, die Pastorin oft nicht wußte, wohin mit den vielen Schweins- und Kalbskeulen". Das erlebte freilich der Vater nicht mehr, daß auch diese Tochter erst 33 jährig am 2. 6. 1814 verschied. Er selbst war, 73 Jahre alt, am 23. 7. 1813 am Nervenschlag gestorben, nachdem er noch die schweren Drangsale der „Franzosenzeit" mit seiner Gemeinde hatte durchmachen müssen und ein Jahr vor seinem Tode, am 25. 6. 1812, sogar noch sein eigenes Pfarrhaus mit 12 Bürgerhäusern in Flammen aufgehen sah. Vermutlich ist Brandstiftung die Ursache der Vernichtung dieses alten würdigen Hauses gewesen. 4 Jahre nur hat die Pastorin im Witwenstand in Röbel gelebt; „Auszehrung" wird als Grund ihres Todes am 9. 3. 1817 angegeben. Berens war auch wie vor ihm Hincke und nach ihm Passow Präpositus des Röbeler Zirkels gewesen. Ihm war dies Amt am 6. 5. 1804 durch das Vertrauen seiner Amtsbrüder übertragen worden, doch ließ er sich wegen zunehmender Gebrechlichkeit nach dem Pfarrhausbrand am 17. 9. 1812 von demselben entbinden.

Nach dem Ablauf des damals üblichen „Gnadenjahres" für die Witwe wurde am Michaelistage 1814 ein Mann zum Pastor von Alt-Röbel erwählt, über den sein Präpositus (Zehlicke von St. Nikolai) einige Jahre später das Urteil abgibt, daß er „kenntnisreich und talentvoll", ja „ohne Zweifel einer der geschultesten im Zirkel" und „ein sehr beliebter Prediger" sei. Das war Friedrich Ludwig Heinrich Niederhöffer; kein gebürtiger Mecklenburger, sondern als Sohn des Stadtmusikus in Neu-Ruppin am 14. 1. 1784 geboren, aber vor 6 Jahren als Kantor an die Güstrower Domschule berufen und seit 4 Jahren dort als Konrektor tätig. Mit seiner jungen Frau, einer Pastorentochter aus Recknitz, zog er ins Alt-Röbeler Pfarrhaus ein, aber noch nicht 16 Monate waren vergangen — es war der 25. 1. 1816 —, da sitzt er an seinem Schreibtisch und die Hand zittert ihm bei den Worten: „Mit blutendem Herzen verzeichne ich den Tod meiner unvergeßlichen Gattin, Catharina Amalie Niederhöffer, geborene Simonis, 26 Jahre alt, in ihren Armen ruht ihr neugeborenes Kind, Ida Luise Albertine, 2 Tage alt." Dasselbe Schicksal traf ihn noch ein zweites Mal. Am 17. 6. 1817 gab ihm der Pastor Passow in Seddin, später Superintendent zu Putlitz, ein Glied jenes alten mecklenburgischen Pastorengeschlechtes Passow, seine Tochter Johanna Dorothea Ludovika. Sie hat ihm 3 Kinder geboren, aber die ersten beiden starben schon im ersten Lebensjahre, und beim dritten büßte sie selbst, die er seine „treue Lebensgefährtin" nennt, erst 30 jährig am 4. 12. 1820 ihr Leben ein. Noch ein drittes Mal trat Niederhöffer in die Ehe, und zwar mit der Tochter des Pastors Susemihl zu Kreien. Susemihl hatte alte Beziehungen zu Röbel, er war von 1779—1787 Rektor und Hülfsprediger auf der Neustadt gewesen und hatte sich hier mit der Tochter des obengenannten Präpositus Schertling von St. Nikolai vermählt. Aber da diese Sängerin in der Herzoglichen Kapelle zu Schwerin werden wollte, ließ er sich von ihr scheiden und heiratete nun eine Schustertochter Katharine Sophie Neumann aus Neu-Röbel, die seit seinem Tode 1808 mit ihrer Tochter wieder in ihrer alten Heimat lebte. Ebendiese Tochter wurde die dritte Frau des Pastors Niederhöffer. Aus dieser Ehe wuchsen noch 4 Kinder im Alt-Röbeler Pfarrhause heran, und der Vater, so berichtet wieder sein Präpositus, „unterrichtet mit vielem Fleiß seine Kinder und füllt dadurch die Stunden aus, die ihm die treue Führung seines Amtes übrig läßt". Als er am 10. 5. 1835 im 52. Lebensjahre an einer „Leberentzündung" heimgegangen war, lebte seine Witwe noch 43 Jahre lang in dem später verkauften Predigerwitwenhause auf der Altstadt, und starb dort erst am 16. 2. 1879 im 79. Jahre an Typhus. Auch Niederhöffers Sohn aus seiner ersten Ehe, der Pastor in Staven-

hagen geworden war, zog nach seiner Emeritierung 1890 nach Neu-Röbel, wo seine Tochter mit dem Arzt Dr. med. Günther vermählt war. Seine Witwe hat dort noch bis in ihr 93. Jahr (1903) gelebt. Auch ein anderer Sohn des Alt-Röbeler Pastors blieb in Neu-Röbel als Kaufmann tätig; und von seinem jüngsten

sechs Jahre als Hilfsprediger in Doberan und als zweiter Pastor in Plau tätig gewesen war. Aus dem Plauer Pfarrhause stammte auch seine erste Frau, Julie Henrike Sophie Schleker, die er drei Monate nach seiner Übersiedelung heimführte, aber schon nach fünfjähriger Ehe am 2. 7. 1841 an Nervenschwäche

Alt-Röbel

Kirchgemeinderat von St. Marien

Sitzend: Diakonisse Margarete Ambrosius (Gemeindeschwester), Frau Pastor Doris Luise Ziercke, geb. Erbler (Leiterin des Christlichen Jungmädchenbundes).
Stehend: Rentner Hermann Pech (Kirchenökonomus); Webermeister Karl Saubert (Kirchenvorsteher); Ackerbürger Johann Rhades (stellvertretender Vorsitzender des Kirchgemeinderates); Lehrer Albert Brüsch-Gotthun (Schriftführer des Kirchgemeinderates); Kantor Ludwig Voß (bis 1925 Organist); Pastor Walther Ziercke; Glasermeister Ernst Unger (ab 1925 Organist); Rentner Grawe (Kirchenältester); Oberpostsekretär Heinrich Wolfenberg (Leiter des Christl. Jungmännerbundes); Betriebsleiter Franz Junker (Kirchenältester); Tischlermeister Heinrich Saubert (Küster); Lehrer Paul Gothow-Groß-Kelle (Kirchenältester); Fischer August Jahn (Kalkant).

Sohne Albert, einem Maler, bewahrt die St. Nikolaikirche bis heute ein schönes Gemälde, welches die 3 Frauen am Ostermorgen darstellt. Pastor Niederhöffer, der auch die vazierende Kirche Leizen versorgte, hat an der Südseite der St. Marienkirche sein Grab gefunden, es war die letzte Leiche, die auf dem Friedhof in der Umgebung der Kirche begraben wurde.

Auf ihn folgte 1836 am 10. 7. Heinrich Friedrich Franz Passow, der zu Badendiek am 14. 11. 1804 als Sohn des dortigen Pastors geboren und schon

wieder verlor. In zweiter Ehe war er seit dem 16. 6. 1843 mit der Tochter des Präpositus Kirchenrats Piper zu Kieve, Ida Maria Caroline Clara, verheiratet, die ihn noch 24 Jahre überlebte und erst am 26. 3. 1904, 82 jährig, bei ihrem Sohne, dem Bürgermeister Passow in Marlow, starb. Ihre Leiche aber wurde auf den Altstädter Friedhof verbracht, wo der ihr am 20. 7. 1880 vorangegangene Pastor, seit 1855 auch Präpositus und seit zwei Monaten auch Kirchenrat Passow zwischen seinen beiden

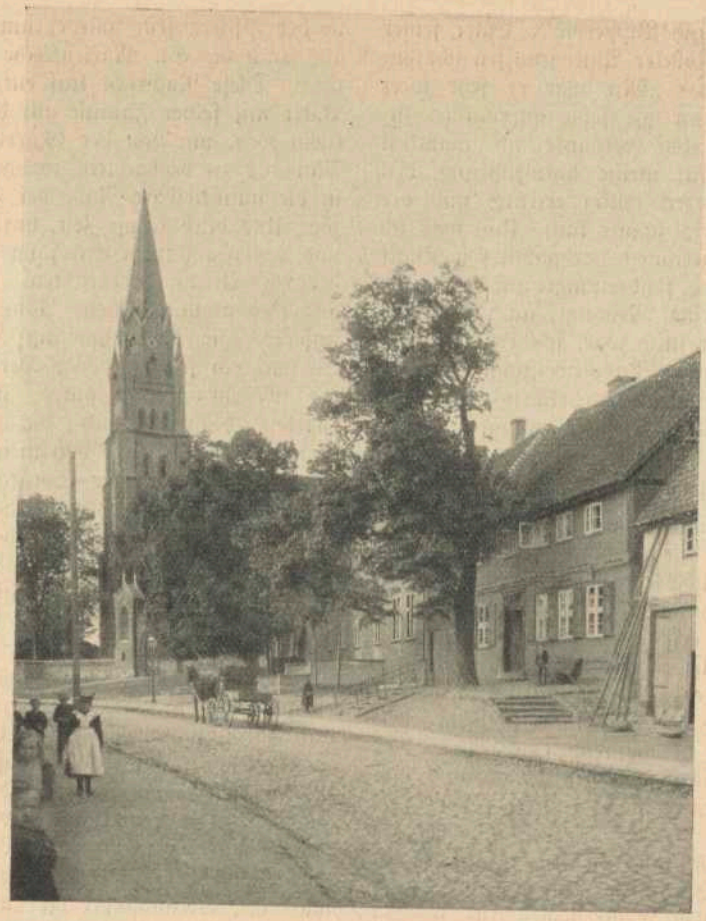
U.B. Rostock

Frauen ruht. Er war der Letzte dieses alten Predigergeschlechtes, das seit 1670 in Mecklenburg blühte; ein Sohn war als Sekondeleutnant im deutsch-französischen Kriege gefallen. Seine markante Persönlichkeit und sein tiefgreifendes Wirken, das in der Gemeinde in außergewöhnlich lebendiger Erinnerung lebt, rechtfertigt ein genaueres Eingehen an anderer Stelle.

40 Jahre stand auch sein Nachfolger an St. Marien im Amte, der aus Stavenhagen am 10. 12. 1838 gebürtige Rektorssohn Otto Johann Emil Held. Wie sein Vater war er zunächst im Schulamt tätig: als Konrektor in Ludwigslust und dann 17 Jahre lang als Seminarlehrer in Neukloster und Seminardirektor in Lübtheen. Und eine Vorliebe für die Schule hat Held auch immer behalten und betätigt, nachdem er am 1. 8. 1881 in Alt-Röbel das Pfarramt angetreten hatte. Er war damals schon seit 16 Jahren mit der Schweriner Kaufmannstochter Adolphine Helene Amalie Luise Wettering verheiratet, die ihm am 5. 3. 1906 im Tode voranging. Auch eine unglückliche Tochter mußte er in Alt-Röbel begraben. Eine zweite Tochter führte ihm nach dem Tode der Mutter den einsamen Haushalt und lebt jetzt bei einem unverheirateten Sohne, dem Universitätsprofessor und Direktor der Anatomie in Leipzig, bei welchem auch der Vater nach seiner Emeritierung noch ein halbes Jahr wohnte und am 30. 4. 1922 im 84. Jahre starb. Seine Leiche wurde trotz der schwierigen wirtschaftlichen Zeitverhältnisse an die Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit zurückgebracht, und die große Trauerfeier in der Kirche, bei welcher auch sämtliche Pastoren des Röbeler Zirkels zugegen waren, zeigte noch einmal das Maß der Anhänglichkeit, die weite Kreise ihm schuldeten. Held war am 10. 10. 1914 auch zum Kirchenrat ernannt.

An seiner Stelle wurden am 18. 9. 1921 der St. Marien-Gemeinde die Pastoren Ney-Thelkow, Starck-Gressow und Ziercke-Dömitz zur Wahl gestellt, von denen die Gemeinde fast einstimmig den letzteren wählte. Walther Hermann Adolf Friedrich Franz Ziercke ist geboren am 3. 6. 1885 zu Schwerin als Sohn des Möbelfabrikanten, späteren Großherzoglichen Hoflieferanten und Kommissionsrats Ziercke und einer Tochter des Kunstmalers am Großherzogl. Hoftheater Hermann Wilbrandt, und war vorher Rektor in Gnoien und Warin und seit 30. 3. 1913 zweiter Pastor in Dömitz an der Elbe. Während des großen Krieges wurde er am 20. 11. 1916 zum freiw. Feldgeistlichen berufen und amtierte als solcher auf dem westlichen und östlichen Kriegsschauplatz und zuletzt als Gouvernementspfarrer der baltischen Inseln bis zum 12. 10. 1918 und wurde wegen längerer Lazarettbehandlung erst am 31. 5. 1919 aus dem Heeresdienst entlassen. Pastor Ziercke ist seit dem 22. 11. 1912 verheiratet mit der Tochter des Kaufmanns und Kirchenökonomus Erbler zu Gnoien, Dorothea Luise, deren mütterlicher Großvater jener Pastor Nikolaus Behrens zu Quitzow war, welcher in den Revolutionswirren 1848 den Prinzen von Preußen, nachmaligen Kaiser Wilhelm I. mit eigner Lebensgefahr über die mecklenburgische Grenze in Sicherheit brachte. Eigene Kinder sind jetzt im Alt-Röbeler Pfarrhause nicht, aber die Kinder der Gemeinde gehen dort aus und ein. Welches wird nun deine Zukunft sein, du liebes Haus? Gott weiß es und Gott lenkt es. Du aber rede weiter, erzähle, predige von christlichem Glauben und Lieben, von christlicher Sitte und Zucht,

„bis jeder einst sein Tagewerk vollendet,
und bis sie alle endlich ziehen aus
dahin, woher der Vater Dich gesendet,
ins große, schöne freie Vaterhaus!"



Alt-Röbel

Das Predigerwitwenhaus

Etwas vom „alten Passow“ 16

Der alte Passow“, anders nennen ihn die Röbeler nicht, diesen Mann, der 44 Jahre lang im vorigen Jahrhundert bei St. Marien das Pfarramt versah. Der alte Passow — das klingt so würdig und doch so zutraulich; das zeugt von Ehrfurcht und Liebe zugleich. Seine Persönlichkeit und seine Wirksamkeit stehen noch jetzt in so lebendigem Gedächtnis, daß man meinen könnte, er sei eben gestorben. Und doch haben sein Grab und sein Andenken gar bald sagenhafte Züge umwoben, wie das bei solchen Menschen geschieht, die auf das innere Leben ihrer Mitmenschen einen tiefgreifenden Einfluß üben. Das Bild im Vorraum der St. Marienkirche zeigt uns in dem schmalen, scharfgeschnittenen Kopf die gütigen und festen Züge dieses Mannes, der allen Röbelern vertraut war, ob er nun mit schwarzem Gehrock, breiter schwarzseidener Binde und Zylinderhut durch die Straßen schritt oder mit Pfeife und Angelgerät von seinem Pfarrgarten aus seine geliebte Müritz aufsuchte. Um seines Amtes willen sprach er nur hochdeutsch, aber man merkte jedem seiner Worte an, daß er mit seiner Gemeinde plattdeutsch dachte. So legte er auch in seinen Predigten alles darauf an, faßlich zu bleiben und sich dem Verständnis seiner Hörer anzupassen. Ein Beispiel: „Meint ihr, daß es in den Himmel hineingeht wie auf der neuen glatten Chaussee? O du liebe Zeit, nein, der Weg ist so holperig, wie der Knüppeldamm

nach Melz und Vipperow". Einer seiner damaligen Röbeler Amtsgenossen gibt ihm das Zeugnis: „Mir war er sehr wert und zeigte mir oft seine aufrichtige Zuneigung. Ihm verdanke ich manchen guten Rat für meine Amtsführung, den er mir jederzeit willig erteilte, und der mir auch stets zugute kam. Und was ich ihm hoch anrechnete: er nahm kein Blatt vor den Mund, sondern sagte mir offen und aufrichtig seine Meinung, auch wenn es kein Lob für mich war, sondern sich vielmehr um eine Zurechtweisung handelte. Er war ein gerader, ehrlicher Charakter, dabei von einem sehr ausgeprägten Amtsbewußtsein, mit dem er auch nicht selten auf Widerspruch stieß."

Die Persönlichkeit des „alten Passow" mag noch durch einige Züge beleuchtet werden, welche seine Tochter Hedwig (Frau Landgerichtsrat Schlosser zu Rostock) kurz vor ihrem erst am 20. April erfolgten Tode in liebendem Erinnern erzählte: „Mein Vater nahm an allen Fragen des Lebens und der Wissenschaft einen regen Anteil. Er ist während einer Reihe von Jahren Mitarbeiter des „Daheim" und anderer Zeitschriften gewesen. Für das „Daheim" hat er wiederholt Aufsätze geliefert, die sich mit den Wasservögeln und den Fischen der Müritz beschäftigten. — In erster Reihe haben für meinen Vater aber immer die Pflichten für sein Amt gestanden. Soweit dieses und seine mannigfachen Studien es ihm erlaubten, widmete er sich seiner Familie, die er an seinem vielseitigen Wissen teilnehmen ließ. Ich erinnere mich, daß mein Vater uns öfters Stellen aus lateinischen Dichtungen vorübersetzt hat. Er pflegte dies dann zu tun, wenn er sich beim Unterrichten seiner zwei Söhne, die er allein, in fast allen Fächern bis zur Sekunda des Gymnasiums vorbereitet hat, über die Schilderung eines lateinischen Schriftstellers besonders gefreut hatte.

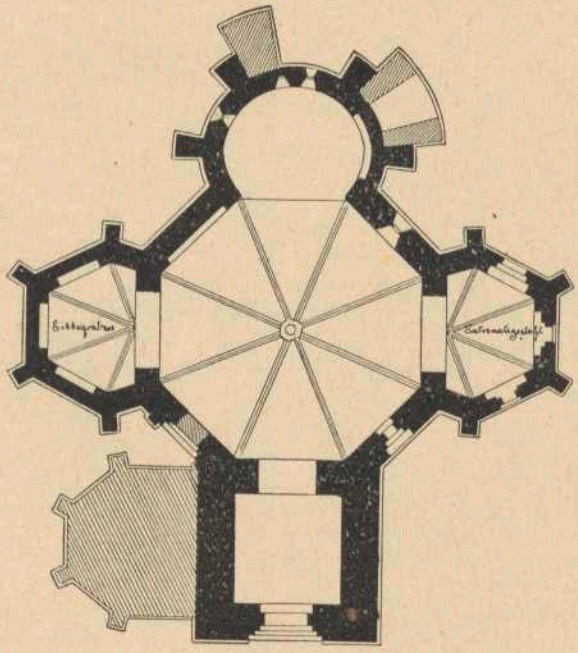
Gelegentlich eines Herbstmanövers im Jahre 1865 ließ der damalige Großherzog Friedrich Franz II. unvermutet durch eine Stafette meinen Vater benachrichtigen, daß er in einer halben Stunde in der Pfarre sein würde, um von dort aus auch die St. Marienkirche zu besichtigen. Diese Nachricht traf ein, als mein Vater mit seiner Familie auf dem Kirchturm war, um von der Galerie aus das Manöver zu beobachten, welches sich bis in die unmittelbare Nähe der Stadt hinzog. Uns blieb kaum Zeit, um uns selbst und das Haus zum Empfang des Großherzogs etwas herzurichten, als dieser auch schon mit seinem Adjutanten vor unserer Tür hielt und ins Haus trat. Es war ein selten schöner Herbsttag und die Müritz spiegelblank. In unserm Garten blühten noch die zahlreichen schönen Rosen, welche von meiner Mutter immer mit besonderer Sorgfalt gepflegt wurden. Der Großherzog, durch diesen Anblick sichtlich erfreut, sprach die Worte: „Ich weiß auch, wer diese Rosen pflegt." Das Erlebnis dieses Tages ist noch jetzt nach 61 Jahren eine schöne Erinnerung für mich.

Eine der liebsten Amtshandlungen ist es für meinen Vater gewesen, wenn er am Palmsonntag die Schar der Konfirmanden, die sich im Pfarrhause zu einem langen, feierlichen Zuge geordnet hatten, zur Kirche führen konnte, wo der Zug von den Eltern und Verwandten erwartet wurde. — Wenn mein Vater sich nach der Sonntagspredigt kurze Zeit in der Sakristei ausgeruht hatte, pflegte er wieder auf den Altarplatz hinauszutreten, um von hier aus den Gesang zwischen Predigt und Liturgie gemeinsam mit der Gemeinde zu singen, während er auf dem Altarplatz hin und her ging.

Nach dem Gottesdienst war es für meinen Vater eine große Erquickung, wenn er durch die Pforte der Sakristei auf den Kirchberg hinaustrat und sich an der schönen Wasserlandschaft erfreuen konnte." Wie sehr ihm dieses Fleckchen Erde ans Herz gewachsen und zur Heimat geworden war, zeigt das Motto, das er über eine seiner Müritzschriften stellte: „Wie doch des Wassers geheimnisvolles Wesen das Auge des Menschen betört, daß er fort und fort hineinschauen muß, und möchte die dämmernde Tiefe ergründen mit seinen Blicken!"

Ludorf Kirchgemeinderat

Vordere Reihe: Administrator Fritz Sandberg; Hausdame Fräulein Burmeister; Pastor Walther Zierke; Amtsrichter Dr. Wilhelm von Schulze-Bülow (Patron).
Hintere Reihe: Schmiedemeister Heinrich Schallje (stellvertretender Vorsitzender des Kirchgemeinderates); Tagelöhnerwitwe Marie Heitmann; Statthalter Fritz Hackbusch; Kantor Wilhelm Wittmiß; Frau Marie Luise von Schulze-Bülow, geb. Freiin von Richthofen; Tagelöhner Bernhard Iserhagen; Frau Margarete Sandberg, geb. Böckelmann; Oberschweizer Bruno Haugke.



Grundriß der Kirche zu Ludorf

17 Bürgermeister Hermes

Wenn wir heute auf eine Reihe von 7 Jahrhunderten zurückblicken, in deren Wandel unser liebes Röbel die Entwickelung der Sitten und Auffassungen von mittelalterlichen Zeiten bis auf den heutigen Tag miterlebte, so treten aus dem Dunkel vergangener Tage allmählich immer klarer einzelne Gestalten hervor, in denen sich der Geist der Zeit verkörperte und durch ihre Eigenart, ihre Stellung oder durch sonstigen Einfluß dem Geschick der Stadt ihr Gepräge gaben und als markante Persönlichkeiten sich ein dauerndes Andenken gewahrt haben. An der Grenze einer vergangenen Zeit und ihrem Wandel zu den letzten Geschehnissen, welche wir alle erlebt haben, hebt sich die Gestalt eines Mannes ab, der in den Jahren 1852 bis 1900, — fast ein halbes Jahrhundert lang — die Geschicke der Stadt Röbel lenkte, des Bürgermeisters und Geh. Hofrates Karl Hermes. 1821 zu Gnoien geboren, widmete er sich nach erlangter Schulreife dem Studium der Jurisprudenz an den Universitäten Jena und Rostock. Der Gedanke der in jener Zeit blühenden burschenschaftlichen Bewegung verfehlte auch auf ihn nicht seine Wirkung; als flotter Studio gehörte er der Jenenser Burschenschaft Germania an und bewahrte der fidelen Musenstadt bis in seine spätesten Jahre ein besonders liebevolles Andenken. In Rostock, wo er nach vollendetem Studium das Richtereramen bestand, lernte er im Hause des damaligen Schuldirektors, späteren Universitätsprofessors Bachmann dessen zweite Tochter, seine spätere Gattin, kennen. Bevor er aber auf Grund einer sicheren Stellung sich ein eigenes Heim erbauen konnte, mußte er noch Jahre warten, da er zunächst nur mit kommissarischen Aufträgen betraut wurde. Er wurde bald nach den unruhigen Zeiten des Jahres 1848, in denen die Teterower ihren Bürgermeister vor das Tor geführt hatten, zur Beruhigung der Bürgerschaft als Geschäftsvertreter vom Großherzog bestellt und wußte auch bald durch sein gewinnendes Wesen und sein sicheres Auftreten die Ordnung daselbst wieder herzustellen. Einen Hauptkrakeeler, der sich ihm einmal entgegen stellte, ergriff er ohne weiteres bei der Brust und warf ihn kurzerhand über ein Brückengeländer ins Wasser. Als nach einiger Zeit ein älterer Anwärter das Bürgermeisteramt in Teterow erhielt, wurde er zunächst zur Unterstützung des bereits bejahrten Geh. Hofrates Engel als dessen Substitut nach Röbel geschickt und ist nach der Pensionierung seines Vorgängers diesem im Amte gefolgt und bis an sein Lebensende als Bürgermeister in Röbel geblieben.

Von Natur heiter und lebensfroh, beteiligte er sich in jüngeren Jahren gerne am Tanze, Kegelspiel und andern geselligen Vergnügungen, welche die Kleinstadt bietet, war dabei auch durchaus kein Verächter eines guten Trankes. Er huldigte allen körperlichen Übungen zu Lande und zu Wasser, ritt bei den damals bei Röbel noch abgehaltenen Parforcejagden mit und hatte bis in sein höchstes Alter eine besondere Vorliebe für die Jagd und den Wald, zu dem ihn seine Neigung für Natur und alles Natürliche zog. Aus demselben Grunde war er auch allen Äußerlichkeiten abhold und ein Gegner von allem Schein und gemachtem Wesen. Charakteristisch für ihn ist, daß er sich niemals „Geheimer Hofrat" titulieren, sondern stets nur Bürgermeister nennen ließ. Von ritterlicher Denkweise und streng rechtlicher Gesinnung, versah er die ihm anvertrauten Geschäfte mit Pflichttreue und Hingebung. In der eisernen Selbstzucht, welche er gegen sich übte, forderte er aber auch unbedingten Gehorsam in dem von ihm als richtig Erkannten. Dabei setzte er seinen Willen in so liebenswürdiger Weise durch, daß man nie etwas wie Schärfe oder Befehl spürte. Wenn er einerseits ein selbstbewußtes, festes Regiment in der Stadt führte, so verstand er doch mit dem Bürgerausschuß stets in bestem Einvernehmen zu bleiben und die Beschlüsse in Frieden nach seinem Sinn herbeizuführen. Für die Anliegen der Bürger hatte er stets ein offenes Ohr und war auch für den kleinen Mann zu jeder Stunde zu sprechen: „dazu bin ich da," pflegte er zu sagen. Mit hülfbereiter Hand half er manchem in Not geratenen Einwohner — es wurde ihm so schwer nein zu sagen.

Im Verkehr wußte er mit hoch und

Geheimer Hofrat Engel

Geheimer Hofrat Hermes

niedrig den rechten Ton zu treffen und sich dadurch das Vertrauen von jedermann zu gewinnen. So einfach und patriarchalisch sein Familienleben war, wußte er auch dem Leben der Röbeler Bürger dasselbe aufzudrücken. Den alten, herkömmlichen Gebräuchen und Festen begegnete er mit Achtung, und wie er beim Schützenfest den Landesherrn mit Würde vertrat, so fehlte er auch nie am Pfingstmontag in aller Frühe bei dem Speckreiten der Ackerbürger. Das größte Fest ward für die Röbeler daneben das Kinderfest, welches er in seiner Gestaltung ins Leben rief und bei dem er sich selbst an die Spitze des Festzuges durch die Stadt stellte und an dem frohen Treiben im Glienholz bis in sein höchstes Alter teilnahm. Es lag ihm überhaupt das Gedeihen der Schule und der Röbeler Kinder am Herzen: als Vorsitzender des Schulvorstandes nahm er stets an den öffentlichen Prüfungen in allen Klassen teil und folgte denselben mit großem Interesse. Die Bürger fanden in ihm stets einen Vorkämpfer und hülfsbereiten Verteidiger ihrer Rechte. Er vertrat mit Erfolg in einem langjährigen Prozeß die Angel-Gerechtsame der Bürgerschaft gegen die Großherzogliche Kammer und die Stadt Waren. Ebenso trugen ihm seine humanen Anschauungen und die tolerante Behandlung in Fällen von Selbstmörder-Bestattungen eine Anklage zu, die er in einem damals Aufsehen erregenden und durch alle Instanzen geführten Prozeß mit Erfolg von sich abzuwehren verstand.

Durch seine rege Beteiligung an den Verhandlungen des Landtages zu Malchin und Sternberg und durch sonstige ständische Geschäfte war der Bürgermeister Hermes weit über die Grenzen seiner Stadt hinaus im ganzen Heimatlande eine bekannte und geachtete Persönlichkeit.

Er war von mittelgroßer, voller Statur und durch seinen martialischen Schnurrbart weit und breit bekannt. Seine feste Gesundheit, mit der er allen Unbilden der Witterung trotzte, bewahrte er bis in sein hohes Alter, wo ihn seine Schwäche in den Füßen mehr und mehr am Gehen behinderte, so daß er in den letzten Lebensjahren weitere Gänge nur mit Unterstützung und schließlich unter Zuhülfenahme eines Rollstuhles ausführen konnte.

Der Bürgermeister Hermes war vom Großherzog gleichzeitig als Stadtrichter bestellt und besorgte auch die damalige Patrimonial-Gerichtsbarkeit der umliegenden Begüterungen. Obgleich er ein tüchtiger Jurist war und für Rechtsfragen ein großes Interesse hatte, war ihm die Stadt Röbel doch so lieb geworden, daß er sich nicht entschließen konnte, als 1879 die neue Gerichtsbarkeit eingeführt wurde, die Verwaltung der Stadt aufzugeben und in die neugeschaffene Amtsstellung überzutreten. Er blieb vielmehr, nachdem bereits 1877 sein 25jähriges Jubiläum gefeiert war und er vom Großherzog den Titel Hofrat erhalten hatte, dem ihm liebgewordenen Röbel treu und hat die Stadt auch nach seiner Pensionierung im Jahre 1900 nicht mit einem Ruhesitz in einer größeren Stadt vertauscht, sondern lebte

Bürgermeister Warncke

bis zu seinem im November 1901 erfolgten Tode inmitten seiner früheren Bürgerschaft.

Während seiner Amtsführung suchte Hermes durch sparsame Wirtschaft das Vermögen der Stadt zu schonen und durch geeignete Anlagen zu vermehren. Seine Vorliebe für die Natur und den Wald bestimmte ihn, sich mit besonderem Eifer der Sorge um die städtischen Forsten zu widmen. In der Erkenntnis, daß bei der Einrichtung und Durchführung eines Forstwirtschaftsplanes ein Fachmann mitwirken müsse, berief er zu geeigneter Zeit den gelernten Forstkandidaten Hofft als Senator nach Röbel und sorgte für die Aufsicht im Walde durch Erbauung der Holzwärterei bei der Kroneiche, wo der „grimme Hagen" den Wald betreute. In den 60er und 70er Jahren sind erhebliche Flächen neu aufgeforstet sowohl älteren Besitzes der Stadt, als auch auf neu für Röbel erworbenen Gebieten. Dahin gehört der von Kelle erworbene Hof Winkelhof und das 1876 von der altstädter Kirche angekaufte Kirchenfeld.

Der Neigung des Bürgermeisters Hermes für forstliche und gärtnerische Anlagen verdankt Röbel auch den reichen Schmuck der schönen Alleen und Promenaden, mit denen die Stadt von allen Seiten umgeben ist, auch die Erweiterung des Stadtgartens, früher Engelscher Garten genannt, ist sein Werk. Hier und an andern Stellen waren, leider vielfach unbeachtet, die verschiedensten und auch manche selteneren Gehölze und Stauden angepflanzt. Durch die Verschönerung der Weide mit Baumgruppen hat die Stadt Fest- und Ausstellungsplätze, wie wenig andere Orte im Lande.

Durch die Erwerbung und Erweiterung der Gasanstalt sorgte der Bürgermeister die Stadt unabhängig zu machen von fremder Bewirtschaftung und eine werbende Anlage für sich zu gewinnen. Bei seinen Gängen in dieser Angelegenheit zog er sich bei Glatteis vor der Gasanstalt durch einen Sturz einen allerdings bald verheilenden Knöchelbruch zu, der ihn aber längere Zeit auf Krücken zu gehen zwang. Das Straßenpflaster war damals noch recht schlecht, und es war kein Vergnügen, den langgezogenen Ort von einem Ort bis zum andern zu durchwandern. Daher sorgte Hermes rechtzeitig für eine Verbesserung der Bürgersteige mit einem Klinker-Trottoir.

Als nach dem glücklichen Kriege von 1870/71 in den Gründerjahren von dem Eisenbahnkönig Strußberg eine große Bahn von Magdeburg nach Stralsund geplant wurde, schien der Augenblick gekommen zu sein, daß die Stadt durch die Lage an einer Hauptbahn in geschäftlicher Bedeutung einen großen Aufschwung gewönne, und der Bürgermeister suchte durch wiederholte Reisen nach Berlin und Verhandlungen mit Strußberg die Führung der Trace in einem für Röbel günstigen

Röbel Rathaus mit St. Nicolaikirche

Sinn zu beeinflussen. Auch später erstrebte er durch Anschluß an eine Hauptbahn eine möglichst direkte Verbindung der Stadt mit den Orten Rostock und Berlin, konnte sich aber nicht für eine umständliche Verbindung durch eine Nebenbahn erwärmen, weil dadurch das Zustandekommen eines vorteilhafteren Bahnanschlusses unterbunden würde.

Es wurde bereits erwähnt, daß er in seiner strengen Auffassung des rechtlichen Standpunktes rechtliche Ansprüche der Stadt nicht schmälern ließ und dieserhalb keinen Kampf scheute. So verteidigte er die Ansprüche der Stadt an der Nutzung des Klerower Moores und führte den Prozeß um die Angel-Gerechtsame bis vor das Reichsgericht: die Genugtuung auch in diesem Streit als Sieger hervorzugehen, wofür ihn die dankbare Bürgerschaft durch einen Fackelzug ehrte, erlebte er zu seiner Freude noch kurz vor seinem Tode.

Seine dereinstige Ruhestätte hatte er sich selbst gewählt und bereitet. Als er am 8. November 1901 nach einem arbeitsamen Leben die Augen schloß, wurde er dort gebettet. Hart vorüber zieht da das geschäftliche Leben, und doch ist es ein stiller, heimlicher Ort, von dem sein Geist auf das ihm so lieb gewordene Röbel hernieder schaut.

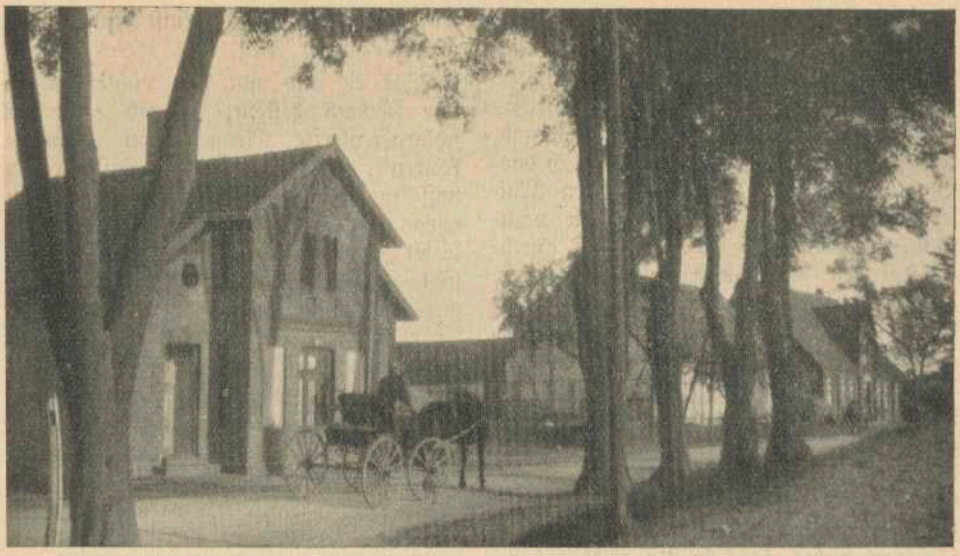
18 Röbel vor fünfzig Jahren

Es scheint mir, als ob damals ein besonders starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit die Menschen verbunden habe, was vielleicht daher kam, daß die meisten Familien seit Generationen im Ort ansässig und untereinander verschwägert waren. Die alten Kirchenbücher nennen immer wieder dieselben Namen. Eine Gemeindeschwester gab es natürlich nicht, aber jeder Krankheitsfall war sofort zumindest in der ganzen Straße bekannt, hilfreiche Nachbarinnen kamen, betreuten den Patienten und brachten Suppe — oft in Strömen. Völlig ausgeschlossen war, daß von einem Kindtaufs-, Hochzeits- oder Leichenschmaus die Nachbarn nicht ihr Teil erhalten hätten. Noch sehe ich die Überbringerinnen der guten Gaben, die große weiße Schürze umgetan, mit Küchenkorb und mächtiger Kaffeekanne ihres Weges ziehen. Übrigens revanchierten die Nachbarn sich bei Hochzeiten, indem sie am Polterabend möglichst viele glückbedeutende Scherben vor das Haus der Braut warfen. Sie entledigten sich damit auf bequeme Weise des eigenen Scherbenhaufens und sicherten zugleich das Wohlergehen des jungen Paares. Wenn — was auch gelegentlich vorkam — frühere Freundinnen zu Feindinnen wurden, so bekundeten sie ihre Gefühle, indem sie „ok nich einen ollen Pott" darbrachten.

Sehr selten nur trat eine Braut in Weiß vor den Altar, meistens gab es ein schwarzwollenes, oder in besonders hoffärtigen Fällen ein schwarzseidenes Kleid, das dann der Besitzerin lebenslänglich als Festgewand diente. Moden verirrten sich nicht oft nach Röbel; kam dennoch einmal eine, so ließ sie sich allda häuslich nieder und ging nicht so bald. Ich erinnere mich noch an ungeheure wattierte Kragenmäntel, die sicher schon die Großmutter der damaligen Generation in der kalten Kirche gewärmt hatten. Die zahlreichen Ackerbürger, die besonders der Altstadt ihr Gepräge gaben, trieben alle ein wenig Schafzucht, und ihre Frauen und Töchter trugen am Werktag fast ausschließlich das selbstbereitete Gespinst. So ein richtiges „eigengemakt Kleed" mit handbreiten schwarzen Sammetstreifen am Rock war beinahe unverwüstlich und kleidete die schmucken hübschgewachsenen Mädchen oft sehr gut.

Zur Konfirmation erhielt jede ein braun oder grau kariertes „Umschlagetuch" zum schwarzen Kleid. Ehrbar, mit gesenkter Stirn schritten die Mädelchen einher in diesen großmütterlichen Hüllen, deren Zipfel bei den Kleineren fast den Boden berührten. Ein solches Tuch bedeutete für die Ärmeren eine erhebliche Ausgabe, dafür hielt es dann aber auch lebenslänglich aus. Einen Putzladen gab es, soweit ich mich erinnere, dazumal nicht. Im Winter trug man wattierte „Nebelkappen". Einen „Helgoländer" für Feld- und Gartenarbeit kaufte man beim Krämer! Für sonstigen Bedarf an Strohhüten sorgte ein Hausierer, der nebenher mit Strumpfwolle handelte. Hausiert wurde viel. Es kamen „Graupenmänner" aus Westfalen, „Spitzenmänner" aus Böhmen, Woll- und Leinenfrauen aus Hannover und Schlesien. Es waren immer dieselben, und man begrüßte sie erfreut wie alte Bekannte. Übrigens wurde in den Häusern noch sehr viel gesponnen und gewebt, und zwei große Bleichen waren im Sommer mit Leinen dicht belegt. Am Mönchteich zogen sich die langen Streifen bis zur Stadtmauer hinauf.

Unglaublich niedrig waren die Löhne. Ein Mädchen erhielt jährlich zehn bis dreißig Taler. Später gab es zwei oder drei Häuser, in denen man sich zur schwindelhaften Höhe von vierzig erhob. Überhaupt herrschte in allen Dingen spartanische Einfachheit, besonders in Altröbel. — Die Zeit war noch gar nicht fern, da verputzte Zimmerdecken dort Luxus und Seltenheit bedeuteten. Der mächtige „Kuffert" war noch häufig ein Bestandteil der Zimmereinrichtung. Man saß auf Brettstühlen um den großen groben Tisch und bestreute die Dielen mit Sand. Als in der Neustadt ein wenig Sinn für Behagen und Schmuck des Lebens erwachte, betrachtete man dies mit Mißtrauen. Es hieß, früher habe man Federn im Bett und Stroh auf dem Hut gehabt, — jetzt gehe es umgekehrt, aber „Ollstädter Lüd'" wären für solche Leichtsinnigkeiten nicht zu haben. Dagegen



Alt-Röbel

An der Warener Kunststraße

sprachen die Neustädter Bürger geringschätzig von den „Ollstädter Buern", die den ganzen Tag in Holzpantoffeln einherklapperten. Wollte man eine große Entfernung angeben, oder vielleicht auch sich absichtlich über den Verbleib einer Sache ungenau ausdrücken, so sagte man, sie sei „bi 'n ollstädter Preister"!

Postkutschenromantik stand in voller Blüte, und meine Kindheit war durchweht von Posthorntönen, die an stillen Sommerabenden klar und friedlich von weither durch Felder und Gärten daherzogen.

„Ach du mein lieber Gott,
Muß ich schon wieder fort
Auf die Chaussee — auf die Chaussee."

Das Postamt befand sich damals in dem hochtreppigen Hause zwischen der Hohen- und der Heiligengeiststraße, und wenn die schwerfälligen Kutschen heranrumpelten, womöglich vom Beiwagen begleitet, so hatten die Nachbarn und die Vorübergehenden viel damit zu tun, die Aussteigenden und Abreisenden zu zählen und sich zu wundern, woher sie wohl kämen und wohin sie wollten. Viele brachte die Post nicht mit, denn es gab noch eine ganze Menge Menschen, die sich auf „schräben Schrift" nicht gut verstanden. Ward für diese dennoch mal ein Brief notwendig, so war Jud' Moses, oder wie er sonst hieß, für einen „Pappahn" — 25 Pfg. — mit Freuden zur Hilfe erbötig.

„Drei Würd' brukt'n em blot to seggen, un dorvon makt he so'n schönen Breif t'recht."

Ich habe es noch heute nicht verschmerzt, daß mir nie einer von Jud' Moses Liebesbriefen zu Gesicht gekommen ist.

Unter diesen Verhältnissen ist's begreiflich, daß ein einziger Briefträger genügte, und daß dieser so ziemlich mit der ganzen Korrespondenz des ganzen Städtchens Bescheid wußte. Noch sehe ich ihn würdig und gelassen, eine Adresse oder später eine Postkarte studierend, die niemand ihm mißgönnte, über das holperige Pflaster wandeln. Ja, dies Pflaster wäre eigentlich ein Kapitel für sich, aber das ist es vielleicht heute noch.

Gereist wurde damals eigentlich nur aus Geschäfts- oder Familienrücksichten. Wozu sich ins Ungewisse und Unbequeme begeben, wenn es daheim an der Müritz so wunderschön war? Ich erinnere mich einer sehr alten Dame, von der es hieß, sie habe sich einst aus purem Mutwillen zu einer Reise in die Sächsische Schweiz verleiten lassen. Als aber der Wagen mit ihr aus dem Tor ratterte, überwältigte das Wagnis sie dermaßen, daß sie schluchzend und händeringend rief: Lat mi rut, lat mi rut; ick will hier starwen."

Uralter Aberglaube bedeutete noch eine große Macht im Leben der Leute. Den höchsten Apfel am Baum, der einst für Wodan übrig gelassen wurde, ließ man auch jetzt noch daran. Stangenbohnen

mußten während des Läutens der Himmelfahrtsglocken gelegt werden, dann „wuchsen sie bis in den Himmel". Wenn der Maulwurf unter einem Hause aufstieß, so bedeutete das eine Leiche. Es gab Frauen, deren „böser Blick" angeblich das Vieh krank machte, und am ersten Mai schützte man seine Tür vor den vom Blocksberg heimkehrenden Hexen durch Kreidekreuze. Man bestürmte den Küster um das abgetropfte Wachs der Altarlichter und um Kirchenfensterglas, und ein Mann brachte einmal gar meinem Vater ein weißes Blatt Papier mit der Bitte, es mit auf die Kanzel zu nehmen und während des Vaterunsers die Hand darauf zu halten. Was für Wirkungen man sich von all diesen Dingen versprach, habe ich nie erfahren. Gespenster galten für gar nichts so sehr Ungewöhnliches. In der Altstädter Kirche sang um die Geisterstunde ein verstorbener Pastor dreistimmig, auch spukte er, wie man sich erzählte, in der Pfarre. Angebliche Bemühungen meines Vaters, den Geist zu beschwören, fruchteten nichts, dies gelang erst nach Hinzuziehung des Malchiner Superintendenten, der wohl vermöge seiner höheren Würde über einen kräftigeren Zauber verfügte.

Besaß eine Frau nach Ansicht der Nachbarinnen zuviel Leinenzeug und Kleidungsstücke, so konnte sie leicht in den Verdacht kommen, einen „lütten Düwel" im Solde zu haben, der ihr bei Nacht und Nebel all diese Herrlichkeiten heranschleppte.

„Wihnachten un Königschuß sünd de beiden gröttsten Feste" hieß es, aber Weihnachten hatte doch den Vortritt. Ein Tannenbaum war förmlich ein Luxus, den sich nicht viele gestatteten, auch wenn sie die Mittel dazu hatten, denn die Bäume waren auf gesetzmäßigem Wege schwer zu erlangen; man mußte sich schon an einen benachbarten Förster wenden, was mit Umständen verknüpft war. Schwunghafter „Holzeinkauf" wurde indessen in hellen Mondnächten zu allen Jahreszeiten betrieben, und so sorgten schattenhafte Ehrenmänner für den Bedarf an Christbäumen. Wer nicht zum unfreiwilligen Hehler werden wollte, tat gut, sich vorsichig zu erkundigen:

„Woher der Fahrt?
Wie Nam' und Art?"

„Se känen den Boom driest nähmen, Fru Pasturin," versicherte einst ein solcher Biederer meiner Mutter, „dei is von wiet her!"

War es also mit den Lichterbäumen nur schwach bestellt, so gab es dafür schlaraffenhafte Mengen von „Platenkauken", und während der Festtage genoß man in manchen Häusern kaum etwas anderes. Die Bäcker hatten in dieser Zeit Ferien und backten nur einmal — zu Sylvester — Brot. Am Morgen des Vierundzwanzigsten sangen die Chorknaben in den Häusern Weihnachtslieder, wobei sie sich zur Erhöhung der Einnahme in drei „Parten" teilten. Zuweilen versuchten sie ihr Heil auch zwei- oder dreistimmig, was meistens einen herzzerreißenden Genuß ergab.

Sobald es dunkelte, zogen die Hirten durch die Stadt mit ihren Tuthörnern und einer brennenden Laterne, auf der der Engel Gabriel dargestellt war. Bei den Pfarrhäusern machten sie zuerst Halt und einer von ihnen trat vor und sprach feierlich: „Die Hirten des Feldes verkündigen die Geburt des Herrn."

Ach, war das schön! Kein Oratorium hat mich in späteren Jahren so ergriffen, als wie dies „Tuten" der Hirten, wenn es im Dunklen geheimnisvoll durch die von Weihnachtsstimmung erfüllten Straßen klang.

Waren die Hirten ihres Weges gezogen, so kamen Kinder die „Fröhlich Weihnachten" wünschten, und ein paar Stunden lang stand unsere Hausklingel nicht still.

Am Sylvesterabend zog der Trommler der Schützenzunft mit einem großen Gefolge von Jungen durch die Stadt, um das alte Jahr „auszutrommeln," während der „Scheibenkucker" erschien, um Glück zum neuen zu wünschen.

Eindrucksvoll war der Karfreitag, und jedermann empfand, daß es um ihn etwas unsagbar Heiliges sei. Als unerhört galt es, an diesem Tage eine Draußenarbeit vorzunehmen oder ein farbiges Kleid zu tragen. Auch wurde in vielen Häusern kein Fleisch genossen. Noch sehe ich die ernsten Gesichter, mit denen besonders nach dem Nachmittagsgottesdienst die Leute schweigend die dichtgefüllte Kirche verließen, während sämtliche Glocken zum Gedächtnis des Todes Christi läuteten.

Von Begräbnissitten aus jener Zeit erinnere ich nur, daß zuweilen, wenn

Alt-Röbel — Eingang zur Sakristei von St. Marien

der Leichenzug das Haus verlassen hatte, ein Eimer Wasser über die Schwelle gegossen wurde. Auch achtete man sorgsam darauf, daß aus der Wäsche und dem Laken des Toten alle Namen herausgeschnitten wurden und daß die Kerzen, die am Sarge gebrannt hatten, von selbst erloschen, sonst gab es vor Ablauf des Jahres eine zweite Leiche im Hause. Sollte ein Begräbnis besonders feierlich gestaltet werden, so ließ man auf dem Wege zum Kirchhof die Chorknaben singend dem Sarge vorangehen, doch kam die hübsche Sitte der „Beerdigung mit Schul' und Glocken" mehr und mehr in Abnahme und erlosch endlich ganz.

Nach dieser Abschweifung zum Ende aller irdischen Dinge muß ich nochmals zu den Sitten der Lebenden zurückkehren. In der Zeit, von der ich spreche, herrschten in mancher Hinsicht noch ganz ländliche Verhältnisse. Fast jeder, der es irgend konnte, hielt sich eine Kuh, und drei stattliche Herden zogen an jedem Tag auf die Weide. Auch war es unumgänglich notwendig, mindestens ein halbes Dutzend Gänse und ein fettes Schwein zu schlachten, denn es gab weder Wurst noch Schinken zu kaufen. Ich möchte nicht übertreiben, es ist mir aber, als wären damals etwa 14 Schlachter in der Stadt gewesen. Trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, gab es im Sommer oft weder für Geld noch gute Worte ein einziges Stück Fleisch. In ein Rind teilten sich immer mehrere Metzger, und jeder suchte vor dem Schlachten die nötigen Subskribenten für seinen Anteil zusammen.

Mit Fischen waren wir um so reicher gesegnet; es gab Hechte von krokodilmäßiger Größe und Barsche in unglaublicher Menge. Sie wurden „gerichtweise" — also nach Gutdünken verkauft und dann gab es noch eine Handvoll kleiner dazu — „für die Katz". Als man eines Tages dazu überging, sie nach Gewicht zu verkaufen — 30 Pfg. für's Pfund — so galt das als der Beginn allgemeinen Bankerotts.

Die Hausfrauen waren damals ganz ungemein fleißig, womit ich beileibe nicht sagen möchte, daß sie es jetzt nicht mehr wären. Man wachte in dem Stück ein bißchen über einander. Schon am Vormittag mit einer Näherei am Fensterplatz zu sitzen, machte keinen guten, mit einem Buch gesehen zu werden, geradezu einen schlechten Eindruck, denn dann führte ganz sicher der Staub in den Ecken ein geruhsames Dasein.

Legten wir uns nach wohlgetanem Tagewerk zeitig zur Ruhe, so behüteten zwei — oder waren es drei? — Nachtwächter unsern Schlaf. In großem Mantel, mit Horn und Laterne stapften sie durch die stillen Gassen und stießen bei jedem Schritt geräuschvoll mit dem eisenbeschlagenen Stock auf das Pflaster. „Klock is twei. Twei's Klock. Tuut — tuut"

Die Pausen zwischen ihren Runden verbrachten die Männer in einem Zimmer des Rathauses. Einmal blieb einer von ihnen lange aus, und die besorgten Kollegen gingen nach ihm auf die Suche. In der Hirtenstraße fanden sie ihn endlich, oben auf einem Frachtwagen hockend, ängstlich rufend, man möge sich um Gotteswillen vorsehen, ganz in der Nähe sei ein Spuck, der grausige Töne ausstoße. Die Kollegen rafften all ihren Mut zusammen und wagten sich heran. Da fanden sie ein grunzendes Schwein, das aus einem benachbarten Stall ausgebrochen war und sein Quartier gerade unter dem Zufluchtsort des mutigen Wächters aufgeschlagen hatte.

Die erwähnten Frachtwagen, vollbeladen und mit großem Plane bedeckt, den kläffenden Spitz vorne in der „Kelle", vermittelten damals, was man heute den „Güterverkehr" nennt, soweit dieser nicht auf Prähmen über die Müritz ging, und sie waren das denkbar Wichtigste für die ganze Bevölkerung.

O, Fuhrmann Ebel, Fuhrmann Mahnke, was hätten wir ohne Euch wohl anfangen sollen? Nicht ein Pfund Zucker, nicht ein einziges Lot Kaffee, nicht einen Kleiderstoff hätten wir gehabt ohne Euch.

Jetzt ist das alles dahin; die Postkutsche wie die Frachtwagen, die alten Gebräuche wie die alten Frauen mit ihren Spinnrädern und wie die alten Männer, die abends an den quergeteilten Türen der kleinen Häuser so behaglich ihre Pfeifchen schmauchten. Sie sind hinausgewandert auf den Kirchhof, der damals „der neue" war und jetzt „der alte" heißt und abgeschlossen ist.

Und ihre Kinder sind „in die Jahre" gekommen und teilen die Eigenschaft aller alternden Leute, daß sie gerne mal von ihrer Jugend sprechen.

Nätebow — Der Schnitzaltar

Aus Nätebows alten Tagen 19

Statt Nätebow liest man in den älteren Schriftstücken Nedebuh oder Nedebow. Kühnel (M. Jahrb. 46, S. 98) bringt diesen Namen in Verbindung mit der altslavischen Verneinung ne und dem Worte dybati = schleichen. „Nicht schleichen", das ist soviel wie laufen, rennen. Es gibt ja auch sonst einen Ort Laufen. Oder aber der Gründer und erste Besitzer mag als „firer Kerl" bekannt gewesen sein, und danach ist sein Besitz als „Ort des Nedyba" genannt worden. Zuerst liest man den Namen in der Urkunde vom 21. Januar 1261, in welcher die Feldmark der Stadt Neu-Röbel festgesetzt wird (MUB 911). Damals muß dort also schon eine Ansiedelung bestanden haben. Und ihren kirchlichen Anschluß hat diese Ansiedelung zunächst offenbar bei St. Nikolai in Neu-Röbel gefunden; denn es werden u. a. auch Einkünfte aus Nätebow erwähnt, als der Röbelsche Bürger Berthold von Zernow 1305 eine Vikarei in St. Nikolai stiftet (MUB 2997). Aber schon 26 Jahre später (1331) hat Nätebow seine eigene Kirche, und zwar eine „Ecclesia beate Marie virginis — eine Marienkirche" mit drei Altären, welche sämtlich von dem Ritter Konrad Büne mit Einkünften aus den Dörfern Nätebow, Bollewick und Fincken bewidmet werden (MUB 5218, 7072). Die Altäre sind der heiligen Jungfrau Maria, der heiligen Katharina und den beiden Aposteln Matthäus und Andreas geweiht. Konrad von Büne, in dem wir wohl den Gründer und Erbauer der Kirche zu sehen haben, muß kurze Zeit darauf gestorben sein; jedenfalls ist er nicht mehr am Leben, als 19 Jahre später Bischof Dietrich von Havelberg seine Stiftungen bestätigt. Wir lernen aus alten Urkunden auch drei Vikare kennen, welche sich der genannten Einkünfte zu erfreuen hatten. Es sind Johann von Cessin, Johann Rodepape und Arnold Ferber.

Außer denen von Büne finden wir am Ende des 14. Jahrhunderts noch die von Rostke und Freiberg mit Besitz und Rechten in Nätebow, im 15. und 16. auch die von Wardenberg, Grambow und Priegnitz, und im 17. Jahrhundert die von Ahrenstorff, Pauli und Schmiede. Die für die kirchlichen Belange wichtigste Familie war die in der Umgebung von Röbel (Wildkuhl, Below u. a.) reich begüterte Familie Grambow mit ihrer Nebenlinie Priegnitz. Schon in einer Urkunde vom 1. März 1399 heißt es: „Jk olde Philyps Grambowe unde ik olde Hans Grambowe, Danneles zone, anders ghenomet de Pryggenytzen, wonaftych to den Vynken, bekennen unde bethugen —." Also dieser Zweig der

Grambows, der ursprünglich in Fincken gewohnt hatte, nannte sich zur Unterscheidung Priegnitz. Denselben Vornamen wie auch dasselbe Wappen führt ein Nachkomme des eben genannten Stammvaters, der den prachtvollen geschnitzten Flügelaltar, dieses Kleinod der Nätebower Kirche, geschenkt hat. Denn auf der Rückseite desselben findet sich neben dem gekrönten Eberkopf mit blutigem Halse die Inschrift: „Daniel 1522 Prichnis". Wieder ein Priegnitz, vielleicht sein Sohn, wird in dem Visitationsprotokoll von 1534 genannt. Da heißt es von Redebouw: „De Kercklehn mit dem Dorpe hat Philippus Prignitz im besitte und is in vortidenn gefallenn an de forstenn durch afgang Conradi Buhnen Ritter gewemt, de dar inn fundirt hefft 3 geistliche Lehne, und me findt nich, wo Philippus Prignitz bi dit Dorp gekamen is, so dat rucht is (wie das Gerücht ist), me findt ock woll wider underricht (Gegenbericht) uth etlickenn Copien hierbei liggende welcker houvtbrieff gedachte Philippus Prignitz Her Jochim Jaster tho Robell prester affgedrungen hefft, so wi dersuuest berichtet sein, schall sick de sulweste Prignitz beromen, dat he nich weth, wo mit he dat Dorp beschermen mach, so he darumme angesprockenn wurde."

Bei der ersten evangelischen Visitation 1541 wird der letzte Röbeler Dominikaner-Prior Thomas Lamberti als Pfründeninhaber von Nätebow und Leizen erwähnt. Genauer wird uns der Zustand geschildert, in welchem Nätebow sich am Ende des 30jährigen Krieges befand. 1649 heißt es: „Jus patronatus (Das Patronatsrecht) dieser Filial Kirche gehört H. Otto Prignitzen Erben. Eingepfarrtes Dorf Nedebow ist ganz abgebrannt und wohnet kein Mensch darin. Allda haben vor diesem 11 Bauerleute und 2 Kossaten gewohnet. Der Hof Bollewke ist auch allhier eingepfarrt. — Ein Stück Kirchenacker von 3 Scheffel Saat nächst dem Dorf belegen, so vom pastore ist gebraucht. Item eine kleine Wische. Jeder Baumann in diesem Dorf hat dem pastori 1½ Schffl. Mißkorn und 12 Eier, der Behlowschen 3 Bauern aber jeder 2 Schffl., die Kossaten aber jeder einen halben Scheffel Roggen und 6 Eier gegeben. Register und Kirchenornat ist weg. Kapitalgeld 100 G. und von ao. 1637 Zinsen, so H. Otto Prignitz dieser Kirchen schuldig, inmaßen solches Philipp und Johann Carstens von Nedebow, jetzo in Räbel wohnhaft, bezeugen. Die Kirche ist ein mittelmäßiges wohlgebautes Gebäude, ganz gewölbet, ist oben am Dache und sonderlich nächst dem Turm etwas dachlos, die Sparren vom Leichenhause sind eingefallen. Im Giebel nach dem Osten eine kleine Klingglocke, inwendig nichts denn der Altar und ein alt Predigtstuell (Kanzel). Der thurmb (Turm) ist abgebrannt, und stehet nichts davon, als das unterste Mauerwerk. Die Glocken sind daraus weg." — Von der Hand des Pastors Moltmann, der ja von 1667—1675 Pastor von Ludorf und Nätebow war, findet sich ein Verzeichnis über seine Einkünfte. Darin heißt es: „Aus Nedebow 26 Scheffel Roggen; einen Heubringk von 3 Fuder; an Gelde und an Acker nichts."

Ein entscheidender Wendepunkt in der Geschichte von Nätebow ist das Jahr 1682. Denn damals kam der Rittmeister Kaspar Christoph von Langermann dorthin. Durch Heirat gelangte er in den Grundbesitz der Familie Priegnitz-Schmiede (oder Schmidt), es gelang ihm aber auch nach wenigen Jahren (1702), die Grambow-Powisch'schen und Freibergschen Anteile mit diesem Besitz zu vereinigen. Und noch heute sind seine Nachkommen im Besitz einer ansehnlichen Begüterung, welcher außer Nätebow die benachbarten Dörfer und Höfe Carlshof, Dambeck, Karchow, Erlencamp, Wackstow, Bollewick und Spitzkuhn umfaßt.

Der neue Besitzer ließ es sich angelegen sein, nach den Stürmen des großen Krieges in erster Linie die Kirche wiederherzustellen, ihr Inventar zu ergänzen und ihre Umgebung würdig herzurichten. Eine Tafel in der Kirche hält die Erinnerung daran fest durch die Inschrift: „Anno 1682 hat Herr Leuttenand Bernhardt Christian Schmidt und Herr Rittmeister Caspar Christoph Langermann diese baufellige Nähtboer Kirche angefangen zu repariren." Der Pastor von Ludorf und Nätebow wird zu dem Erneuerungswerk viel beigetragen haben. Denn an der allerdings sehr geschmacklosen Umrahmung, die damals der alte schöne Flügelaltar erhielt, steht an der Seite verzeichnet: „Andreas Wille-

Nätebow

Taufengel

brandt p t (= derzeitiger) Pastor. 1687", während die Vorderseite der Predella wieder Namen und Wappen des „Caspar Christoph Langermann, Churfürstl. Brandenb. Rittmeisters und der Eleonore Margarethe Langermann, geb. Schmiden" trägt. Dasselbe Wappen trägt der Deckel einer länglichrunden silbernen Oblatenschachtel und führt dort die Umschrift: „Caspar Christof Langerman Ritmeister schenket dises als Patronus der Nachtboer Kirchen zur Ehre Gottes Anno 1687."

Auch andere Gemeindeglieder haben sich damals mit kleineren Stiftungen beteiligt. Ein kleiner Messing-Kronleuchter führt die Inschrift: „Berent Folrat Teller 1682." Ein silbervergoldeter Teller für das Abendmahlsbrot ist bezeichnet mit „Anna Margaretha Paulin geborne Schutzenreichinn"; eine Jahreszahl steht nicht darauf, aber auch dieses Stück wird aus der gleichen Zeit stammen. Etwas später — 1729 — schenkte „Ilsebe Berken" das kleine Altarpult. Aus diesem schönen Zusammenwirken aller Beteiligten mag man eine erfreuliche kirchliche Regsamkeit der kleinen Gemeinde und die bis heute stets bewiesene Förderung aller kirchlichen Belange durch die Patronatsfamilie erkennen.

Leider wurde um 1790 der Turm der Kirche ein Raub der Flammen. Das Untergeschoß blieb über ein Jahrhundert als Ruine liegen. Auch die Kirchenglocke ging dabei zugrunde. Auf dem die Kirche umgebenden Friedhof wurde ein hölzerner Glockenstuhl aufgestellt und in demselben eine kleine Klingelglocke aufgehängt, welche nach 1811 aus Kritzkow erworben wurde. Diese Glocke trägt die Inschrift: „Claus Hinrich Viereck Margaretha Lucia Brocktorff Anno 1699 M S B R". Das hier genannte Ehepaar hatte die Güter

Nätebow Kirchgemeinderat

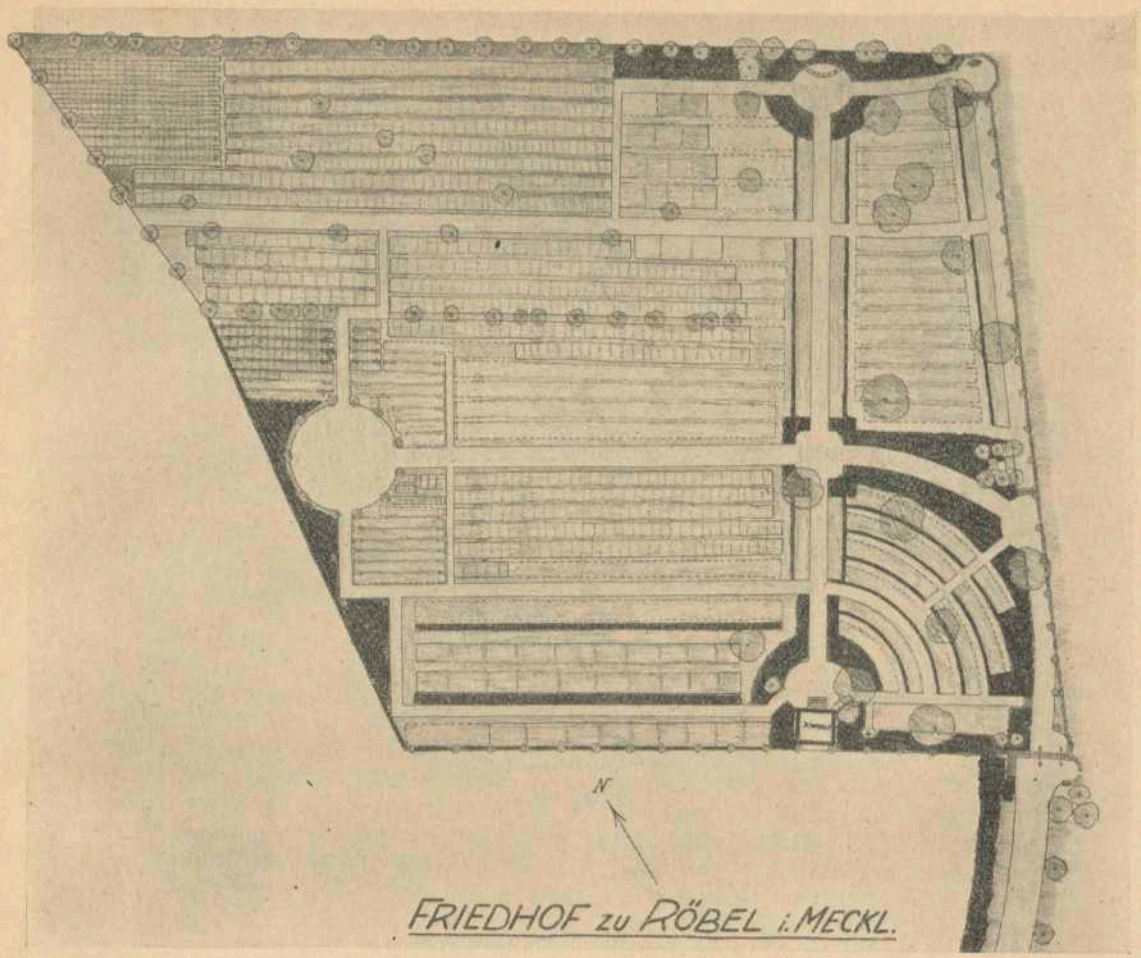
Vordere Reihe: Tagelöhner Ferdinand Klähn-Bollewick (Kirchenjurat); Frau Elsa Drews, geb. Hecht; Pastor Walther Zierke; Landrat Friedrich Freiherr von Langermann-Erlencamp auf Dambeck; Inspektor Walther Start-Bollewick; Frau Elisabeth Starck, geb. Wiedow; Tagelöhnerwitwe Wilhelmine Hautow-Spitzkuhn.
Hintere Reihe: Tagelöhner Bernhard Krogmann-Spitzkuhn; Tagelöhner Ernst Warncke-Spitzkuhn (Kirchenjurat); Lehrer Otto Drews-Nätebow (Küster); Schmiedemeister Louis Köster-Bollewick (stellvertretender Vorsitzender des Kirchgemeinderates); Tagelöhner August Suftorff-Bollewick.

Subsin und Lantow bei Laage. Diese Glocke hat der Kirche Nätebow fast ein Jahrhundert gedient. Erst als der jetzige Patron im Jahre 1903 den neuen schönen Turm erbauen ließ und zwei klangvolle Glocken schenkte, wurde diese kleine Glocke entweiht. Das heißt: von dieser Zeit an dient sie nicht mehr der Kirche, sondern weltlichen Zwecken; es wird damit das Zeichen zum Anfang und Schluß der Arbeit auf dem Hofe Bollewick gegeben.

Die neuen Kirchenglocken, von denen eine dem Vaterland im Weltkriege geopfert werden mußte, trugen die Inschrift: „Zu Gottes Ehren ließen Landrat Freiherr von Langermann und Erlencamp und Frau, geb. von Fabrice, diese Glocke 1907 von M. O. Ohlsen in Lübeck gießen" und wurden am Palmsonntag, den 24. März 1907, durch Pastor Achilles auf Grund von Psalm 150 geweiht.

Nachdem schon einmal im Jahre 1918 in das Gotteshaus eingebrochen war, wurden in der Nacht vom 20. zum 21. Oktober 1922 die beiden Messingleuchter, das Taufbecken und vor allem auch die in einer Nische verwahrten alten Urkunden aus der Kirche freventlich gestohlen.

Kirche und Schule liegen jetzt eng beieinander, aber einsam auf weiter Flur. Möge die Gemeinde sich treu zu diesen beiden tragenden Mächten unseres Volkslebens halten!

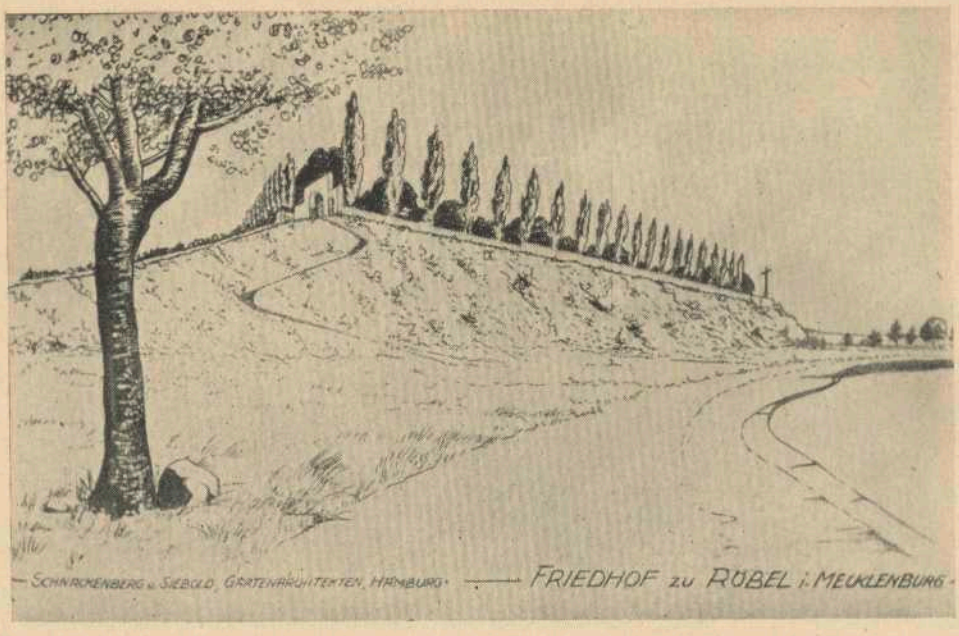


FRIEDHOF zu RÖBEL i. MECKL.

Der Friedhof von Alt-Röbel

Jedem denkenden Menschen sollte die große äußere und innere Bedeutung, die dem Begräbnisplatz im Leben und im Bilde der menschlichen Siedlung zukommt, wohl bewußt sein, und es sollte eigentlich nicht nötig sein, immer wieder darauf hinzuweisen. „Und doch ist es leider so bitter nötig", so beginnt eine Flugschrift des Westfälischen Heimatbundes über Friedhöfe. Man kann noch einen Schritt weiter gehen und den Grundsatz aufstellen: Ein Friedhof wird stets nicht nur das geistige Niveau, sondern vor allen Dingen den ethischen Wert einer Gemeinde zum Ausdruck bringen. Ein Friedhof soll eine Kulturstätte sein und den höchsten Anforderungen in ästhetischer und künstlerischer Beziehung genügen, gilt es doch, die Plätze zu schmücken, die unsere Liebsten im Erdenkleide aufgenommen haben und auch der Nachwelt vor Augen zu führen, daß Dankbarkeit ein großes Gut ist.

Es war daher ein ungemein glücklicher Gedanke und Beschluß des Gemeindekirchenrates von Röbel, zum Andenken an die 700-Jahr-Feier der Röbeler Kirche dem Friedhof ein würdiges Kleid zu geben, und in der Tat, dieser Friedhof ist es wert, daß man ihn schmückt und ihm eine vorbildliche Form gibt. Hoch oben über Stadt und See, gleichsam als wolle man dadurch zum Ausdruck bringen, daß alles Vergängliche unten bleibt, hat man einst den Friedhof errichtet, und die vielen alten Grabsteine und Kreuze zeugen von vielen Geschlechtern, die dort ihre Ruhestätte gefunden haben.



Der Fremde, der zum erstenmal die Stadt Röbel besucht hat, wird freudig überrascht sein von der wundervollen Lage des Friedhofes. Weit über Stadt, See und Land schweift der Blick von der höchsten Höhe des Friedhofes, und weithin wird das Kreuz leuchten, das seinen Stand an der Ostecke des Friedhofes auf einer Bastion erhalten soll. Nicht, wie der Friedhof augenblicklich aussieht, sondern wie er werden soll, zeigen die beifolgenden Skizzen. Von der Stadt kommend, von der Chaussee nach Waren abzweigend, führt ein steiler Weg hügelan, die linke steile Böschung, mit Wild- und Schlingrosen stark besetzt, verwehrt dem scharfen Nordwind, zerzausend zu wirken. Ein bereits neu errichtetes Eingangstor, schlicht und recht, werkgerecht aus Findlingssteinen hergestellt, läßt nur ahnen, was den Besucher erwartet. Der Entwurf des neuen wuchtigen Felsentores stammt vom Bauassessor Hans Mester-Ludwigslust, dessen Vater Rektor der Röbeler Stadtschule und Kirchenältester von St. Marien war. Der Bau wurde ausgeführt von dem Baugeschäft Gebrüder Ahrens, dessen Inhaber in Alt-Röbel gebürtig sind. Die Felsen stellten Landrat Freiherr von Langermann-Dambeck aus der Spitzkuhner Feldmark und Rittergutsbesitzer Glantz-Groß-Kelle aus dem Schamper Schlag zur Verfügung; die Anfuhr in 90 Fudern besorgten außer den Groß-Kellern und Gnevern Leuten vor allem die Alt-Röbeler Ackerbürger. Zwei Ackerbürger, die eifrig mitgeholfen hatten — Hermann Reincke und Bernhard Hühn — mußten bereits durch das halbfertige Tor am gleichen Tage zur letzten Ruhestätte getragen werden.

Doch bevor man das Tor erreicht, erweitert sich der Aufgangsweg zu einem ovalen Platz, wo eine Ruhebank an der Nordseite zum Sitzen einladet und dem Beschauer zum erstenmal einen Blick über die Stadt und den See gewährt. Tritt man durch das mit Jelänger-Jelieber umrankte Tor, so erblickt man am Ende des geraden Weges das Hochkreuz, auf einer Bastion stehend. Längs des Weges führt eine breite Brüstungsmauer als Schutzwand gegen den steilen Abhang. Dieser soll bepflanzt werden. An der linken Seite des Weges stehen alte, deutsche Eichen und überschatten zum Teil längst verfallene Grabstätten. Der Fahrweg biegt bald hinter dem Eingangstor nach links ab und führt zur Höhe des Friedhofes hinauf, endigend in einem Rondell als Wendeplatz. Auf dem mittleren Querweg gelangt man nach einem ovalen Platz, der von alten Bäumen beschattet, für ernste kirchliche Feierlichkeiten geeignet erscheint. Den gesamten Friedhof umgeben hohe Pyramidenpappeln, die weithin sichtbar auf die ernste Stätte hinweisen und uns ein „memento mori" zurufen.

Ein Gedenkbuch, herausgegeben in den Zeiten deutscher Erniedrigung und Not, würde unvollständig sein, wenn es nicht auch das Gedächtnis der Helden einschließen wollte, die mit dem Vorbild selbstloser Pflichterfüllung, hingebender Heimatliebe und todbewährter Treue Grundlage und Bürgschaft für jeden Wiederaufbau und Wiederaufstieg in Volk und Vaterland gaben.

Es ist so, wie Bürgermeister Hermann Warncke bei der Einweihung der in der St. Nikolaikirche mit städtischen und kirchlichen Mitteln hergerichteten Gedenkhalle sagte: „Gibt es auch keinen Dank für die, die mit heiligem Mut ihr Alles, ihr Leben, ihr Blut gaben für uns, so gibt es doch ein Gedenken, welches über Raum und Zeit, über Grab und Tod hinaus solche Taten, solche Helden, ihr Vollbringen und Vollenden lebendig erhält, sie vor dem allem Erdgeborenen anhaftenden Fluche, vergessen zu werden, schützt. Vergiß die treuen Toten nicht!"

Diese Gedenkhalle war die erste ihrer Art in Mecklenburg, als sie am 21. November 1920 durch Pastor Achilles „den Gefallenen zum Gedächtnis, den Hinterbliebenen zum Troste, der Nachwelt zur Nacheiferung" geweiht wurde. Inmitten der stimmungsvollen Halle hebt der Thorwaldsensche Christus segnend die Hände, und die Wände durchzieht ein Band mit den Namen der nicht heimgekehrten Glieder der Gemeinde. Dieselben Namen sind, vervollständigt durch ihr Erleben in Feld und Heimat, in einem dauerhaften Buche vereinigt, das ebenso wie die Halle die Inschrift trägt: „Die Stadt Röbel und die vereinigten Kirchengemeinden von St. Marien und St. Nikolai ihren im Weltkriege für das Vaterland gefallenen Helden."

Außerdem sind in jeder der drei Kirchen noch besondere Gedenktafeln angebracht. Die erste wurde in der Ludorfer Kirche enthüllt, nämlich bereits am 25. November 1919. Es ist eine schlichte Eichentafel zur Seite der Kanzel. Ihr gegenüber hängt noch eine besondere Erinnerungstafel für den Enkel der letzten Patronin Frau Beate von Bülow mit den Worten: „Ehre dem Andenken des Fähnrichs im Dragoner-Regiment 18 Hans Henning von Lücken! Geboren am 21. II. 1897 zu Schwerin i. M., war er der Sonnenschein und die Hoffnung seiner Eltern. Furchtlos und treu bis zum letzten Augenblick hat er bei Widsy in Rußland am 7. X. 1915 den Heldentod erlitten. Offbg. Joh. 2, 10. — Unvergessen sei auch der brave Grenadier Georg Brandt und sein heldenhaftes Sterben, als er dem tötlich getroffenen Fähnrich zu Hilfe eilte. Ev. Joh. 15, 13."

Für die St. Mariengemeinde war am 28. Januar 1923 der Tag gekommen, an welchem sie ihren toten Heldensöhnen in ihrer Kirche ein würdiges, künstlerisch schönes Ehrenmal weihte. Der Tag wurde eingeleitet durch den Trompetengruß vom Turm: „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod!" Der Kirche gaben Tannengrün und Efeuranken sowie reiche Ausschmückung mit schwarzem Tuch und lila Schleifen ein ernst-feierliches Gepräge. Die Kanzel trug die Decke eines Feldaltars, der Altar einen siebenarmigen Leuchter. Die Krieger- und Militärvereine aus Röbel und der weiteren Landumgegend nahmen an der Südseite Aufstellung; dort wurden zunächst die aus dem Felde glücklich Heimgekehrten vom Seitenportal der Kirche aus durch den Pastor begrüßt und von jungen Mädchen mit lila-umwundenen Sträußen geschmückt. Dann betrat man im geschlossenen Zuge die Kirche, wo Jungmannen mit lila Armbinden den Ehrendienst versahen. Eine Schar von Fahnen stellte sich um den Altar, und es begann eine erhebende, für alle Teilnehmer unvergeßliche Feier. Nach entsprechenden Liedern des Röbeler Sängerbundes, des Altstädter Kirchenquartetts und der Gemeinde sprach Pastor Ziercke über 1. Johannis 3, 16. An die Predigt schloß sich ein herrliches Altsolo, die Litanei von Schubert, an und die ergreifende Deklamation: Für uns! Dieses „Für uns!" stand überhaupt im Mittelpunkt der ganzen Feier, und bei der unter Erheben der Gemeinde und Senken der Fahnen jetzt erfolgenden Enthüllung der Gedenktafel traten zuerst diese Worte

in Goldlettern entgegen. Sie sind auf einer Wappenform am oberen Rande eines künstlerischen Eichenrahmens, der die Namen der 48 Gefallenen umfaßt, eingegraben worden. Über den Worten hängt als schönste Zierde ein Eisernes Kreuz, das von den Eltern eines teuren gefallenen Sohnes für diesen Zweck hergegeben worden ist. Über dem Wappen befindet sich eine schöngeschnitzte Krone mit Fahnen zu beiden Seiten. Der untere Rand zeigt einen Engelskopf und Palmenzweige. Herrliche Sinnbilder für die Gefallenen: Durch Kampf zur Krone und ewigen Siegespalme. Ein Chor junger Mädchen trug mit dem Gesang: „Christus der ist mein Leben" einen selbstgewundenen großen Eichenkranz herbei; ihm folgten viele andere, während die Gemeinde stehend sang: „Wohl dir du Kind der Treue —". Und zum Schlusse nach Vaterunser und Segen stieg das allen Kriegern vertraute: „Ich bete an die Macht der Liebe" zum Himmel empor. Bei den Kranzspenden wurde auch der gefallenen Helden aus den Kriegen 1813—1815 und 1870—71 gedacht, deren einfache Tafeln zu diesem Tage einen gemeinsamen schlichten Eichenrahmen erhalten haben. Auf diesen alten Tafeln liest man die folgende Inschrift:

„Verzeichnis der dekorierten Veteranen der Gemeinde Alt-Röbel aus den Feldzügen der Jahre 1808—1815: 1) Ludwig Bernhard Wilhelm Plaschke, Unteroffizier zu Alt-Röbel, starb am 9. XII. 1840, 2) Ludwig Karsten Theodor Zoellner, Erbmüller auf der Schamp, starb am 8. IV. 1850, 3) Johann Friedrich Wilhelm Peters, Schustermeister zu Alt-Röbel."

„Verzeichnis der im franz. Feldzuge von 1870—71 gefallenen und der an den Folgen desselben verstorbenen Krieger: 1) Franz Wilhelm Gottlieb Passow, Second-Lieutenant des Meckl. Füs.-Reg. Nr. 90, D.K. verwundet zu Loigny am 2. XII. 1870, † zu Rostock am 1. I. 1871. — 2) Christian Friedrich Martin Maas, Grenadier des Meckl. Gren.-Reg. Nr. 89, gefallen vor Orleans am 4. XII. 1870."

Fast zwei Jahre später war ein gleicher Weihetag für Nätebow gekommen. Inzwischen war dort in schönem Zusammenwirken aller Kreise ein eigenartiges Werk der Heldenehrung geschaffen worden. Nicht nur die eichene Tafel in der Kirche, die bisher nur den einen Namen Johann Sustorff aus dem Kriege 1870/71 trug, ist erneuert und durch die Namen der im Weltkrieg Gefallenen ergänzt, sondern es ist außerdem eine „Heldenallee" angelegt worden. Die Zufahrtstraße von der Röbel-Wittstocker Chaussee zur Kirche ist zu beiden Seiten mit 11 Eichen bepflanzt. An jeder Eiche steht ein Stein mit Namen, Geburts- und Todesjahr eines Gefallenen. So ist es jedem möglich, die Eiche und den Stein „seines" lieben Angehörigen zu bekränzen, als wenn er an seinem fernen Grabe stände. Als Abschluß ist dann vor der Friedhofsmauer, von heimatlichen Fichten umpflanzt, ein großer Findling aufgerichtet, der bisher an dem Wege von Bollewick nach Spitzkuhn lag, und mit der Inschrift versehen: „Ihren teuren Gefallenen die dankbare Gemeinde Nätebow-Bollewick-Spitzkuhn." Die ganze Anlage hat auch nach dem Acker zu eine Befriedigung durch eine Liguster hecke gefunden. Die Einweihungsfeier fand am Totensonntag, den 23. November 1924 unter großer Beteiligung nicht nur der Gemeinde, sondern auch aus Röbel und der ganzen Umgebung statt. Die Musik stellte das Ludwigsluster Reiter-Regiment. Mächtig und feierlich brausten ihre hehren Klänge durch das alte Gotteshaus, das eine solche Menschenmenge wohl selten erlebte. Dann hielt Pastor Ziercke draußen am Gedenkstein die Weiherede, deren Worte sich alle mit dem Lutherlied zu eigen machten: „Ein feste Burg ist unser Gott". Landrat Freiherr von Langermann nahm als Patron der Kirche das Denkmal in Obhut und Klempnermeister Zöllner sprach kräftige Worte im Namen der Kriegervereine. Zuletzt noch ein Trauersalut für die toten Kameraden, und dann klang das Lied vom guten Kameraden ergreifend über die herbstlichen Felder.

Bevor nun die einzelnen Gefallenen aus den drei Gemeinden mit ihren besonderen Schicksalen und Opfern aufgeführt werden, soll ihnen zu bleibendem Gedächtnis, den Lebenden aber zur bleibenden Mahnung die Weiherede hier eine Stätte finden, die bei der zuletzt beschriebenen Feier gehalten wurde.

St. Marien zu Alt-Röbel

Die Gedenktafel der Gefallenen

„Begrabe deine Toten tief in dein Herz hinein,
so werden sie drin leben, lebendige Tote sein!"

So hat ein Dichter in ernster Zeit gesungen, so wollen wirs bewahrheiten in dieser ernsten Weihestunde, und nicht bloß in dieser, sondern zu allen Stunden für und für. Begrabe deine Toten! Ja, Gott seis geklagt, daß es Tote sind. Stand er im Graben oder lag er im Granattrichter, schüttete ihn die Erde zu oder riß ihn auf freiem Felde ein Splitter hinweg, sank er vom Feuer umhüllt in das Meer oder hauchte er auf dem Schmerzenslager oder unter den Gefangenen seine Dulderseele aus — einerlei: Tote sinds, die wir hier ehren; Gefallene sinds, denen unser Denkstein gilt. Gefallen — ein kleines Wort nur, aber eine Welt voll Weh. Es sind ja keine Kinder, die noch nichts erfahren haben von der Schönheit und Tiefe des Lebens; keine müden Greise, die nach Lust und Leid eines langen Lebens nach dem Feierabend der Ewigkeit sich gesehnt; nein, Jünglinge sinds, in des Lebens Blüte, die Brust voll Hoffnungen und Plänen; Männer sinds, in der Vollkraft des Lebens, in den großen, segensreichen Aufgaben von Haus und Beruf; so starben sie — „gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen, morgen in das kühle Grab". Und nun heißt es: begrabe deine Toten! Ach ja, wir hätten sie so gerne auch hier begraben, wo wir all die andern teuren Toten dieser Gemeinde begraben. Wenn es doch geschieden sein sollte, dann hätten wir sie so gerne hier eingesenkt in heimatliche Erde. Nun aber liegen sie draußen in Feindesland und an den Grenzen; wir wissen oft nicht einmal wo, und können ihre letzte Ruhestatt nicht pflegen, können ihnen nicht den Kranz, den Strauß der Liebe bringen. Nur eines können wir: begrabe deine Toten tief in dein Herz hinein! Dies Denkmal von Stein soll ja nur ein Abbild sein des Denkmals, das wir ihnen in unserm Herzen aufgerichtet haben. Es sind ja deine Toten! Es ist dein Sohn, dein Gatte, dein Bruder, dein Freund, dein Kamerad, ein Stück deines Herzens, deines innersten Lebens. Jetzt, wo er dir genommen, fühlst du erst ganz, was er dir war an Sonnenschein und Segen, an Rat und Halt, an tiefer, treuer Liebe. Wieviele Bilder vergangener Tage steigen heute vor unserer Seele auf! Ihr Eltern denkt an einen fröhlichen Knaben mit den hellen Kinderaugen und dem stürmischen

Jungensherzen, als ihr ihn zum ersten Male in die Schule brachtet, als ihr ihm am Konfirmationsmorgen die Hand aufs Haupt legtet, und als er in des Kaisers Rock singend um die Straßenecke verschwand. Und ob ihr Witwen nicht heute noch einmal wehmütig durchlebt der ersten Liebe goldne Zeit, und hernach die Zeit des Blühens und Reifens, Glück und Leid, Arbeit und Feiern, draußen auf dem Acker und in traulicher Stube daheim? Und ihr verwaisten Kinder, wißt ihrs noch? Ja, natürlich wißt ihrs noch und sollt es nie vergessen, wie Vater so stark war, daß ihr euch vor ihm fürchtetet; und doch so lieb, daß ihr ihm in die Arme sprangt, wie er in Urlaub kam und ihr seinen Sturmhelm aufsetzen und seinen schweren Tornister auspacken durftet. Ja, es waren deine Toten; darum begrabe sie tief in dein Herz hinein!

Warum es gerade diesen deinen Teuren getroffen hat, warum er fallen mußte, und wir anderen verschont geblieben sind, so daß wir zu den Unsrigen zurückkehren durften und hier als Lebende die toten Kameraden ehren, das sind Gottes wunderbare Geheimnisse. Wir wären nicht kurzsichtige Menschenkinder, wenn wir sie enträtseln könnten. Nein, hinter allem Weltgeschehen und hinter allem Einzelleben verfolgt der Herrgott im Himmel seinen heilsamen Plan und vollendet seine ewigen Ziele. Darum wollen wir unsern Willen beugen unter Gottes heiligen Willen, wollen unsere Wünsche opfern den Wünschen und Zielen unseres Gottes. Es sind ja nicht bloß deine Toten. Diese Toten sind nach Gottes Rat hinausgewachsen über ihren engen Kreis von Haus und Beruf; diese Toten gehören dem ganzen Dorf, der ganzen Gemeinde, dem ganzen Volk. Diese Toten sind unsere Toten. Es ist etwas Besonderes um ihren Tod. Es gibt ein trauriges Sterben, wo das Herz des Sterbenden öde und leer ist, verbittert und verzweifelt, wo man leichtsinnig oder auch durch eigene Schuld den Weg des Todes geht. Wie schwer, wie doppelt schwer für die Zurückbleibenden! Aber es gibt auch ein andres, ein großes, ein erhabenes Sterben, wo der Tod seine Schrecken verliert und die Leidtragenden emporgehoben werden über das Leid. Und der Heldentod in der Schlacht, der Soldatentod, — ist er klein oder groß? niederdrückend oder erhebend? tragisch-traurig oder heldenhaft-schön? Wenn ein Soldat auf den Donnerruf „Krieg" sich nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich rüstet, sich reinigt von allem, dessen sein Gewissen ihn straft, und sich von neuem verbündet mit seinem Gott, und nun geht er den Gottesweg der Pflicht und erfüllt das Gottesgebot der Treue und stärkt sich immer wieder mit der Gotteskraft des Gebets — und dann trifft ihn die Kugel, — ist das ein armseliger Tod? Wenn ein Krieger auf den Ruf zu den Fahnen alles Kleinliche und Selbstische von sich wirft, alle persönlichen Wünsche und Belange beiseitestellt und sich nun bedingungslos hineinstellt in den Dienst des Großen, des Ganzen, des Vaterlandes, und deckt mit seiner Mannesbrust die Heiligtümer seines Volkes, — und dann fällt er in todesmutigem Kampfe für Heimat und Familie, — ist das ein ruhmloser Tod? Gibt es etwas Erhabeneres in der Welt, als sich aufzuopfern für andere? Bekommt das Leben, jedes Leben nicht erst dadurch seinen Wert, daß es sich im Dienste der Mitmenschen verzehrt? Und das Größte, was ein Mensch opfern kann, ist eben doch sein Leben. Der Heiland spricht: „Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde". Warum ist der Tod Jesu Christi das Erhabenste und Göttlichste, das die Erde gesehen? Weil es ein Opfertod ist zur Befreiung, zur Erlösung der ganzen Menschheit. Und unsere Krieger — mochte ihr bisheriges Leben ein Suchen, ein Tasten, vielleicht auch ein Irren sein, ihr Opfertod war ein Haben, ein Geben, war ein Gottesdienst, eine Christentat; auf dem Wege des Todes waren sie auf dem Wege der Liebe. Sollte sich da in deinem Herzen nicht doch etwas regen von heiligem Stolz, von stillem Dank: auch er hat sein Leben opfern dürfen für eine große, heilige Sache?

Oder willst du sagen: es war ja doch alles umsonst? Wozu all die Entbehrungen, wozu all die Kämpfe und Nöte? Wozu aller Heldenmut und Opfersinn? Jetzt liegen wir ja doch am Boden, wir winden uns im Staube; höhnisch drückt uns der grausame Feind die Faust in

Nätebow

Kirche mit Heldenallee

den Nacken. Unser Reich ist zerschlagen, unser Kaiser vertrieben, unsere Ehre dahin, unser Ruhm vernichtet. Haben dafür unsere Helden gekämpft und gelitten? Ist dafür das kostbare Blut unserer Väter und Brüder und Söhne geflossen? Das gibt unserm Schmerze erst den Stachel, das gibt unserer Trauer das düstere Kleid, das läßt uns klagen, wie Emanuel Geibel vor 70 Jahren sang:

„Das treibt das Blut mir heiß ins Angesicht,
daß, wo ich schweifen mag im fremden Lande,
ich hören muß des deutschen Namens Schande,
und darf nicht sagen, daß man Lüge spricht,
ob mir vor Gram und Scham das Herz darob zerbricht."

Aber nein, so dürfen wir den heutigen Tag nicht begehen. Das wäre ein Unrecht gegen die, deren Gedächtnis wir heute feiern. Sie sind mit Begeisterung hinausgezogen; ohne Murren und Klagen haben sie das Schwerste erduldet. Sie sollen sich unser nicht zu schämen haben! Im Glauben an des deutschen Volkes Zukunft haben diese Braven gekämpft und ihr Leben gelassen. Sie haben ihr hohes Ziel nicht erreicht. Aber das ist nicht ihre Schuld: feiger Verrat und lügnerische Verhetzung haben es vereitelt. Sind wir denn schon so heruntergekommen, daß wir die Taten beurteilen nach dem Erfolg; sind wir schon solche Krämer geworden, daß wir die Leistungen einschätzen nach dem, was sie uns einbrachten? Nein! wie ein heiliges Segenserbe wollen wir das Gedächtnis dieser Toten hüten. Sie d ü r f e n nicht umsonst gestorben sein! W i r müssen in die Lücken treten, die ihr Tod gerissen hat. Wir müssen das Werk fortsetzen, das ihnen aus der Hand genommen ist. Wir müssen nicht ruhen noch rasten, bis wir erreicht haben, was ihnen zu erreichen nicht vergönnt war: ein Vaterland wieder frei von Feinden, ein Deutschland wieder hoch in Ehren, ein Volk wieder angenehm bei Gott und den Menschen. Wie ein heiliger Schwur muß es aus unseren Herzen zum Himmel emporsteigen; so oft wir dieses Denkmal anschauen: Ihr Tapferen alle, euer Blut ist nicht umsonst geflossen, ihr seid nicht vergeblich gestorben. Wie ihr uns und der Heimat treu gewesen seid, so wollen wir euch und dem Vaterland die Treue halten. Das war nur der erste Dienst, den ihr uns geleistet habt, daß ihr die Grenzen und die Heimat geschützt habt gegen die äußeren Feinde. Das soll nun euer zweiter, noch wichtigerer Dienst sein, daß euer Gedächtnis uns schützt gegen die inneren Feinde: daß ihr uns schwach und klein Gewordene zu eurer Heldenhaftigkeit emporreißt, daß ihr uns schlaff und

treulos Gewordene zu eurer Treue begeistert. So begraben wir unsere Toten tief in das Herz hinein, so werden sie drin leben, lebendige Tote sein.

Wieviel kleinlicher Kampf der Parteien! Wieviel Verfeindung und Verbitterung der Stände! Die Brüder und Volksgenossen verstehen sich nicht mehr. Wieviel Mißtrauen und Mißstimmung gegen die selbstgewählte Regierung! Wieviel Murren und Seufzen über die hohen Steuern und Abgaben! Viele denken nur noch an sich selbst und nicht ans Vaterland. Da sollen die Erschlagenen unseres Volkes in uns lebendig werden, uns das Vaterland wieder lieben lehren, für das sie in den Tod gegangen sind; uns lehren, daß nichts Großes, Kräftiges, Bleibendes zustandekommt, wenn nicht der einzelne willig dem Führer sich unterordnet, und alle selbstverleugnend der allgemeinen Sache zu dienen bereit sind. Es soll nicht mehr heißen: ich will verdienen, nein: ich will dienen, dem Vaterlande dienen! das soll das erste Gelöbnis sein, das wir an diesem Denkstein niederlegen.

Und damit hängt das Zweite zusammen. Jede vaterländische Gesinnung muß sittliche Gesinnung sein. Wer seinem Volk und Vaterland dienen will, der muß kämpfen gegen alles, was die deutsche Seele verdirbt. Es wird die ewige Schande der deutschen Revolution sein, daß auf den Trümmern des Vaterlandes ein ausgelassenes Tanzen und Johlen und Feilschen anhob. Brot und Spiele! wurde wieder die Losung vieler; Geldsucht, Genußsucht und Vergnügungssucht haben hohe und niedere Schichten des Volkes ergriffen. Vor diesen Namen der Gefallenen wollen wir uns dessen schämen. Was sich mit deutschem Gewissensernst und deutscher Gemütstiefe nicht verträgt, verbannen! Was aber sich im Innern noch regt an deutschem Ernst und deutscher Innerlichkeit und deutscher Kraft, entwickeln! Und darüber wachen, daß in unseren Häusern deutsche Einfachheit, deutscher Famlienſinn und deutsche Treue wohnen! Das soll das zweite Gelübde sein, das wir hier heute ablegen.

Und damit wir beides vollbringen, ist noch ein Drittes nötig: zurück zu Gott! Noch einmal müssen wir uns anklagen. Was ist aus dem deutschen Glauben geworden? Für viele ein Spott, für viele ein Fragezeichen, für viele eine schöne Kindheitserinnerung, für viele ein ehrwürdiges Ornament ihres Lebens. Aber wo ist der Glaube, was er sein soll und sein kann: Kraft, Leben, Feuer? Da läßt nun Gott heute die Gefallenen vor uns aufstehen, da greift er mit gewaltigem Arm ein in die Geschicke der Nationen; da läßt er seine Art niedersausen, daß alte Welten zerbrechen, und läßt seinen Geist wehen, daß neues Leben aufsprießt. Und wir erfahren es: der alte Gott, er lebet noch; der gerechte Gott, er richtet noch; der allmächtige Gott, er regieret noch; der gnädige Gott, er hilft noch. In Not und Sorgen dieser Tage: ganz hilflos und blutarm sind wir erst dann, wenn wir keinen Glauben haben. Aber Menschen, die den heiligen Gott vor Augen und den himmlischen Vater im Herzen haben, die stehen fest, wenn alles wankt und weicht. Mit dem alten Arndt zu reden: „wer sich von Gott nicht scheiden läßt, der kann die Hölle zwingen". Und auch für ein ganzes Volk bleibt es bei dem Worte der Schrift: „Die Furcht des Herrn, das ist die Quelle des Lebens."

Also eins mit Gott, frei zum Dienst, treu dem Vaterland, so begrabe deine Toten tief in dein Herz hinein, so werden sie drin leben, lebendige Tote sein!"

Aus der Alt-Röbeler Gemeinde:

1) Friedrich Otto Kurt Steinemann, Angestellter bei der Kreissparkasse des Kr. Teltow, geboren zu Oschersleben am Sonntag, 26. 5. 1889, Sohn des Sparkassen-Rendant Friedrich Steinemann und der Marie, geb. Schaper, wurde bei der Mobilmachung als Ref.-Unteroffizier eingezogen zum 3. Grenad.-Regt. nach Königsberg. Im ersten Gefecht gegen die Russen am 20. 10. 1914 bei Gowyiten vermißt.

2) Wilhelm Friedrich Bernhard Brunswig, Arbeiter zu Groß-Kelle, Sohn der Bertha Brunswig, Ehefrau des Arbeiters Thiedt zu Malchow, geboren am 9. 4. 1890 zu Malchow, getraut zu Alt-Röbel am 31. 10. 1913 mit Anna Eziorwohn aus Groß-Kelle (Schwester von Nr. 45), gefallen am 28. 8. 1914 bei Moislains.

3) Wilhelm Friedrich August Karl Johann Ackermann, Arbeiter zu Wackstow, geboren am 21. 6. 1883 zu

Riendorf bei Ludwigslust, verheiratet mit Wilhelmine F. L. Prehn, bei der Mobilmachung als Wehrmann eingezogen beim Landw.-Inf.-Regt. 70, kam nach Rußland, gefallen in der Schlacht bei Hohenstein (Tannenberg) am 29. 8. 1914.

4) Hermann Fritz Johann Koppelow, Revierjäger in Greven bei Boizenburg, geboren am 7. 12. 1889 zu Alt-Röbel, Sohn des Zimmermanns Wilhelm Koppelow und der Sophie, geb. Kollmorgen, diente 1910—1912 beim Jäg.-Batl. 14 in Colmar und wurde auch bei der Mobilmachung nach Colmar einberufen, machte die Gefechte in den Vogesen zum Grenzschutz, die Schlachten in Lothringen und vor Nancy und das Gefecht bei Corbeny mit und fiel im Kampf bei Craonne am 16. 9. 1914.

5) Franz Friedrich Heinrich Karl Wolfenberg, geboren am 31. 1. 1895 zu Alt-Röbel, Sohn des Ackerbürgers Heinrich Wolfenberg und der Wilhelmine, geb. Wulf, rückte als aktiver Unteroffizier beim 3. Garde-Regt. zu Fuß (Berlin) am 6. 8. 1914 ins Feld, nahm an den Kämpfen bei Namur teil, wurde bei Esternay verwundet, kam ins Feldlazarett zu Vestus und wurde hier beim Rückgang der deutschen Truppen gefangen genommen, starb am Wundbrand am 17. 9. 1914 in Bordeaux. Er war vorgeschlagen zum E.K. II.

6) Albert Karl Ernst Rieck, Landwirt zu Alt-Röbel, geboren am 20. 11. 1891 zu Alt-Röbel, Sohn des Ackerbürgers Friedrich Rieck und der Emma, geb. Wulf, diente beim Füs.-Regt. 90 (Rostock) und kam mit seinem Regiment bei Kriegsausbruch nach Frankreich, nahm an den Kämpfen bei Lüttich und Namur teil und fiel am 29. 9. 1914 durch Granatschuß bei Nampca (Epernay).

7) Heinrich Ludwig Johannes Hackbusch, Schlachter, geboren am 24. 5. 1891 zu Alt-Röbel, Sohn des Zimmerpoliers Heinrich Hackbusch und der Sophie, geb. Ihrcke, wurde am 5. 8. 1914 zum Res.-Inf.-Regt. 90 (Rostock) eingezogen, kam nach Frankreich und fand den Heldentod bei Roie.

8) Emil Lemke, Landarbeiter zu Gotthun, geboren am 7. 9. 1889 zu Eichenfelde bei Wittstock, Sohn des Tagelöhners zu Gotthun Otto Lemke und der Marie, verw. Bobzien, geb. Wils, ist seit Oktober 1914 in Frankreich vermißt.

9) Friedrich Wilhelm Heinrich Rieck, Landwirt zu Alt-Röbel, geboren am 8. 12. 1889 zu Alt-Röbel, Bruder von Nr. 6, wurde am 4. 8. 1914 zum Gren.-Regt. König Friedrich Wilhelm IV. 1. Pomm. Nr. 2 einberufen, nahm an den Kämpfen an der Marne teil und fiel am 5. 11. 1914 bei Wytschate.

10) Hermann Friedrich Wilhelm Karsten, Arbeiter zu Alt-Röbel, geboren am 1. 2. 1888 zu Marienfelde, Sohn des Arbeiters Johann Karsten und der Elise geb. Holm, wurde bei der Mobilmachung nach Stettin einberufen, nahm an dem Vormarsch auf Paris teil, wurde am 5. 11. 1914 verwundet und dann mit dem Feldlazarett gefangen; seitdem blieb er vermißt.

11) Franz Friedrich Wilhelm August Schröder, Bäckermeister, geboren am 25. 6. 1880 zu Alt-Röbel, Sohn des Schiffers Adolf Schröder und der Sophie, geb. Fanger, wurde am dritten Mobilmachungstage eingezogen beim Landw.-Inf.-Regt. Nr. 9, machte den Feldzug gegen Rußland mit und fand schon am 18. 11. 1914 den Heldentod bei Tschenstochow.

12) Wilhelm Heinrich Friedrich Valentin, Arbeiter zu Gneve, geboren am 28. 1. 1884, Sohn des Tagelöhners Johann Valentin und der Sophie, geb. Cleemann, wurde eingezogen zum Landw.-Inf.-Regt. 76 und ist gefallen am 18. 12. 1914 bei Lötzen.

13) Ernst Otto August Joachimi, Forstaufseher in Klonowo (Westpreußen, geboren am 13. 6. 1884 zu Forsthaus Steinbövel bei Breesen,. Sohn des Oberförsters a. D. zu Alt-Röbel-Seeluft Karl Joachimi und der Luise, geb. Schlatow, wurde bei der Mobilmachung als Feldwebelleutnant zum 2. Jäger-Batl. zu Kulm eingezogen, machte in Rußland viele Gefechte mit und den Vorstoß auf Lodz. Im Herbst 1914 wurde er durch das E.K. II ausgezeichnet. Am 5. 1. 1915 fand er auf dem Vormarsch nach Warschau als Führer einer Patrouille bei dem Dorfe Zinivy bei Bolikow nördlich Skiemiwica an der Rawka den Heldentod.

14) Wilhelm Karl Martin Friedrich Hermann Schult, Stellmacher zu Groß-Kelle, geboren am 9. 11. 1885 zu

Groß-Kelle, Sohn des Statthalters Friedrich Schult und der Wilhelmine, geb. Meyer, verheiratet mit Alwine, geb. Rosenbrock, als Wehrmann im Feldzug gegen Rußland am 18. 10. 1914 verwundet und im Lazarett zu Weimar verstorben am 13. 1. 1915. Die Leiche wurde in die Heimat überführt und am 17. 1. auf dem Alt-Röbeler Friedhof begraben.

15) Werner Karl Louis Magnus Genz, Bäckermeister zu Alt-Röbel, geboren am 28. 7. 1876, Sohn der Sophia Genz zu Alt-Röbel, verheiratet seit dem 6. 6. 1902 mit Frieda, geb. Schröder, wurde am 11. 8. 1914 beim Ref.-Inf.-Regt. 90 einberufen, kam im Oktober 1914 nach Frankreich und fiel am 25. 1. 1915 bei Noyon.

17) Ernst Karl August Joachimi, Forst- und Landwirt in Karstedhof bei Wittstock, geboren am 26. 1. 1881 zu Castow (Fstt. Ratzeburg), Bruder von Nr. 13. Bei Kriegsausbruch stellte er sich sofort als Freiwilliger bei seinem alten Garde-Jäger-Bat. in Potsdam und machte, der Garde-Kav.-Div. zugeteilt, den Vorstoß auf Paris und die anschließenden Gefechte mit. Bei der Erstürmung des Hartmannsweilerkopfes wurde er zum vierten Male verwundet. Schon im September 1914 hatte er sich durch kühne Patrouillengänge das E.K. II und das MV. II erworben. Er fiel als Oberjäger beim Sturmangriff am Lingekopf in den Vogesen infolge Kopfschusses am 27. 7. 1915 und wurde im dortigen Klosterhof Drei Ähren begraben. Sein Eisernes Kreuz schmückt die Gedenktafel.

16) Gustav Wilhelm Adolf Kurth, Schmied zu Alt-Röbel, geboren am 29. 12. 1887 zu Teschow in der Ostpriegnitz, Sohn des Schmiedemeisters Gustav Kurth und der Maria, geb. Schwarz, wurde am 3. 11. 1914 zum Füs.-Regt. 90 (Rostock) einberufen, kam von dort nach Königsberg zum Gren.-Regt. 3, mit dem er an den Kämpfen in den Karpathen teilnahm, und fiel dort in einem Gefecht bei Ludowiczka bei Banaya in Galizien durch Kopfschuß am 18. 5. 1915.

18) Fritz Paul Brümmer, Landbriefträger zu Alt-Röbel, geboren am 29. 6. 1876 zu Basedow, Sohn des Arbeiters Ludwig Brümmer und der Friederike, geb. Riewald, verheiratet seit dem 8. 5. 1906 mit Bertha, geb. Kay, wurde bei der Mobilmachung als Oberjäger zu seinem alten Jäger-Bat. 14 (Colmar) einberufen und machte zunächst die Kämpfe bei Nancy, an der Somme, bei St. Quentin und im Artois mit, kam im Mai 1915 nach Tirol und fiel am 2. 8. 1915 in der Stellung zwischen Tofana I und II durch Mine. Ausgezeichnet durch MVK. II.

19) Friedrich Otto Johann Martin Kraatz, Ackerbürger zu Alt-Röbel, geboren am 25. 4. 1884 zu Alt-Röbel, Sohn des Ackerbürgers Hermann Kraatz und der Auguste, geb. Bose, verheiratet seit dem 9. 6. 1911 mit Bertha, geb. Propp aus Ludorf, wurde am 7. 8. 1915 zum Armierungs-Bat. 121 nach Altona einberufen, erkrankte dort plötzlich bereits am zweiten Tage (9. 8.) nach dem Essen und starb auf dem Transport ins Garnisonlazarett. Die Leiche wurde hierher überführt und am 15. 8. auf dem Alt-Röbeler Friedhof begraben.

20) Adolf Otto Friedrich Block, Landarbeiter zu Groß-Kelle, geboren am 7. 12. 1883 zu Massow, wurde zum 5. Garde-Regt. zu Fuß einberufen, nahm am Feldzug gegen Rußland teil und fiel am 17. 9. 1915 durch Brustschuß bei Jadwiest.

21) Hermann Karl Ludwig Schulz, geboren am 6. 12. 1879 zu Gotthun, Sohn des Hirten Johann Schulz und der Karoline, geb. Volkstädt. Sein Zwillingsbruder starb im ersten Lebensjahr. Er fiel am 22. 10. 1915.

22) Hermann Christian Kraatz, Landwirt zu Alt-Röbel, geboren am 11. 10. 1894 zu Alt-Röbel, Sohn des Ackerbürgers Hermann Kraatz und der Marie, geb. Rose, wurde einberufen im Oktober 1914 zum Gren.-Regt. 89, kam Anfang 1915 ins Feld nach Frankreich, nahm mit dem Ref.-Inf.-Regt. 215 besonders an den Kämpfen bei Ypern teil und fiel bei St. Eloi am 6. 4. 1916.

23) Karl Hermann Heinrich Stark, Zimmerer zu Alt-Röbel, geboren am 12. 7. 1881 zu Alt-Röbel, Sohn des Kahnbauers Heinrich Stark und der Henriette, geb. Bohn, verheiratet seit 14. 8. 1908 mit Martha, geb. Kugel, wurde bei der Mobilmachung als Unteroffizier einberufen zum Ref.-Pion.-Regt. 20, machte die Belagerung von

Verdun mit und fiel am Vauxberg am 12. 4. 1916.

24) Heinrich Johann Friedrich Fanger, geboren am 24. 12. 1886 zu Gneve, Sohn des Schäfers Friedrich Fanger und der Marie, geb. Valentin, stand im Felde beim Ref.-Inf.-Regt. 214 und fiel am 30. 4. 1916 bei St. Eloi.

25) Willi Johann Gustav Junker, Barbiergehilfe zu Carmstedt, geboren am 2. 11. 1893 zu Alt-Röbel, Sohn des Betriebsleiters Franz Junker und der Marie, geb. Maaß, wurde im März 1915 zum Ref.-Inf.-Regt. 90 einberufen, kam im August mit dem Ref.-Inf.-Regt. 206 ins Feld nach Rußland und später nach Serbien, im Februar 1916 nach Frankreich und machte dort die Kämpfe bei Somme-Py und bei Verdun mit, wo er am 26. 5. 1916 am „Toten Mann" fiel.

26) Rudolf Theodor August Martin Kraatz, Landwirt zu Alt-Röbel, geboren am 11. 11. 1889 zu Alt-Röbel, Sohn des Ackerbürgers Johann Kraatz und der Johanna, geb. Gennburg, wurde im September 1914 zum Ref.-Inf.-Regt. 90 (Rostock) einberufen, kam Ostern 1916 ins Feld nach Rußland und wurde dort durch Kopfschuß verwundet. Nach seiner Wiederherstellung dem Ref.-Inf.-Regt. 216 zugeteilt, machte er die Kämpfe in Flandern mit und starb an den Folgen einer am 19. 5. 1916 bei Ypern erlittenen schweren Verwundung am 9. 6. 1916 im Ref.-Feld-Lazarett 75.

27) Otto Franz Heinrich August Voigt, Kaufmann zu Alt-Röbel, geboren am 14. 11. 1893 zu Alt-Röbel, Sohn des Schiffers Karl Voigt und der Luise, geb. Junker, diente aktiv beim Dragoner-Regt. 18 in Parchim von 1911—14 und zog als Sanitäts-Unteroffizier mit seinem Regiment ins Feld, wurde schon am 7. 8. 1914 bei Lüttich gefangen, war im Gefangenenlager zu Brügge und Dinan, erkrankte dort an Tuberkulose und starb am 12. 6. 1916 im Lazarett zu Barcelognette.

28) Heinrich Wilhelm Martin Johann Wolter, Arbeiter zu Groß-Kelle, geb. am 24. 10. 1887 zu Neu-Röbel, Sohn des Arbeiters Johann Wolter und der Friederike, geb. Rossow, fiel am 25. 7. 1916 an der Somme.

29) Richard Robert Heinrich Otto Randow, Zimmerer zu Alt-Röbel, geboren am 29. 9. 1880, Sohn des Arbeiters Robert Randow und der Karoline, geb. Ebel, verheiratet seit 26. 10. 1905 mit Ida, geb. Frenz, wurde am 7. 8. 1914 zu seinem alten Garde-Pion.-Regt. nach Berlin einberufen, nahm seit September 1914 an den Kämpfen in Flandern teil (Dixmuiden, Ypern, Langemark) und wurde im Mai 1915 durch Kopfschuß verwundet. Längere Zeit lag er in Elberfeld im Lazarett, später in Schwerin, wo er am 25. 7. 1916 starb. Seine Leiche ist hierher überführt und auf dem Alt-Röbeler Friedhof begraben. Er ist ausgezeichnet mit dem E.K. II und M.V.K. II.

30) Ernst Albrecht, Packer bei einer Hafenfirma in Bremen, geboren zu Wackstow am 24. 4. 1886, Sohn des Arbeiters Johann Albrecht zu Alt-Röbel und der Henriette, geb. Behrens, wurde bei der Mobilmachung zur Marine einberufen, von welcher er 1911 als Obermatrose entlassen war. Bis 1916 tat er auf SMS. Helgoland und dann auf kurze Zeit in der Kompagnie zu Wilhelmshaven Dienst. Freiwillig trat er auf einen Hilfsminensucher über, wurde aber bald von einer unheilbaren Krankheit befallen, an welcher er am 2. 2. 1917 sanft entschlief. Seine Ruhestätte fand er auf dem Ehrenfriedhof zu Bremen.

31) Wilhelm Martin Friedrich Karl Wils, Tagelöhner zu Gotthun, geboren am 5. 2. 1886 zu Alt-Röbel, Sohn des Arbeiters Friedrich Wils und der Johanna, geb. Reincke, verstorben an Lungenentzündung am 23. 2. 1917 auf dem Hauptverbandplatz zu Ratzyn.

32) Wilhelm Karl Dietrich Bobzin, Landarbeiter zu Gotthun, geboren am 24. 2. 1896 zu Ludorf, Sohn des Tagelöhners August Bobzin und der Maria, geb. Voß, wurde im Herbst 1915 einberufen zum 1. Westf. Inf.-Regt. 13 und fiel am 29. 3. 1917 bei Verdun auf Höhe 304. Am 6. 4. wurde er begraben auf dem Ehrenfriedhof des Regiments in Brieulles.

33) Paul Friedrich Wilhelm Johann Ihrke, Arbeiter zu Gotthun, geboren 1894 zu Neu-Röbel, Sohn des Tagelöhners Friedrich Ihrke zu Gotthun und der Anna, geb. Kohlmetz, Husar im

Husarenregiment 13, gefallen am 7. 4. 1917.

34) Hermann Schult, Arbeiter zu Groß-Kelle, geboren am 19. 1. 1888 zu Sietow, war im Felde beim Inf.-Regt. 43 und starb infolge Tretens auf eine Handgranate bei Sabze am 23. 5. 1917.

35) Heinrich Ludwig Wilhelm Zander, Maler zu Alt-Röbel, geboren am 25. 2. 1894 zu Alt-Röbel, Sohn des Arbeiters Johannes Zander und der Wilhelmine, geb. Kunkel, war Musketier beim Inf.-Regt. 81, später beim Res.-Inf.-Regt. 76, wurde am 13. 7. 1917 bei Arras verwundet und starb am nächsten Tage im Feldlazarett 112.

36) Fritz Hans Ernst Bonneval, Kaufmann zu Lüdenscheid, geboren am 28. 5. 1887 zu Köchelsdorf, Sohn des Mühlenbesitzer zu Alt-Röbel Karl Bonneval und der Luise, geb. Possehl, verheiratet seit 3. 6. 1913 mit Marie, geb. Rhades, wurde am 26. 2. 1915 zum Inf.-Regt. 88 nach Mainz einberufen und rückte Anfang Mai 1915 mit demselben nach Galizien aus, kam im Herbst 1915 mit demselben nach der Champagne. Hier wurde er durch das MVK. II ausgezeichnet und erlitt den Heldentod an seinem Hochzeitstage 3. 6. 1917 bei Lens.

37) Otto Wilhelm Friedrich Wils, Arbeiter zu Gotthun, geboren am 2. 10. 1893 zu Gotthun, Sohn des Tagelöhners Karl Wils und der Friederike, geb. Schenk, fiel am 22. 7. 1917 bei Kowno.

38) Ernst Rudolf August Voigt, geboren am 20. 12. 1880 zu Alt-Röbel, Sohn der Maurertochter Sophie Voigt, gefallen am 15. 8. 1917 in Rumänien.

39) Hermann Klemmer, Arbeiter zu Marienfelde, geboren am 10. 9. 1885 zu Silz, Sohn des Arbeiters Johann Klemmer zu Röbel, Musketier im Inf.-Regt. 60, gefallen am 20. 9. 1917 bei Zonnebeke.

40) Friedrich August Martin Lüdemann, Arbeiter zu Alt-Röbel, geboren am 13. 9. 1893 zu Alt-Röbel, Sohn der Arbeitertochter Frieda Lüdemann, gefallen am 26. 9. 1917 bei Becelare in Flandern.

41) Rudolf Karl Friedrich Ihde, geboren am 20. 10. 1895 zu Ludorf, Sohn der Tagelöhnertochter Sophie Ihde. Er wurde bei den Großeltern erzogen; die Großmutter Sophie Ihde, geb. Wegner, heiratete 1910 in zweiter Ehe den Zimmerpolier Heinrich Hackbusch zu Alt-Röbel (siehe Nr. 7), gefallen am 18. 3. 1918 bei Avesnes.

42) Johannes Bose, Maler zu Chemnitz, geboren am 10. 4. 1894 zu Vipperow, Sohn des Tagelöhners Bose zu Wackstow, Unteroffizier der Fliegerabteilung 205, stürzte als Flugzeugführer am 21. 3. 1918 östlich Croisilles tödlich ab und wurde dort begraben.

43) Louis Hans Wilhelm Höppner, geboren am 3. 2. 1893 zu Schamper Mühle, Sohn des Erbmühlenbesitzers Hermann Höppner und der Wilhelmine, geb. Mahnke, Gefreiter, wurde ausgezeichnet durch das EK. II und das MVK. II, starb im Lazarett zu Alexandria in Rumänien am 9. 4. 1918.

44) Helmut Hans Louis Heinrich Wassermann, Weichenwärter zu Alt-Röbel, geboren am 30. 11. 1873 zu Doberan, Sohn des Schlachters Helmut Wassermann zu Brunshaupten, verheiratet seit 7. 11. 1897 mit Bertha, geb. Ahlgrimm, kam nach Rußland, wo er am 23. 5. 1918 im Kriegslazarett zu Brest-Litowsk starb.

45) Paul Voß aus Röbel, Musketier, gefallen am 6. 8. 1918 im Walde westlich Bonelle durch Granatsplitter und an derselben Stelle begraben.

46) Helmuth Friedrich Karl Czierwohn, Arbeiter zu Groß-Kelle, geboren am 17. 12. 1899 zu Woldzegarten, Sohn des Tagelöhners Wilhelm Czierwohn zu Groß-Kelle, Schütze der Maschinen-Gew.-Komp. im Inf.-Regt. 464, gefallen am 2. 9. 1918 bei Lenilly.

47) Franz August Hans Karl Wilhelm Hilmann, geboren am 17. 8. 1899 zu Neu-Röbel, Sohn des Arbeiters Franz Hilmann zu Alt-Röbel und der Ida, geb. Ide, Seesoldat, wurde verwundet auf der Rückzugsschlacht bei Cambrai und starb an dieser Verwundung am 26. 9. 1918, wurde auf dem Ehrenfriedhof von Cambrai begraben.

48) Franz Friedrich Wilhelm Bartels, Arbeiter zu Alt-Röbel, geboren am 19. 8. 1892 zu Alt-Röbel, Sohn des Zimmermanns Wilhelm Bartels und der Friederike, geb. Saubert, verheiratet seit dem 31. 10. 1916 mit Frieda, geb. Ihrke, wurde eingezogen im August 1917 nach Neustrelitz zum Gren.-Regt. 89,

kam im Oktober 1917 nach Frankreich und wurde ausgezeichnet mit dem EK. II, lag wegen Gasvergiftung im Lazarett zu Maubeuge und starb in Sous le Bois am 7. 10. 1918.

49) Karl Hermann Ludwig Heinrich Hühn, Landwirt zu Alt-Röbel, geboren am 25. 9. 1885 zu Alt-Röbel, Sohn des Ackerbürgers Karl Hühn und der Frieda, geb. Kraatz, verheiratet seit dem 28. 10. 1910 mit Elli, geb. Müller, wurde im Februar 1915 einberufen zum Landw.-Inf.-Regt. 77 nach Schwerin, kam im Juni desselben Jahres ins Feld nach Frankreich, war zuletzt in Flandern und starb in Neu-Röbel während eines Urlaubs am 12. 12. 1918.

50) Johann Karl Fritz Voß, Arbeiter zu Alt-Röbel, geboren am 10. 1. 1875 zu Ludorf, Sohn des Tagelöhners Johann Voß und der Maria, geb. Schlüter, wurde bei der Mobilmachung 1914 als Landsturmmann zum Heeresdienst einberufen und kam mit dem Inf.-Regt. 35 nach Rußland, geriet in russische Gefangenschaft. Eine amtliche Todeserklärung ist nicht erfolgt, doch soll er nach Aussage der Kameraden im Januar 1920 im Lager Jekaterinodar im Kuban-Gebiet am Schwarzen Meer gestorben sein.

Aus der Ludorfer Gemeinde:

1) Ludwig Karl Friedrich Heidmann, Gutsjäger zu Ludorf, Gefr., geb. Ludorf, den 23. 8. 1881, Sohn des Tagelöhners Johann Heidmann und der Auguste, geb. Burmeister, verheiratet seit dem 17. 7. 1908 mit Maria, geb. Gehl, rückte bei der Mobilmachung als Reservist mit dem Meckl. Res.-Jäger-Batl. Nr. 14 ins Feld, machte die Gefechte in den Vogesen mit und fiel am 10. 1. 1915 bei Contalmaisons durch einen Granatsplitter.

2) Fritz Ludwig Wilhelm Iserhagen, Arbeiter zu Ludorf, geb. Ludorf, den 9. 6. 1885, Sohn des Statthalters Fritz Iserhagen und der Sophia, geb. Hackbusch, kämpfte zunächst in Belgien und fiel am 28. 7. 1916 bei Skrobowa in Polen.

3) Rudolf Johannes Heinrich Propp, Arbeiter zu Ludorf, geb. Ludorf, den 2. 1. 1892, Sohn des Stellmachers Friedrich Propp und der Luise, geb. Beier, diente aktiv 1912—14 beim Feld.-Art.-Regt. 60, nahm teil an den Kämpfen in Belgien (Löwen) und erkrankte; nach der Genesung kam er nach Rußland, erkrankte dort an der Ruhr und starb am 16. 9. 1917 im Feldlazarett 401. Sein Grab ist auf dem Kriegerfriedhof bei Rißdi in Rußland.

4) Heinrich Julius Karl Voß, Unteroffizier, geb. Ludorf, den 6. 5. 1893, Sohn des Gartenarbeiters Johann Voß und der Friederike, geb. Virgil, wurde 1915 eingezogen beim Inf.-Regt. 177, kämpfte in den Argonnen und wurde ausgezeichnet mit dem EK. II und dem MVK. I und II, erkrankte und starb am 6. 11. 1917 in einem Kriegslazarett zu Jena, wo er auch begraben liegt.

5) Emil Wilhelm Friedrich Leumann, Gefreiter, geb. Ludorf, den 19. 11. 1897, Sohn des Arbeiters Karl Leumann und der Auguste, geb. Gehl, wurde einberufen im Juli 1916 nach Lübeck, nahm bei einer Maschinengewehr-Abteilung des Inf.-Regt. 464 teil an den Schlachten in Flandern, bei Cambrai u. a. Er gehörte zu den Helden von Paschendale (nach dem Gedicht von Hauptmann Fleischer) und war Inhaber des EK. II und des MVK. II. In der letzten Offensive fiel er am 10. 7. 1918 bei Reims.

Aus der Nätebower Gemeinde:

1) Wilhelm Johann Friedrich Klähn, Arbeiter zu Bollewick, geb. Bollewick, den 1. 5. 1892, Sohn des Tagelöhners und Kirchenjuraten Ferdinand Klähn und der Friederike, geb. Mahncke, stand beim Jäger-Batl. 14 in Kolmar, soll nach dem Bericht seines Bataillons auf dem Schlachtfelde von Craonne in Nordfrankreich als Leiche gefunden und auf dem dortigen Friedhof beerdigt sein.

2) Wilhelm Friedrich Heinrich Klähn, Arbeiter in Spitzkuhn, geb. Bollewick am 7. 3. 1889, Sohn des Tagelöhners Heinrich Klähn und der Wilhelmine, geb. Krüper, wurde kriegsgetraut am 18. 8. 1914 mit Anna Hautow, stand bei dem Füs.-Regt. 86 und fiel am 25. 2. 1917.

3) Christian Karl Paul Schultz, Arbeiter in Altenhof, geb. Gotthun, den

25. 1. 1891, Sohn des Tagelöhners Johann Schultz und der Marie, geb. Schultz, diente aktiv bei dem Gren.-Rgt. 89 und fiel am 2. 3. 1915 in der Champagne.

4) Franz Emil Wilhelm Schultz, Arbeiter in Altenhof, geb. Gotthun, den 22. 9. 1888, Bruder des Vorigen, getraut mit Christine Benning, gefallen am 3. 6. 1915 in Rußland.

5) Hermann Friedrich August Karl Sustorff, Kaufmann in Ottersleben, geb. Bollewick, den 21. 5. 1892, Sohn des Tagelöhners Johann Sustorff und der Friederike, geb. Hagen, stand als Ersatzreservist zwei Jahre im Kampfe beim Inf.-Regt. Nr. 42 (15. Pomm.) und fiel am 7. 5. 1917 in Mazedonien.

6) August Heinrich Friedrich Klänhammer, Arbeiter in Rostock, geb. Bollewick, den 23. 11. 1887, Sohn des Tagelöhners Friedrich Klänhammer und der Henriette, geb. Wolter, war verheiratet seit dem 19. 4. 1914 mit Anna Torma, gefallen am 3. 7. 1918.

7) Rudolf Ernst Willhöft, Reservist, geb. Ahrendsburg, den 17. 1. 1888, Sohn des Maurers Konrad Willhöft und der Bertha, geb. Schierstädt, getraut zu Nätebow am 19. 9. 1915 mit Frieda Wolter aus Bollewick. Er war aktiv beim Inf.-Regt. 84 in Rendsburg und fiel am 24. 10. 1915 nö. Souchez.

8) Wilhelm Martin Heinrich Klahn, Bierfahrer in Hamburg, geb. Spitzkuhn, den 1. 5. 1886, Sohn des Tagelöhners Johann Klahn und der Wilhelmine, geb. Ihrke, getraut zu Nätebow am 22. 2. 1910 mit Bertha Wolter, war aktiv beim Inf.-Regt. 163 in Neumünster und fiel am 22. 7. 1918 in Bouvin in Nordfrankreich.

Die Röbeler Müritzfischerei 22

In der altväterischen Wirtschaft der Witwe Koppelow in der Altstadt Röbel wird sorgfältig eine kleine Eichentruhe aufbewahrt, deren Schlüssel der älteste Fischer des Ortes, der würdige Fischermeister Johann Jhde bei sich führt. Die Fischer wachen noch heute eifersüchtig über diese kleine Truhe. Denn diese ihre „Lade" enthält zwei vergilbte Bücher, deren Schrift freilich kaum einer von ihnen recht entziffern kann, aber von denen doch jeder weiß, daß sie Aufschluß geben über Leben und Schaffen der Fischer seit ältester Zeit. Und wahrhaftig, das eine der Bücher weist schon ein sehr ansehnliches Alter auf. Vor fast 400 Jahren hat eine ungelenke Fischerhand den Gänsekiel angesetzt, um die erste Eintragung zu machen. Aber noch älter ist das Pergamentblatt, in welches man die Blätter des Buches damals eingeheftet hat. Es ist wohl einem Gebetbuche entnommen, das von Mönchen mit kunstgeübter Hand geschrieben und mit schönen rot ausgemalten Anfangsbuchstaben verziert ist. Nicht immer sind die Eintragungen mit der gleichen Sorgfalt in der gehörigen Reihenfolge gemacht, oft sind später bemerkte Lücken nachträglich ergänzt, aber im allgemeinen ist gerade die peinliche Gewissenhaftigkeit anzuerkennen, mit welcher die Fischer in jenen alten Zeiten über ihre Sitten und Gebräuche, ihre Gerechtsame und Besitztümer wachten.

Die älteste Eintragung lautet:

„Hans Rades tr. 1 Gulden hir vor settet he to pande hus unde hoff dyt sulue is witlick allen broderen der gilde anno domini (15)37

Hans Volker tr. 1 Gulden dar vor setteth he syn hus unde hoff to bor un broke*) unde dat erste geld

Hans Regeda . . z"

Es ist doch sehr merkwürdig, daß der erste überhaupt überlieferte Name eines Alt-Röbeler Bürgers derselbe ist wie der Name des jetzigen Vorsitzenden des Kirchgemeinderates von St. Marien — Johann Rhades — und mit diesem ausstirbt. So hat sich der Ring in diesen 400 Jahren geschlossen. — Der ebenfalls auf dieser ersten Seite genannte Hans Regedanz ist wahrscheinlich ein Verwandter, vielleicht ein Bruder des zweiten evangelischen Pastors von St. Marien Laurentius Regedantz (1557 bis 1568). In der Liste von 1590 ist „Hans" durchstrichen und „Franz" darübergeschrieben. Offenbar ist Hans Regedanz in diesem Jahre gestorben und durch seinen Sohn Franz ersetzt. Die Familie hat noch lange in Alt-Röbel gewohnt.

Fast an die heutige Geldknappheit erinnert es, daß man schon damals für einen Gulden Haus und Hof verpfändete. Wieder und wieder lesen wir, daß ein Gildenbruder für eine kleine von der Gilde entliehene Summe „ein viertel Landes in der tieffen grund" (1686) oder „eine Ende Landes yn der ligrunt" (1639) o. ä. „tho einen gewissen underpande settet". Wie manches Stück mag da nicht wieder eingelöst sein! Auf diese Weise wird die Gilde ihren Landbesitz, der im übrigen wohl auf Stiftungen beruhte, mehr und mehr vergrößert haben.

In dem alten Buche sind nun alle diese Pfand- und Leihgeschäfte, die Forderungen und Eingänge an Pachten und Zinsen getreulich aufgezeichnet. Es ist das Kassen- und Wirtschaftsbuch der Gilde gewesen. In jedem Jahre werden diejenigen namentlich aufgeführt, welche eine Zahlung an die Gilde zu leisten hatten bezw. geleistet haben. Die erste derartige Aufzählung stammt aus der Zeit unmittelbar nach der Einführung der Reformation in Röbel und lautet:

„Anno do mini 1550 Jahre
Olde Peter Volker tr. 2 Wytte dt.
Peter Grymnckt tr. 2 Wytte dt.
Tomas Moller tr. 2 gude Wytte dt.
Castenn Drewes tr. 8 gude Wytte dt.
Achym Brun tr. 8 gude Wytte dt.
Achym Hartwycht tr. 4 gude Wytte
Hans Rades tr. 4 gude Wytte dt.
Hans Volcker tr. 4 gude Wytte dt.
Tomas Man tr. 10 gude Wytte dt.
Peter Verman tr. 4 gude Wytte dt.
Lafrenz Langast 8 gude Wytte
Szyman Hogeharte tr. 6 gude Wytte dt.
Achym Herney."

In dieser Aufstellung bedeutet tr. = tenetur soviel wie: ist schuldig, dt. = dedit soviel wie: hat gegeben, also in

*) broke = wenn er die Abmachung bricht.

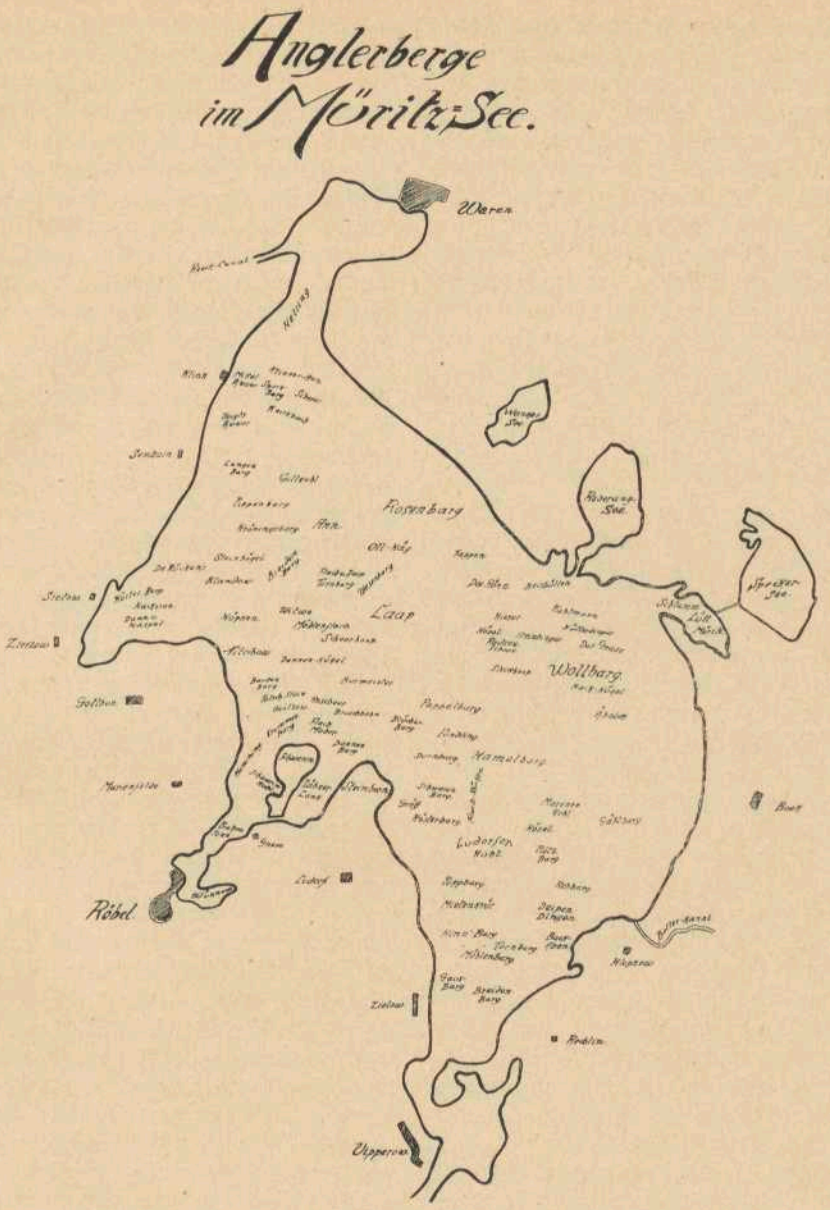
unserer Ausdrucksweise Soll und Haben. Das dt. ist von einer anderen Hand sehr flüchtig geschrieben. Es hat also der Schriftführer der Gilde sich vor der Zusammenkunft sorgfältig die Aufstellung der Schuldner gemacht, während der Kassenführer dann kurz die Zahlung bestätigt. Es ist anzunehmen, daß viele Schuldner auch gleichzeitig Gildenmitglieder waren. Und ebenso darf man mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß die meisten Fischer in der Nähe der Müritz, also in der Altstadt gewohnt haben. Jedenfalls haben wir in dieser Aufzählung auch eine Liste Röbeler Bürger, welche noch 132 Jahre über das St. Marien-Kirchenbuch zurückreicht.

Einige dieser Namen haben sich bis in die heutige Zeit in Röbel erhalten: Rhades, Völcker, Müller, Drews, Bruhn. Der Dichter Thomas Mann hat damals in Röbel einen Vorläufer gehabt. In jedem Jahre werden dieselben Namen in derselben Reihenfolge wieder aufgeführt, wohl weil es sich immer um dieselben Pachtländereien handelte, die weiter verpachtet werden. Thomas Moller ist scheinbar 1554 gestorben, an seine Stelle tritt 1555 seine Witwe „Tomas Molrsche". Der „Olde Peter Volker" verschwindet 1556, dafür tritt ein „Clemens Strutze" ein, wohl der Gehöftserbe oder Schwiegersohn. Weiter werden genannt seit 1555 Achim Wesche, seit 1556 Laurens Wulff, seit 1557 Hans Regdanz und Simon Moller, seit 1559 Achim Techen, seit 1560 Hans Wherman uff. Seit 1572 wird unter den Pächtern auch „der pastor vom garden" genannt, seit 1585 ist er mit Namen aufgeführt als „Ern Jacob Berch", vom nächsten Jahre an werden sogar die beiden St. Marien-Pastoren neben einander genannt.

Darüber hinaus berichtet das alte Buch nun aber protokollarisch von den Zusammenkünften der Fischer, die sie „Morgensprache" nannten, und die in unregelmäßigen Zwischenräumen von zwei oder drei, manchmal aber auch erst nach sieben Jahren gehalten wurden. Z. B. 1550, 1555, 1559, 1561, 1564, 1568, 1571, 1576 usw. Auch der Tag steht nicht fest. 1564 war es der „Dienstag nach Viti" (15. Juni), 1568 der „Montag nach Visitationis Mariae" (2. Februar), 1585 sogar der „Dienstag nach Michaelis" (29. August). Aber das sind Ausnahmen. Für gewöhnlich ist in den ältesten Zeiten der Pfingstmontag, an welchem auch das altüberlieferte Speckreiten der Ackerbürger stattfand, später aber fast ausnahmslos „Dingstags in de heiligen Pinrden", der ja noch sehr lange als kirchlicher Feiertag gehalten wurde, der Tag der Morgensprache gewesen.

Wie ging es aber nun bei einer solchen Morgensprache zu? Auch darüber kann man aus dem alten Buche manches entnehmen. Man kam in dem Hause des Gildenbruders zusammen, der seit dem letzten Beisammensein das Amt eines Gildemeisters geführt und die Lade in seinem Hause gehütet hatte. 1742 wird es noch einmal wieder ausdrücklich festgestellt: „Die Lade bleibet jederzeit der abrede gemäß unter denen Fischern und wird eine bequähme Zeit zur alljährigen Morgensprache, von dem Gilde- und Brackmeister angesetzet worden, wer sich die Ordnung, die Lade anzunehmen, etwa aus bewegenden Ursachen endziehen wolte, so depentiret es von dem treffenden Gilde Meister in der ordnung, welchem Fischer er die Lade seines Jahres Zeit über überlassen will." Im Notfalle trat der Brackmeister für den Gildemeister ein. So „Anno 1687 ... weill aber anno 86 Stoffer Neese zum gillde maister erweelet wahr und Joachim Fanger zum Bräckmeister er welett Allso ist unser gildemeister in diesem anno 1686 Jahre von der gillde mitt totte abgegangen allso haben wier die gilde in Jochim Fangers hauße gedrunken ..."

Vom Gildemeister wurde „genochste Rekenschop" über seine Amtszeit abgelegt. Die Pacht- und Zinszahlungen wurden „richtig gemacht" und verbucht; die Beiträge (das „Tietgeld") wurden erhoben. Dann werden neue Mitglieder aufgenommen, ja einige Brüder kaufen schon ihre unerwachsenen Kinder in die Gilde ein. 1561 wird Kunigunde Regedantz, die Tochter des obenerwähnten Pastors von St. Marien, nachdem sie den Diakonus und späteren Nachfolger ihres Vaters geheiratet hatte, aufgenommen: „Köne Regedantzer Ern Jacob Berges Husfrouwen". „1657 hat Christoffer Neese die Fischergilde gewonnen und hat, wie vor Alters gebräuchlich gewesen, seine 4 sgr. erleget und ist seines Alters im 10. Jahr".



Diese 4 sgr. werden „Schreibgeld" (1742), meistens aber „Wiehn gelldt" (1689), „wihen gelldt" (1687) genannt. Es ist also scheinbar sogleich zu einem feierlichen Umtrunk verwendet worden. Die eigentliche Aufnahmegebühr bestand in einem Gulden, der noch „in die Gilde" gegeben werden mußte. „Ao 1657 hadt Jacob Mentzell die Fischer Gilde gewonnen, undt gegeben 4 sgr., weill aber gebräuchlich das sie 1 Gulden in die Gilde auch geben, beheldt er denselben Gulden bey sich, undt vor zinset ihm alle Jahr gibt 1 sgr. 6 Pf. Damit aber die Gilde versichert, setzet er derselben, zu einem gewissen Unter Pfande einen Morgen Acker vom sweine sohll an bis an den Viehrschen Weg zwischen Hans Quaken undt Hanß Groneberg belegen."

Desgleichen mußte ein Gildebruder, der inzwischen geheiratet hatte, die Gilde an seiner Freude Anteil nehmen lassen. Vor nunmehr gerade 300 Jahren ist eingetragen: „Anno 1626 hefft Hans Regedantz sick befriet mit de Ersamen und Dogesamen Anna Kopeken, dawile aber nach olden Gebruk 1 Gulden in de

Gilde werdt gegewen, settet Hans Regedantz davor sin Hus un hof tho einen gewissen und unteilenboren underpande."

Das „in die Gilde" gegebene Geld wurde in der Lade verwahrt und an bedürftige Gildebrüder auf mäßige Zinsen ausgeliehen. Namentlich in der Zeit nach dem 30 jährigen Kriege wurde von dieser „Genossenschaftsbank" reichlich Gebrauch gemacht, während sich im neuen Jahrhundert (von 1700 an) die wirtschaftlichen Verhältnisse allmählich wieder soweit gebessert hatten, daß mehrere Brüder ihre verpfändeten Ackerstücke „aus der Fischer gilde" wieder lösen und ihre „Zinsen vor 5 Jahre" richtig machen konnten.

Noch manche andere Form der „Bruderhilfe" wurde auf der Morgensprache verhandelt. „Anno 1742 ist es der gantzen gilde Erinnerung gewesen, daß Sie das völliger Geldt vor den Todten als vor das Geleute und Klocken ganz gäntzlich bezahlen wolle und wenn die Nechsten Freunde weck Sein So Sollen die gilde Frauen gehen in der Folge." Auch wurden über die richtige Handhabung des gemeinsamen Handwerkes Bestimmungen getroffen: „Anno 1637 ist es allhir in Unser Vischer gilde beschlössen, da ein ieglicher Wademeister der die lancke hadt, nicht soll ehr aus der lancke kommen, alls 8 Dage vor Johanny. Wer solches aber nicht thudt, und kommet ehr die 8 tage zuvohr, der soll eine tunne behr straffe geben. Wen aber solches nicht geschit, der soll allhier in Unser gilde und unter uns fischer nicht mehr kommen. Darnach sich ein jeder zu richten."

Nachdem die übrige Tagesordnung erledigt war, schritt man zur Neuwahl der Ämter für die Zeit bis zur nächsten Morgensprache. 1689 heißt es: „weill aber gebräuchlich ist, das die gilde enen gillenmeister erwellen und einen bröckmeister, allso ist Jochim Süneberch zum Gildemeister erwellet und Pawell Kümmelduhr zum bröckmeister."

Damit ging man aber keineswegs auseinander, sondern man blieb nun noch im festlichen Kreise der Freunde und war gemütlich und fröhlich beisammen. Oft sogar recht lange; denn 1559 werden 2½ „pund wasses" erwähnt, die man verbrannt hat. Nach alter deutscher Sitte wurde dabei getrunken. Ja man hatte an diesem fröhlichen Nachspiel solche Freude, daß die ganze Morgensprache danach genannt wurde. Es heißt ganz einfach: „Anno 1656 ist die Fischer gilde nicht gedruncken worden." „Anno 1659 (ist) Unsere Fischer gilde gedruncken." Manchmal wurde sogar sehr viel getrunken. Die Quittungen des Bürgermeisters Schröder (1702 als Bürgermeister bezeichnet) sind in dem Buche mit enthalten. Da lautet die eine: „Das mir heute dato das Ampt der Fischer für zwo Tonnen Bier 6 Gulden und 20 sgr. erleget und bezahlet. Solches wird hiemit bescheiniget. Alten-Nöbel, den 4 ten Juny 1691. JCF Schröder m propria. Für den Graßgarten beim Gosbrinck habe für 2 Jahr alls ab ao. 90 et 91 das Gebühr sofort mit 6 sgr. bezahlet." Schröder war also gleichzeitig Pächter einer Wiese und zog die Pacht sofort von der für das gelieferte Bier ihm zustehenden Summe ab. Bei der Morgensprache von 1693 waren es sogar drei Tonnen des edlen Getränks. Oft kam es vor, daß, um den Rest aufzubringen, sofort eine Umlage unter den Anwesenden veranstaltet werden mußte. Aus den Jahren unmittelbar vor dem 30 jährigen Kriege haben wir darüber besonders genaue Aufzeichnungen. 1614 steht geschrieben: „Das Behr hat nicht können betalet werden. Idt heff den Eine iehlicke Personen möten tholeggen." 1618 — im ersten Kriegsjahre — ist als Zuschuß „ein Söß-linck" angegeben. Gäste mußten besonders bezahlen: „Anno 1657 Thomas Buck — der Stifter unseres Kirchenbuches — in unser Fischergilde gewesen und davor er gedruncken, gegeben 5 sgr."

Die Liste der an der Bierumlage Beteiligten gibt uns einen wertvollen Einblick in den Kreis, der auch bei vorgerückter Stunde noch festlich versammelt war. Da werden 1618 als erste aufgezählt der damals etwa 60 jährige würdige 1. Pastor bei St. Marien, Herr Augustinus Raderecht, auch die beiden Bürgermeister Daniel Baleman und Jürgen Moikop und 19 Gildenbrüder (neun waren vorher weggegangen). Aber auch die „Fruwens Personen" nahmen an der Morgensprache teil, obenan „Katrina Berendes Borgemesteske" — die Frau des Moikop — und „Magdalene Walen Pastorske" — die Frau des

Raderecht —, im ganzen 19 Frauen, von denen nur eine vorzeitig verschwindet, eben die Frau Borgemesteske.

Schon die Teilnahme der Frauen und der Amtspersonen wird dazu beigetragen haben, daß Ausschreitungen unterblieben. Kamen sie dennoch vor, dann wurden sie unnachsichtlich geahndet. 1614 mußten zwei Frauen eine „kleine Buße geben wegen Scheltwort". 1668 hat „Adam Jörges gegeben 2 sgr. Straffe, weill er geschloffen hadt". „Anno 1686 hatt Matthias Rades unheill in der gilden angefangen und hatt seine Straffe richtig erlegett mit 1 sgr." 1689 scheint es noch heftiger zugegangen zu sein. „Weillen noch einige gestreitigkeiten und mißverstenden zwischen Hans Fanger und Adam Görsigen entstanden, welches aber wenig zu sagen hatt, ist Hans Fanger mit ungestümen Worten heraus gefahren und heraus gekommen. Adam Göriges du hast hier wenig zu sprechen und darauf aufgestanden und vor der gantzen gilde auf den Disch geschlagen sagende ein Schellm kompt in Jucher gilde mehr und ob er zwahr von der gillde zu 4 mahlen ist wieder nebest seinem Bruder Christian gebeten worden zu uns zu kommen hat doch solches nichttes bei ihm verfangen wollen ist selbiger Hans Fanger in 12 sgr. und Christian Fanger in 6 sgr. strafe der gilde verfallen bis auf weitter zusahmen Kunfft." Also wieder die ernste Zucht, in welcher die Gilde den einzelnen hielt zum Besten des Ganzen.

Zuletzt schloß der Gildemeister den Bericht über die Morgensprache mit dem frommen Wunsch der guten alten Zeit: „hir mit Gott befohlen", dem allerdings einmal (1702) in wenig sinniger Zusammenstellung angefügt wird: „Hiermit Gott befohlen und das Bihr ist richtig bezahlt."

———

Wenn auch die Röbeler Fischergilde bis heute 400 Jahre ununterbrochen fortbestanden hat, so hat sie ihre frühere Bedeutung doch vollkommen verloren. Früher hat sich die Gilde gebildet, um die erworbenen Rechte zu schützen, heute ist sie nur noch eine gesellige Vereinigung, der nicht nur Fischer, sondern Personen aus allen Berufsständen angehören.

Leider finden sich in dem 400 Jahre alten Buch der Fischergilde keinerlei Aufzeichnungen über Arten und Größe der damals gefangenen Fische. Hierüber geben jedoch in späteren Jahren gemachte Aufzeichnungen des Kirchenrats Passow (1836—1880) Kunde. Derselbe soll ein leidenschaftlicher Angler gewesen sein. Aber nicht nur auf das Angeln beziehen sich diese Aufzeichnungen, sondern auch auf die Fauna und Flora sowie die Größen- und Tiefenverhältnisse der Müritz.

In dieser Niederschrift des Kirchenrats Passow finden wir folgende Fischarten verzeichnet, die von dem Verfasser größtenteils selbst festgestellt sind:

Barsch, Sander, Kaulbarsch, Kaulquappe, Stichling, Stint, kleine Maräne, Asche, Karpfen, Karausche, Gibel, Schleie, Gründling, Döbel, Plötze, Aal, Neunauge (bei Eldenburg selten), Steinsauger (selten), Wels, Hecht, Kurrpitsche, Nase, Bitterling, Brachsen, Güster, Witting, Hartkopf (Alant), Leiter (soll am Ausfluß der Elde gefunden sein).

Über den Hecht wird folgendes berichtet: „In der Müritz findet man diese Fische in seltener Größe und Schwere bis zu 45 ja 50 Pfund. Wie weit die Raublust dieser Tiere geht, davon hat der Fischer Heinrich Holldorf ein Beispiel am 30. April 1835 erlebt, der an der Insel „Schwerin" einen Hecht gefunden hat von gegen 34 Pfund Schwere, der einen andern Hecht von 24 Pfund halb verschlungen hatte und, weil er ihn nicht hatte überschlucken können und auch nicht wieder auszuspeien vermochte, erstickt war. Der genannte Holldorf hat selbst einen Hecht von 42 Pfund gepuppt und in Vipperow sollen die Fischer einen von 50 Pfund gepuppt haben; andere haben sie zu 43—45 Pfund gefangen. Im Netz wird ein so großer Hecht sehr selten gefangen; sobald er das Herannahen des Zugnetzes bemerkt, macht er sich aus dem Staube, und ist er bereits umschlossen, so sucht er zunächst unter dem Netz durchzuschwimmen, will ihm dies auch nicht gelingen, so steigt er nach der Oberfläche, geht nahe an die Flügel des Netzes und schnellt aus dem Wasser über die Flügel des Netzes hinweg. Ja, es ist 1823 vorgekommen, daß ein Hecht von über 16 Pfund Schwere über einen Fischerkahn springen wollte und den Fischer

Frenz vor die Brust stieß und in den Kahn fiel."

Der Kampf eines Fischadlers mit einem Hecht wird folgendermaßen geschildert:

„Am 3. August 1830 fuhren die Ludorfer Fischer nachmittags gegen 7 Uhr von ihrer Hütte hinter dem Steinhorn ab, um die Nacht über zu fischen. Der Tag war heiß gewesen und die Luft noch schwül, ein Gewitter schien im Anzuge zu sein. Kein Luftzug regte sich, und die Oberfläche der Müritz war spiegelglatt. Kaum waren die Fischer vom Ufer abgestoßen, als sie in einer Entfernung von fast ¼ Meile in einer Höhe von 200 bis 300 Fuß über der Müritz einen ziemlich großen Adler schweben sahen. Plötzlich stürzte der Adler aus seiner Höhe herab auf das Wasser und tauchte unter; kam aber sogleich wieder hervor, ohne sich über das Wasser zu erheben, vielmehr schlug er heftig mit den Flügeln und wurde wohl 20—30 Fuß auf der Oberfläche fortgezogen. Endlich tauchte der Adler wieder unter, kam aber nach einiger Zeit zum zweiten Male hervor, ward wieder einige 30 Fuß fortgerissen, flatterte matter und matter, tauchte unter und kam hervor, bis er endlich mit ausgebreiteten Flügeln auf der Oberfläche des Sees schwamm, sich leiser und leiser rührend und von der Stelle bewegend. Die Fischer, welche diesem Schauspiele fortwährend zugesehen hatten und nach der Stelle, wo sich dasselbe zugetragen, hingefahren waren, fanden, daß der Adler seine Krallen in die Seiten eines Hechtes von 32 Pfund Schwere so tief eingeschlagen hatte, daß er dieselben nicht wieder lösen konnte. Den Hecht zu heben, war dem Adler unmöglich gewesen. Der Fisch hatte ihn vielmehr öfter in die Tiefe gezogen und so ertränkt. Aber auch der Hecht, der mit seinem Blute das Wasser gefärbt hatte, war dem Tode nahe, denn die Wunden waren zu tief. Der Adler maß mit ausgebreiteten Flügeln fast 7 Fuß."

Vom Wels wird berichtet: „Welse von 80—100 Pfund wurden vor 50 Jahren häufiger gefangen, besonders in der Wünnow, wo ihnen der weiche Modergrund zusagt. Der Fischer Andreas Stoph. Kraatz hatte um 1852 zuweilen drei große Welse an langen Leinen, welche er den Fischen durch das Maul gezogen hatte, in der „Silberkuhl" wochen- und monatelang schwimmen, bis zahlreiche Liebhaber sich fanden und er einen schlachtete und das Pfund für 2 Schillinge verkaufte. Wenn man die Welse aus dem Wasser ziehen wollte, so mußte der Kahn mit drei Mann besetzt werden, weil sich der Fisch sträubte und den Kahn samt den Insassen leicht fortzog. Der letzte größere Wels von 84 Pfund wurde 1854 gefangen. Jetzt ist der Fisch seltener geworden oder wird seltener gefangen. Während man früher jährlich drei im Netze hatte und zwar in den Monaten Juni, Juli, August, so erhaschte man seit 1865 alle drei Jahre einen, und zwar von höchstens 30 Pfund. Die Röbelschen Fischer haben in der Außenmüritz nie einen Wels gefangen, sondern nur in der Wünnow und in der Ludorfer Lang. Am 10. Mai 1865 wurde ein Wels von 18 Pfund und 4 Fuß Länge in der „Schwerinschen Kuhle" in Reusen gefangen."

Vom Brachsen heißt es: „Der Brachsen lebt wie alle Weißfische auch in der Müritz in Gesellschaft. Die Zahl derselben ist sehr groß, doch läßt er sich selten sehen und noch seltener fangen, weil er durch das geringste Geräusch verscheucht wird und sofort in die Tiefen steigt, wohin man ihm mit den Netzen nicht folgen kann. Dazu haben dieselben in der Müritz ein so großes Terrain, daß man ihn nicht in die Enge treiben und mit Netzen umspannen kann. In den warmen Sommermonaten, an windstillen Tagen, zeigt er sich gerne an der Oberfläche, und es haben die Fischer zuweilen Stellen von 16—18 000 Quadratruten groß, und zwar in der Sietower-Lang, gleich hinter dem Nitschow, seinerzeit angefüllt mit den Tieren gesehen; aber als sie ihre Netze auswarfen und aufzogen, hatten sie nur zwei gefangen. In der großen Außen-Müritz ist seit Jahrhunderten kein reicher Brachsenfang mehr gemacht, auch nicht im Winter während der Eisfischerei. Nur höchst selten werden ein, zwei oder drei Stück in einem Zuge gefangen. In der Laichzeit, in den Monaten Mai und Juni, fängt man sie in Reusen in der Schwere von 3—6, höchstens 10 Pfund. Der schwerste Brachsen, der in der Müritz gefangen ist, hat 18 Pfund gewogen. Vor 58 Jahren (1807) hat der Fischer Andreas Stoph. Kraatz in einem Zuge am „Großen-

Schwerin" einen sehr großen Brachsenfang gemacht (für welchen derselbe 100 Taler eingenommen hat)."

Vom Aal erfahren wir: „Aale findet man in der Müritz in zahlreicher Menge und Schwere überall, wo der Untergrund moddig ist, z. B. in der Wünnow, um den Potthof, in der Sietower Lang usw. Vom Mai bis zum Oktober läßt er sich nur fangen, und zwar an Angeln und in Zugnetzen. Als Köder gebraucht man Taumaden (Regenwürmer) oder Uckeley oder Gründlinge. Der stärkste Fang, den die hiesigen Fischer mit der Wade gemacht haben, waren 75 Stück im Jahre 1854, und mit Angeln sind Fänge von 150 Stück vorgekommen. Die Schwersten wogen 6 Pfund und die Leichtesten ½ Pfund."

Von den heute noch lebenden Fischern und Anglern hat der älteste, der Fischermeister Johann Ihde, folgende bemerkenswerte Fänge gemacht. Der schwerste Hecht, den er mit der Wade gefangen hat, wog 36 Pfund; 1875 hat er in der Zähner-Lang mit der Wade einen Wels von 80—90 Pfund gefangen. Da derselbe nicht sofort zu verkaufen war, wurde er längere Zeit in einen Fischbehälter, der hinter der St. Marienkirche stand, eingesetzt. Täglich kamen viele Schaulustige aus ganz Röbel, die den großen Wels sehen wollten. Ganz vereinzelt hat er noch kleinere Welse von 5—6 Pfund in der Schwerinschen Kuhle in Reusen gefangen. Um 1880 hat er bei dem Fischereipächter Holldorf in der Höhe von Sembzin in einem Wadenzuge 360 Zentner Plötze und in dem nächsten Zuge 150 Zentner gefangen. Sein Sohn, der Fischereipächter Johann Ihde, ist dabei gewesen, als die Warener Fischer auf Ludorfer Wasser im Jahre 1907 ca. 100 Zentner Brachsen gefangen haben. Der schwerste Hecht, den Fischermeister Fritz Vick zusammen mit dem Fischereipächter Johann Ihde am Fündling gepuppt hat, wog 35 Pfund. Welse von 3—5 Pfund hat der Fischermeister Fritz Vick in den letzten Jahren vereinzelt in der Wünnow in Reusen gefangen, und sein verstorbener Vater, der Ackerbürger Wilhelm Vick, hat ca. 1875 an einem Tage zwei Welse, einen von 33 und einen von 25 Pfund in der Höhe von Böck am Aalschnur gefangen. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß Fritz Vick mehrmals einen weißen Schlei in der Reuse gefangen hat. Der Schiffer Heinrich Junker hat 1876 einen Wels von 32 Pfund in Höhe des Schwerin am Aalschnur gefangen und sein Sohn Albert in derselben Gegend einen von 21 Pfund. Der Vater von dem Erstgenannten führte den Namen „Borskönig", und er soll nicht mit Unrecht so genannt worden sein. Fänge mit der Schottangel von einem halben Zentner und mehr waren bei ihm keine Seltenheit. Ein schon längere Zeit verstorbener Theodor Runge soll, wie von verschiedenen Seiten bestätigt wird, 1875 einen Hecht von 45 Pfund in der Nähe des Einflusses des Pferdebachs gepuppt haben. Ein Künstler auf dem Gebiet der Angelei ist der Altstädter Friedhofswärter Karl Jahn. Er ist mit der Müritz eng verwachsen, und trotz seines hohen Alters zieht es ihn immer wieder hinaus. Wenn der Fisch bei keinem Angler in seiner Nähe beißt, bei ihm beißt er immer noch, und es ist häufig vorgekommen, daß Maaten in demselben Kahn wenig bekamen, ja manchmal noch gar keinen gefühlt hatten, während er die Barsche immer so herauszog. Erwähnt soll noch werden, daß die Warener Fischer 1911 am Krummen-Berg 180 Zentner große Barsche gefangen haben.

Der Sander ist in den Jahren 1870 bis 1880 noch häufig mit der Wade gefangen worden, während er heute vollkommen aus der Müritz verschwunden zu sein scheint. 1906 hat der Fischermeister Vick den letzten am Aalschnur gefangen. Die Warener Fischer haben gelegentlich erzählt, daß die Sander in der Müritz aus dem Wanker-See stammen, aus dem sie bei Hochwasser ausgebrochen seien. Der Wanker-See hat trübes gelbliches Wasser, das dem Sander besonders zusagen soll, während ihm das klare Wasser der Müritz nicht zu behagen scheint.

Von der Beutegier des Hechtes haben der Ackerbürger Friedrich Jakobs, der Ackerbürger Friedrich Kraatz (im Weltkriege fürs Vaterland gefallen) und der Schiffer Albert Junker einen Fall erlebt. Beim Puppen fingen sie einen Hecht von 7 Pfund und machten denselben, damit er leben bleiben sollte, an der Angel fest. Nach einer Zeit bemerkte Friedrich Kraatz, daß ein schwerer Hecht den an der Schnur befindlichen angegriffen und sich an ihm festgebissen hatte;

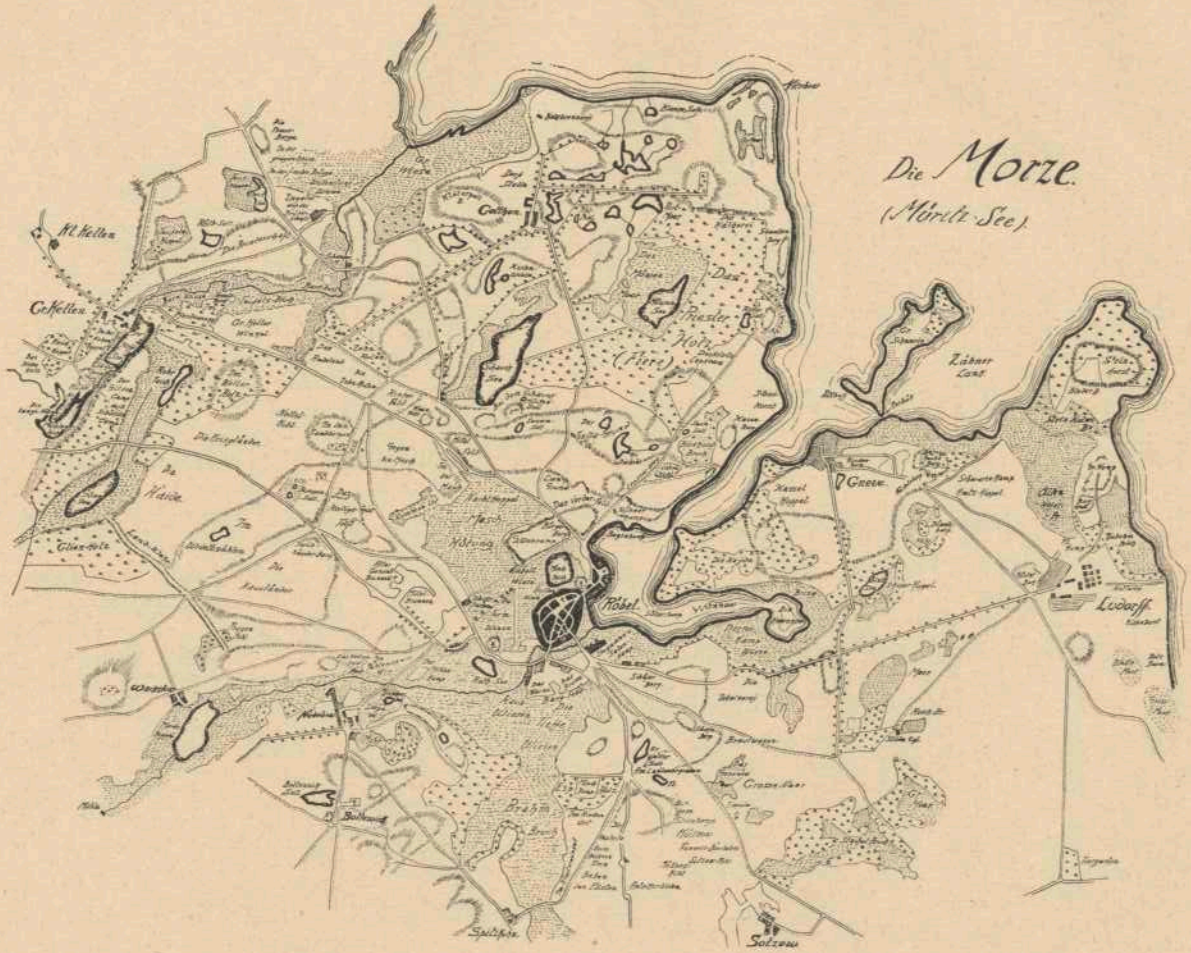
leider ist es ihm nicht gelungen, den Fisch aus dem Wasser zu ziehen.

Daß der Hecht, wenn es keine andere Möglichkeit zum Entweichen mehr für ihn gibt, versucht, über den Kahn zu springen, wird durch den alten Fischermeister Johann Ihde ebenfalls bestätigt; er hat erlebt, daß beim Aufnehmen der Wade am Steinhorn ein Hecht über den Kahn zu springen versuchte, er schnellte dem Fischer Fritz Karsten mit solcher Gewalt gegen die Brust, daß derselbe lang im Kahn hinfiel.

Aus all diesem ist zu ersehen, daß der Fischreichtum der Müritz von Jahr zu Jahr abgenommen hat; größere Fänge sind in den letzten Jahrzehnten nicht mehr vorgekommen. Trotzdem nun für den Angler wenig Aussicht auf Beute vorhanden ist, treibt die alte von den Vätern ererbte Leidenschaft uns immer wieder hinaus. Es ist aber nicht nur die Freude an dem Fischfang allein, sondern auch die Freude an der großen freien Gottesnatur, die uns da draußen umgibt, wo wir die Mühen und Sorgen des Alltags vergessen. Wie herrlich, wenn man an einem Sommermorgen in aller Frühe mit dem am Tage vorher sorgfältig gepackten Rucksack den Kahn besteigt. Die Fläche der Binnenmüritz ist spiegelblank, hin und wieder leicht bewegt durch Wassergeflügel. Die Ruhe hier draußen, der Anblick der in leichtem Nebeldunst noch ruhenden Altstadt, deren malerischen St. Marienkirchturm die ersten Sonnenstrahlen treffen, verfehlen auf den Naturfreund ihren Eindruck nicht; nach einem Augenblick stillen Betrachtens wird schnell alles Nötige in den Kahn verladen, und dann lassen die gleichmäßigen Ruderschläge denselben schnell dahingleiten und die Lungen saugen begierig die würzige staubfreie Wasserluft ein. Nachdem der erste Ecken durchfahren ist, sieht man vor sich die Halbinsel „Schwerin" liegen, auf der im Sommer immer eine große Viehherde weidet. Sieht man vom ersten Ecken aus die Tiergestalten auf dem „Schwerin" natürlich, d. h. nach der Entfernung klein, dann soll es windstill bleiben; sind die Tiergestalten jedoch riesengroß (unnatürlich), so soll es Wind und Unwetter geben. Eine leichte Morgenbrise wird ausgenutzt, sie fängt sich in zwei schnell aufgestellten Segeln, und so ist den Insassen noch mehr Gelegenheit gegeben, zu beobachten und sich der Natur zu freuen.

Da der Fisch in der Müritz nicht überall zu finden ist, sondern gewisse Stellen, besonders steil ansteigende Berge im Wasser bevorzugt, diese Stellen aber auch dauernd wechselt, so ist, um überhaupt Aussicht auf Fang zu haben, Voraussetzung, daß je zwei Richtpunkte auf dem Lande in eine gerade Linie gebracht werden. Diese Merkmale haben sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und sind noch heute den meisten Anglern bekannt. Auf einen dieser Berge wird jetzt zugesteuert; nachdem durch Loten festgestellt ist, daß der Kahn sich an der richtigen Stelle befindet, wird die Angel hoffnungs- und erwartungsvoll auf den Grund gelassen. Bleiben alle angewandten Künste erfolglos, so wird ein anderer Berg aufgesucht usw. Solange es noch hell ist, gibt ein richtiger Angler die Hoffnung auf Fang nicht auf. Naht dann der Abend und es ist nichts gefangen, so kann dieses die Freude an dem herrlich verlebten Tag nicht trüben. Denn der waidgerechte Angler vergleicht sich mit Recht mit dem waidgerechten Jäger. Während der Waidmann nicht ins Revier geht, um nur zu schießen, so treibt auch den waidgerechten Angler nicht die Beutegier aufs Wasser.

Beim Durchfahren des Ersten Ecken sieht man in den am Wasser gelegenen Häusern schon hier und da ein Licht brennen. Beim Anlegen des Kahns sammeln sich Neugierige, die die erhaschte Beute sehen wollen. „Na, hett'n bet'n lohnt?" fragt einer. „Kannst Du swigen?" fragt der andere. „Na, dat weißt doch woll," sagt der Erste halb beleidigt, worauf letzterer entgegnet — „Jck ok!"


Die Morze.
(Müritz See)
Röbel
Ludorff
Grave
Zäher Lank
Specken
Solzow

In den Altstädter Pfarrakten finden sich kurze Aufzeichnungen des Praepositus Passow, der von 1836 bis 1880 Prediger an der Marienkirche war, über die Vogelwelt seines Kirchspiels nebst Umgebung. Diesen Notizen liegt ein systematisches Verzeichnis der Röbeler Fauna und Flora von unbekannter Hand an.

Praepositus Passow schreibt:

„I. Raubvögel.

Von den Habichten finden sich der Taubenhabicht und der Sperber auf dem Steinhorn, bei Zielow und an der jenseitigen Seite bei Rechlin, Boek, Speck und am Warener Ufer usw. Von den Weihen trifft man die Wiesenweihe und die Rohrweihe in der Wünnow, am Schwerin, bei Vipperow usw. recht häufig. Seltener sind die Adler, von denen der Fischadler kaum jährlich in vier Exemplaren zu sehen ist und der Seeadler nur dann und wann sich zeigt."

In dem Verzeichnis sind an Raubvögeln aufgeführt 1) Seeadler, nistet im Steinhorn, bei Buchholz etc., 2) Fischadler, bei Speck und Boek häufig, 3) Roter Milan, 4) Schwarzbrauner Milan, 5) Rohrweihe, 6) Wiesenweihe, 7) Uhu im Steinhorn, 8) Sumpfohreule.

Von den hier genannten Vögeln ist der Uhu verschwunden. In den ersten Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts ist das letzte Brutpaar Mecklenburgs in der Specker Forst abgeschossen worden. Der Seeadler horstet zwar nicht mehr im Steinhorn und bei Buchholz, wohl aber in Boek. Die übrigen, von den beiden Gewährsmännern genannten Raubvögel sind auch jetzt noch anzutreffen, der rote Milan, auch Gabelweihe genannt, allerdings sehr selten. Auffälligerweise haben beide die häufigsten aller Raubvögel: den Mäusebussard und den Turmfalken nicht erwähnt, ebenso wenig den im Winter so gewöhnlichen Rauhfußbussard. Auch der Wanderfalk, der Baumfalk, im Winter der Merlinfalk, die Kornweihe sind regelmäßig vorkommende Tagraubvögel. Von den Räubern der Nacht hält sich der Waldkauz stets in der Stadt Röbel, und zwar in den hohen Bäumen, welche die Marienkirche umgeben, und auf dem alten Friedhof an der Bahnhofstraße auf, erfreut den Kenner und erschreckt den Unwissenden durch seinen laut heulenden Paarungsruf Huh huh huh huh huh. In das nächtliche, dem Abergläubischen so unheimliche kuit kuit teilt sich der Waldkauz mit dem zierlichen kleinen Steinkauz. In allen Wäldern der Umgebung ist die Waldohreule anzutreffen, von dem Wissenden durch das eintönige wumb wumb wumb festgestellt. Auch die wunderhübsche Schleiereule mit der widerlich kreischenden Stimme bewohnt die Scheunen der Röbeler Ackerbürger.

Praepositus Passow fährt fort:

„II. Waldschreier.

Raben kommen höchst selten vor, desto häufiger die schwarze gewöhnliche Krähe, die Rabenkrähe und in den letzten Jahren auch die Saatkrähe und die Dohle und die Elster; außerdem mehrere Spechtarten, der Kukuk und auf dem Steinhorn der Pirol (Goldamsel, Golddrossel, Pfingstvogel)."

Das Verzeichnis nennt nur den Eisvogel.

Der Rabe ist als Brutvogel in Mecklenburg ausgestorben, er soll hin und wieder im Winter durch Mecklenburg streichen, ich habe ihn in den elf Jahren meines Aufenthaltes in Röbel niemals gesehen. Die Rabenkrähe, welche Passow als die häufigste Krähe bezeichnet, kommt einzeln im Winter vor, brütet aber niemals hier. Die östliche Grenze ihres Brutgebietes ist der Westen Mecklenburgs, über Schwerin geht sie nicht hinaus. Sie wird bei uns ersetzt durch die Nebelkrähe, welche Passow überhaupt nicht erwähnt. Sollte tatsächlich die eine Krähenart die andere in den letzten Jahrzehnten verdrängt haben? Saatkrähe, Dohle, Elster, Kuckuck, Pirol sind auch jetzt noch häufig, letzterer, auch Vogel Bülow genannt, bewohnt den Friedhof an der Bahnhofstraße. Ferner sind regelmäßig anzutreffen Eichelhäher, Schwarzspecht, Grünspecht, Großer Buntspecht. Mittlerer und Kleiner Buntspecht sind seltener, ebenso der Wendehals; den Wiedehopf habe ich bei Röbel nicht mehr gesehen. Die Blauracke soll noch bei Boek und Speck vorkommen.

Passow schreibt:

„III. Schwimmvögel.

Die gewöhnliche wilde Ente, die Löffelente und die Baumente sind nach der Größe der Müritz seltener, als man voraussetzen sollte. Am liebsten und häufigsten halten sie sich bei Vipperow, Vietzen, Rechlin auf; auf der Wünnow und am Schwerin sind sie dann und wann auch in Zügen von zwanzig und dreißig.

Gänse und Schwäne zeigen sich jährlich auf dem Schwerin im Herbste, gewöhnlich nur in wenigen Exemplaren und auf kurze Zeit, doch gibt es auch Jahre, wo Gänse in größeren Scharen angetroffen werden.

Von den gemeinen Tauchern findet man im Herbste auf der Außenmüritz zuweilen Hunderte auf einem kleinen Raume an den flachen Stellen, wo sie kleine Fische jagen. Ganze Scharen von Fischen zusammen zu treiben, namentlich Plötze, wie sie dies Geschäft auf kleineren Seen ausüben, und sie so zu ängstigen, daß die Fische auf das Land springen, können die Taucher auf der Müritz nicht, da die Fische immer Raum behalten, zwischen ihnen durchzugehen oder an den Seiten abzubiegen.

Der Haubentaucher wird im Herbste von Jagdliebhabern seines Felles wegen stark verfolgt, doch werden höchstens zwanzig Stück erlegt.

Von den Möven gibt es zwei Arten, die große und die kleine, doch ist die erstere häufiger. Im Herbste von Michaelis bis in die Mitte des Novembers oft, wo die Barsche jagen, sammeln sie sich zu vielen Hunderten an den Stellen, an denen diese Fische jagen, um die von den Barschen ausgespienen toten Fische aufzulesen. Dies Versammeln der Möven nennt man eine „Mövenjagd" und sie dient den Anglern als Führer zu den Stellen, wo die Barsche mit der Schottangel zu fangen sind."

Das Verzeichnis führt auf: „Schwarzes Wasserhuhn, Grünfüßiges Teichhuhn, Höckerschwan, Stockente, Krickente, Spitzente, Mittelente, Knäckente, Moorente, Kolbenente, seltener; Reiherente, Lachmöve, Graue Möve, Dreizehige Möve, Silbermöve, Gemeine Seeschwalbe, Schwarze Seeschwalbe, Scharbe, war früher bei Boek häufig, ist aber bei mehreren Jahren nicht wieder gesehen."

Die „gewöhnliche wilde Ente" Passows ist die Stockente des Verzeichnisses; sie ist auch heute noch die häufigste Ente, denn aus ihr bestehen neun Zehntel der Beute aller Entenjagden. Die Löffelente, deren Männchen durch seine Farbenpracht auffällt, kommt, wenn auch nicht gerade häufig, so doch überall vor. Die Baumente Passows, der in hohlen Bäumen brütende Gänsesäger ist regelmäßiger, aber ziemlich seltener Brutvogel, im Winter dagegen häufig. Der mittlere oder Schopfsäger brütet einzeln an der Müritz, zahlreicher auf den Inseln der Seen in der Umgebung der Stadt Schwerin. Der Zwergsäger ist häufiger Wintergast. Die im Verzeichnis genannten Enten: Spitzente = Spießente, Mittelente = Schnatterente, Knäckente und Reiherente sind heute Brutvögel der Müritz, die letzte in großer Zahl. Die Krickente ist auf dem Herbst- und Frühjahrszuge häufig, in der Brutzeit habe ich sie bei Röbel nie gefunden. Die Moorente habe ich seit 30 Jahren vergeblich in Mecklenburg gesucht; ich vermute, daß sie einzeln an der Müritz brütet. Die Kolbenente ist Brutvogel auf dem Krakower See und den Karpfenteichen in der Lewitz; auf der Müritz habe ich sie nie bemerkt, andere aber wollen sie gesehen haben. Die Tafelente, von den Jägern Brandente genannt, ist nach der Stockente und der Reiherente die häufigste Brutente der Müritz, wird jedoch von beiden Gewährsmännern nicht erwähnt. Hat sie sich erst später eingebürgert? Die Schellente ist nach der Reiherente der häufigste Wintergast auf der Müritz, ihr Brüten auf den Seen südlich der Müritz ist seit etwa 20 Jahren bekannt; während der Brutzeit habe ich sie einzeln auf der Müritz, in größerer Zahl auf dem Nebelsee bei Krümmel gesehen.

Gänse und Schwäne kennt Passow nur auf dem Herbstzug; im Verzeichnis fehlen sie. Die Saatgans überwintert, wie überall in Mecklenburg, so auch im Müritzgebiet alljährlich in großen Scharen. Sie kommt im Oktober und zieht im Februar-März wieder nach Norden. Die größere Graugans mit rötlich gelbem, nicht schwarz gefleckten Schnabel dagegen brütet hier in großen Kolonien. Ebenso ist der Höckerschwan (roter Schnabel mit

schwarzem Höcker) auf allen geeigneten Gewässern Brutvogel, bleibt auch im Winter hier, solange offenes Wasser ist. Neben ihm überwintert der nordische Singschwan, dessen Schnabel gelb ist und keinen Höcker trägt.

Der „gemeine Taucher" Passows, der Haubentaucher oder Langhals ist der häufigste Taucher der Müritz; auf der Wünnow, der Binnenmüritz, dem Mönchteich und anderen kleineren Gewässern wird er von dem Rothalstaucher an Zahl erreicht. Dieser fällt im Frühjahr durch seinen eigenartigen Paarungsruf auf, der entfernte Ähnlichkeit mit dem Wiehern eines Pferdes hat. Schwarzhalstaucher und Zwergtaucher fehlen auf der Müritz nicht; sie werden wegen ihrer versteckten Lebensweise aber wenig bemerkt. Einen Meertaucher habe ich im Winter einmal auf der Müritz gesehen, die Art aber wegen Schneesturmes nicht bestimmen können.

Die „große Möve" Passows ist die Lachmöve, deren Vorderkopf im Sommer dunkelbraun, im Winter weiß bis auf einen schwärzlichen Fleck in der Ohrgegend ist. Sie brütet in großen Kolonien auf versumpften Gewässern. Mit der „kleinen Möve" kann Passow nur die Flußseeschwalbe meinen (weißer Kopf mit schwarzer Platte, tief gegabelter Schwanz), welche fast ebenso häufig wie die Lachmöve ist und auch in Kolonien — wenn sie es haben kann, auf kleinen Inseln mit trockenem Boden — brütet. Im Verzeichnis sind noch aufgezählt: graue Möve, dreizehige Möve, Silbermöve und schwarze Seeschwalbe. Die drei erstgenannten Möven sind ausschließlich Meeresbrüter und deshalb bei uns nur Wintergäste. Die schwarze Seeschwalbe dagegen nistet in Kolonien an denselben Örtlichkeiten wie die Lachmöve und meistens mit ihr zusammen.

Die Scharbe oder der Kormoran hat sich 1924 einige Tage auf einem See bei Schwarz gezeigt; sonst ist sie verschwunden.

Passow fährt fort:

IV. Sumpfvögel.

Vor 30 Jahren nisteten die Fischreiher auf dem Steinhorn in solcher Zahl, daß sie dem Wachstum der Buchen höchst schädlich wurden, seitdem haben sie sich mehr aus der hiesigen Gegend fortgezogen und man sieht sie nur in einzelnen Exemplaren an dem Ufer der Müritz herumwandern, um ihren Fraß zu suchen. Störche, Kraniche, Kiebitze, Schnepfen — Kronschnepfe, Bekassine — Wasserhühner fehlen nicht, und selbst die Rohrdommel, welche schon ein höchst seltener Vogel in unserm Mecklenburg ist, läßt sich noch alle Jahre in der Wünnow und bei Vipperow hören."

Das Verzeichnis nennt: Kranich, Goldregenpfeifer, Kiebitz, große Schnepfe, Moorschnepfe, Bekassine, Kampfhahn, kleiner Strandläufer, veränderlicher Strandläufer, Krummschnabel, schwarzer Storch hin und wieder, Fischreiher, Rohrdommel, Zwergreiher.

Der Fischreiher horstet bekanntlich kolonieweise; mir sind zwei Brutkolonien südlich der Müritz bekannt. Der weiße Storch ist in den letzten 25 Jahren auf ein Viertel seines früheren Bestandes zurückgegangen, hat sich aber in letzter Zeit wieder etwas vermehrt. Das Nest in der Stadt Röbel wird alljährlich bezogen. Der schwarze Storch ist verschwunden. Der Kranich brütet bei Wredenhagen. Der Kiebitz soll an Zahl sehr abgenommen haben, er ist aber immer noch der häufigste Sumpfvogel. Der Große Brachvogel, von den Jägern Kronschnepfe genannt, brütet auf mehreren ausgedehnten Wiesenflächen, z. B. bei Wredenhagen; im Sommer zieht er von seinen Brutstätten im Binnenlande an die Meeresküste. Auf dem Wege dahin sieht man ihn überall bei uns und hört, besonders nachts, seinen melodischen, laut flötenden Ruf. Die Bekassine oder Himmelsziege ist gemein; ihr Meckern ertönt im Frühjahr auf jeder feuchten Wiese. Ich vermute, daß die beiden anderen Bekassinenarten, im Verzeichnis „große Schnepfe" und „Moorschnepfe" genannt, einzeln bei uns brüten, habe sie jedoch in der Brutzeit nicht gesehen. Der Kampfhahn oder Kampfläufer, eine in Deutschland recht seltene Erscheinung, hat im Müritzgebiet mehrere Brutorte, an denen man die eigenartigen Kampfspiele der bunten Männchen beobachten kann. Der Goldregenpfeifer, von den Jägern Brachvogel genannt, wird gelegentlich der Hühnerjagd in großen Flügen auf Stoppel- und Sturzacker angetroffen, brütet aber nicht bei uns. Der

Halsbandregenpfeifer wird von den beiden Gewährsmännern nicht erwähnt. Er ist der häufigste Vogel der Meeresküste, kommt aber bei uns nicht nur auf dem Zuge vor, sondern ist auch — eine naturwissenschaftliche Seltenheit — regelmäßiger Brutvogel. Offenbar hat er sich an der Müritz erst in den letzten Jahrzehnten eingewöhnt, denn sonst würde sein Brüten wohl in der Fachliteratur erwähnt sein. Den Flußregenpfeifer habe ich bisher nicht bemerkt. Dagegen sah ich im Frühjahr 1915 einen Austernfischer, den Charaktervogel der Ost- und Nordseeküste, an der Müritz. Der Triel oder Dickfuß brütet einzeln in der Röbeler Umgegend. Die Waldschnepfe zieht im Frühjahr und Herbst durch unser Gebiet; sie überwintert und brütet vereinzelt hier. Die durch Stimme, Färbung und Größe auffallende schwarzschwänzige Uferschnepfe brütet in einigen Paaren an der Müritz; sie ist in den letzten Jahrzehnten eingewandert. Von den Wasserläufern ist die Gambette, auch Rotschenkel genannt, der nach dem Kiebitz häufigste Sumpfvogel. Es ist auffallend, daß er weder von Passow noch im Verzeichnis erwähnt wird. Von den andern Arten habe ich nur einmal den Bruchwasserläufer gesehen. Der Flußuferläufer ist zur Zugzeit häufig; während der Brutzeit habe ich ihn nicht bemerkt. Der Zwergstrandläufer — der „kleine Strandläufer" des Verzeichnisses — ist ebenso wie der bogenschnäblige Strandläufer, im Verzeichnis Krummschnabel genannt, auf dem Zuge bei uns anzutreffen. Der Alpenstrandläufer, im Verzeichnis als „veränderlicher Strandläufer" bezeichnet, ist die einzige in Deutschland nistende Strandläuferart. Er brütet neben dem Halsbandregenpfeifer an der Müritz, während seine Brutstätten sonst nur in der Nähe der Meeresküste liegen.

Die Rohrdommel hat sich seit Passows Zeiten vermehrt; sie hält sich in fast jeder Rohrplagge auf, sofern diese nur groß und undurchdringlich ist. Die Zwergrohrdommel, der Zwergreiher des Verzeichnisses, ist im Müritzgebiet heimisch, wird aber wegen ihrer versteckten Lebensweise selten gesehen. Schließlich habe ich noch als Brutvögel das getüpfelte Sumpfhuhn, die Wasserralle und den Wiesenknarrer oder Wachtelkönig zu erwähnen.

Passow berichtet weiter:

„V. Hühnerartige Vögel.

Der große Trappe weidet im Herbste in Scharen von 40 bis 50 Stück auf den neben der Müritz gelegenen Rapsfeldern der Güter Ludorf und Solzow. Die Holztaube nistet in den Buchen des Steinhorns, und Wachtel schlagen auf den Feldern."

Im Verzeichnis wird nur die große Trappe aufgeführt.

Die Trappe hat sich bis heute bei uns behauptet. Die Hohltaube, von Passow Holztaube genannt, ist recht selten geworden, weil die Dohlen und Staare ihr die Nisthöhlen wegnehmen. Die Ringeltaube ist gemein, sie hat mehrfach auf dem Friedhof an der Bahnhofstraße gebrütet. Die Turteltaube ist ein seltener Brutvogel. Die Wachtel hat, wie überall in Deutschland, an Zahl sehr abgenommen, brütet aber immer noch vereinzelt bei uns. An ihre Stelle sind Rebhuhn und Fasan getreten. Das Birkhuhn bewohnt die größeren Moore.

Praepositus Passow schließt:

„VI. Singvögel.

Die Bachstelze bevölkert die Ufer der Müritz. Die Staare versammeln sich des Abends im Rohr an der Wünnow, bei Vipperow, Zierzow usw. in großen Scharen von vielen Tausenden, schwatzen noch eine Zeitlang mit einander und schlafen während des Geschwätzes ein. Mit Tagesanbruch wachen sie wieder auf und zerstreuen sich nach allen Seiten hin, sich Nahrung zu suchen, nachdem sie noch einige Zeit fröhlich der aufgehenden Sonne zugeflötet haben. In einzelnen Jahren ist die Menge derselben unermeßlich. Auf den Eichen des altröbelschen Kirchenplatzes singen sie, von der Wünnow kommend, ihr Morgenlied. Aufgescheucht zittert die Luft von ihrem Flügelschlage. Es ist zweifelhaft, ob in irgend einem Teile unseres Landes so große Scharen wie hier um Röbel angetroffen werden.

Jährlich im Anfange des Herbstes sammeln sich abendlich in dem Rohr am „Silberhoop" in der Wünnow Schwärme der kleinen Erd- oder Uferschwalbe, welche oberhalb graubraun, an der Kehle und am Unterleib weiß ist. Ihre Zahl beträgt gewiß viele Hunderttausende, denn wenn sie bei ent-

stehendem Geräusche auffliegen, so bilden sie eine ovale Kugel von siebzig bis achtzig Fuß im Durchmesser und halten sich die einzelnen so eng zusammen, daß sie sich mit den Flügeln berühren. Aber ihr Aufenthalt dauert wahrscheinlich nur eine Nacht. Am folgenden Tage von früh Morgens bis Nachmittags 4 Uhr kommen andere Wanderer aus nördlichen und nordöstlichen Gegenden, ziehen einzeln oder in Haufen von Hunderten, inspizieren die Örtlichkeit, scharen sich mehr und mehr zusammen, bis eine Stunde vor Sonnenuntergang der ganze Wanderzug vereint ist und im Rohr sein Nachtquartier aufschlägt. Aber wenn der Morgen dämmert, wird zum Aufbruch geblasen, um andern Zügen Platz zu machen. Nur einzelne wenige Tierchen bleiben den folgenden Tag noch hier, sei es, daß sie Quartiermacher sind, sei es, daß sie zu matt zur Weiterreise sich fühlen, weil sie als Nachzügler am Abend vorher so spät angekommen sind, daß sie Nahrung nicht mehr suchen und finden konnten. Nur solange diese Segler der Lüfte einzeln oder in Haufen von zehn bis zwanzig umherfliegen, haschen sie nach Insekten und zwitschern. Haben sie ihren nächtlichen Ruhesitz gefunden, so bleiben sie lautlos, und selbst aufgescheucht hört man nur das Rauschen der vielen Flügel, aber nicht die zarten feinen Töne der Kehle. Erst kurz vor dem Aufbruch beginnen die Führer die Schläfer zu wecken, die Zeit der Abreise und das Ziel des anbrechenden Tages zu bestimmen, und plötzlich erhebt sich das Heer und zieht von dannen und nur zehn bis dreißig bleiben von den Millionen zurück und nur Hunderte fliegen truppweise nach."

Das Verzeichnis zählt auf: „Weiße und gelbe Bachstelze, Wasseramsel, Teichrohrsänger, Sumpfrohrsänger, Seggenrohrsänger, Buschrohrsänger, Rohrsperling, Staar, Uferschwalbe."

Beide Gewährsmänner haben nur einen geringen Bruchteil der hier heimischen Singvögel aufgezählt. Da eine systematische Aufzeichnung aller in der Röbeler Gegend vorkommenden Arten den für die Arbeit verfügbaren Raum weit überschreiten würde, beschränke ich mich auf die Feststellung, daß die für das übrige Mecklenburg nachgewiesenen Singvögel auch hier gefunden werden. Auffällig ist es, daß in dem Verzeichnis die Wasseramsel ohne weitere Einschränkung neben einigen der häufigsten Vögel genannt ist, obwohl sie nur selten im Winter in der Nähe der Wassermühlen an schnellfließenden Wasserläufen angetroffen werden kann. Zum Schluß ist noch zu berichten, daß ich den in Mecklenburg sonst fehlenden schwarzkehligen Wiesenschmätzer am 7. Mai 1923 zwischen Retzow und Leppin beobachtet habe.

Seit langen Jahren galt Röbel als eine ruhige Stadt. Die Einwohner ernährten sich hauptsächlich von Ackerbau und Viehzucht. Der Ackerbürgerberuf war vorherrschend, da die Röbeler Feldmark mit ihren 2806 ha von allen mecklenburgischen Kleinstädten als eine der größten bezeichnet werden kann. Handwerker sind zwar auch zahlreich vertreten, jedoch größere Betriebe sind nicht zu verzeichnen. Von industriellen Unternehmungen ist eine Genossenschaftsmolkerei zu nennen, welche seit Ende der achtziger Jahre besteht und bis heute gut floriert. Auch ein Dampfsägewerk besteht seit 1887 und ist zurzeit das einzige Unternehmen auf diesem Gebiet. Eine größere Maschinenwerkstatt ist seit langen Jahren in gutem Betriebe. Schon seit Mitte der sechziger Jahre bietet auch eine Wollwarenfabrik vielen Einwohnern gute Arbeitsgelegenheit sowie auch Heimarbeit. Eine Kartoffelflockenfabrik, welche besonders für die Landwirte von hohem Nutzen ist, wurde im Jahre 1907 am Bahnhofe erbaut.

Die städtische Forst, welche hauptsächlich aus dem landschaftlich ungemein reizvollen, von Röbel vier Kilometer entfernten Glienholze besteht, umfaßt 386 ha. Ende der siebziger Jahre wurde dort neben der über 1000 Jahre alten Kroneiche ein Holzwärterhaus mit Wirtschaftsbetrieb errichtet, ein beliebter Ausflugsort.

Das Stadtbild hat im Laufe der letzten Jahrzehnte vorteilhafte Veränderungen erfahren. Das Amtsgerichtsgebäude, 1878 an der Bahnhofstraße erbaut, ist eine Zierde der Stadt. Bei dem Häuserbrand des Bäckermeisters Walter und des Tabakspinners Strecker am Pferdemarkt im Jahre 1886 wurden die beiden Fahnen der alten Röbeler Schützengilden ein Raub der Flammen; jedoch wurde der uralte Königsschmuck, der noch immer bei dem volkstümlichen Königsschuß getragen wird, damals unter Einsetzung von Lebensgefahr aus den brennenden Häusern durch den Uhrmachermeister A. Lott gerettet. An der Stelle der abgebrannten Häuser wurde das jetzige Reichspostgebäude errichtet, welches im Zentrum der Stadt für den Postverkehr eine sehr vorteilhafte Lage hat. Im Jahre 1893 wurde am Müritzufer die idyllische Gartenwirtschaft „Seeluft" erbaut und eine Promenade am Ufer entlang dorthin angelegt. Dies war der erste Schritt, den Fremdenverkehr Röbels zu fördern. — Am 12. Februar 1894 brach über Röbel sowie seine nächste Umgebung ein furchtbarer Windsturm aus, durch welchen von vielen Häusern die Dächer abgedeckt und in den umliegenden Wäldern Tausende von Bäumen umgeweht und entwurzelt wurden. Am 1. Mai 1899 wurde die Eisenbahnlinie Röbel-Ganzlin eröffnet und in Betrieb genommen. Außerdem bestand schon seit Ende der siebziger Jahre, durch Kapitän Kruse begründet und durch Krüger fortgesetzt, eine regelmäßige Dampfschiffverbindung zwischen Waren und Röbel während der Sommerzeit.

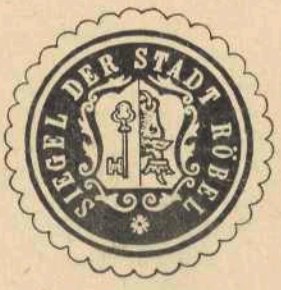
Am 30. Juni 1900 trat der bisherige Bürgermeister Geheime Hofrat Hermes in den wohlverdienten Ruhestand, und am folgenden Tage wurde Bürgermeister Hermann Warncke als Oberhaupt der Stadt Röbel eingesetzt. Derselbe fand ein großes Arbeitsfeld vor. Noch in demselben Jahre wurde am Rathause eine gründliche Renovierung vorgenommen; auch das alte Spritzenhaus, welches neben dem Rathause stand, wurde entfernt und dafür ein neues am Mönchteich errichtet. Das Rathaus erhielt einen Anbau, welcher als Wohnung für einen städtischen Beamten dient. 1901 ist das am Stadtgarten herrlich gelegene städtische Krankenhaus erbaut worden, wodurch der leidenden Menschheit eine Stätte der Genesung geschaffen ist. Im Jahre 1903 wurde das an der Bahnhofstraße gelegene Mädchenschulhaus erbaut, welches zur Verschönerung Röbels beiträgt; gleichzeitig wurde der öde Platz vor dem Stadtgarten in einen schön angelegten botanischen Garten umgewandelt. 1906 ist das imposante Amtsgebäude errichtet worden, welches mit seinen daneben-liegenden, bis an den romantischen Alten Friedhof reichenden Parkanlagen eine Zierde der Stadt darstellt. Die Neupflasterung der über zwei Kilometer langen Hauptstraße und der Heiligengeiststraße sowie die Kanalisierung der letzteren können als große Verbesserungen Röbels angesehen werden. Am 18. August

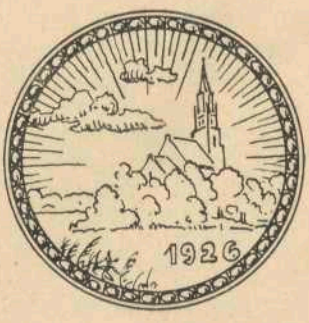
1909 wurden durch einen verheerenden Brand fünf Häuser und viele Stallungen eingeäschert. Durch diesen Brand wurde aber Platz geschaffen, sodaß die bisherige schmale Gasse in eine breite, jetzt den Namen Wiesenstraße führende Straße umgewandelt werden konnte. Durch diese Straße wurden die schönen Promenaden-Anlagen, welche die Stadt umgeben, besser erreichbar. Das Jahr 1912 brachte die Errichtung eines Wasserwerkes, dessen Wasserturm neben dem Altstädter Friedhof erbaut wurde und weithin sichtbar ist.

Während der Kriegsjahre 1914—18 waren die Einwohner Röbels alle bestrebt, sich gegenseitig zu unterstützen, so gut es ging. Die Inflationszeit hat auch vielen braven Einwohnern ihre Ersparnisse geraubt. Dabei ist zu erwähnen, daß der Vorschußverein in Liquidation kam, der 1861 von einer kleinen Schar angesehener Bürger unter Leitung des damaligen, um Röbel hochverdienten Advokaten Schondorf begründet war. Dieser Verein hat seit Beginn außerordentlich segensreich für die Röbeler Einwohnerschaft sowie auch für die umliegenden Ortschaften gewirkt; das Erliegen eines solchen Geldinstitutes ist darum tief zu bedauern. — Im Jahre 1925 wurde ein eigenes städtisches Elektrizitätswerk geschaffen, welches zwischen dem Gas- und Wasserwerk liegt, so daß die drei städtischen Werke beisammen vor dem Mühlentor ihren Platz haben. Durch die Anlegung der Mirowerstraße vor dem Hohen Tore sind dort schon recht viele Privathäuser entstanden. Auch die Bahnhofstraße bietet mit ihren meistens im Villenstil erbauten Häusern einen recht hübschen Anblick. An Schulen hat Röbel eine sechsklassige Bürgerschule, eine Privat-Knaben- und Mädchenschule und auch eine Kleinkinderschule. Die Privatschule ist im Jahre 1877 durch Carl Zimmer begründet; dieser ausgezeichnete Pädagoge hat mit hohem Idealismus und vielseitigem Wissen viele Generationen zu tüchtigen Männern herangebildet und ist um seiner hervorragenden Verdienste willen zum Ehrenbürger der Stadt ernannt.

Am 1. Juli 1925 konnte Bürgermeister Warncke sein fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum begehen. Bei dieser Gelegenheit wurde derselbe durch einen Fackelzug und ein Festessen geehrt und in dankbarer Anerkennung seiner Tätigkeit zum Ehrenbürger ernannt; auch wurde zu seinem dauernden Gedächtnis der obengenannte botanische Garten „Bürgermeister Warncke-Platz" benannt.

Anfangs des Jahres 1926 wurde von der Wallstraße bis zur Mönchteichstraße eine neue Verbindungspromenade hergestellt und somit eine neue Verschönerung der Stadt geschaffen. Zu allgemeinem Bedauern wurde am 1. April 1926 das bisherige Amt Röbel (früher Amt Wredenhagen), welches seit dem Jahre 1840 seinen Sitz in Röbel hatte, mit dem Amte Waren zusammengelegt und nach dorthin verlegt. Für die Stadt Röbel bedeutet das eine erhebliche Einbuße. Aber durch die herrliche Lage an dem größten Binnensee Deutschlands bietet die Stadt für alle Erholungsuchenden einen schönen freundlichen Sommeraufenthalt. Wir wollen hoffen, daß unser liebes Röbel auf allen Gebieten, insbesondere durch Fremdenverkehr, sich immer mehr entwickeln, blühen und gedeihen möge.





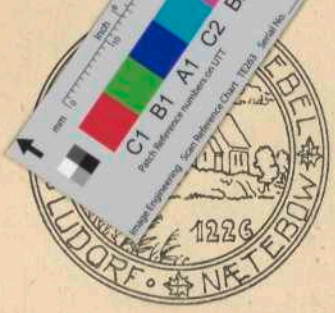
1909 wurden durch einen verheerenden Brand fünf Häuser und viele Stallungen eingeäschert. Durch diesen Brand wurde aber Platz geschaffen, sodaß die bisherige schmale Gasse in eine breite, jetzt den Namen Wiesenstraße führende Straße umgewandelt werden konnte. Durch diese Straße wurden die schönen Promenaden-Anlagen, welche die Stadt umgeben, besser erreichbar. Das Jahr 1912 brachte die Errichtung eines Wasserwerkes, dessen Wasserturm neben dem Altstädter Friedhof erbaut wurde und weithin sichtbar ist.

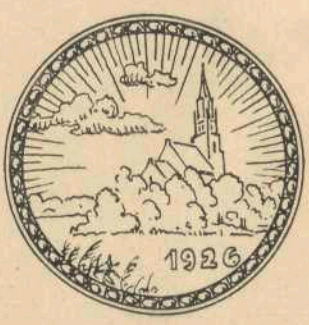
Während der Kriegsjahre 1914—18 waren die Einwohner Röbels alle bestrebt, sich gegenseitig zu unterstützen, so gut es ging. Die Inflationszeit hat auch vielen braven Einwohnern ihre Ersparnisse geraubt. Dabei ist zu erwähnen, daß der Vorschußverein in Liquidation kam, der 1861 von einer kleinen Schar angesehener Bürger unter Leitung des damaligen, um Röbel hochverdienten Advokaten Schondorf begründet war. Dieser Verein hat seit Beginn außerordentlich segensreich für die Röbeler Einwohnerschaft sowie auch für die umliegenden Ortschaften gewirkt; das Erliegen eines solchen Geldinstitutes ist darum tief bedauern. — Im Jahre 1925 wurde eigenes städtisches Elektrizitätswerk schaffen, welches zwischen dem Wasserwerk liegt, so daß die d schen Werke beisammen vor de tor ihren Platz haben. D legung der Mirowerstraße Tore sind dort schon r häuser entstanden. A straße bietet mit ihre stil erbauten Häuse Anblick. An S eine

sechsklassige Bürgerschule, eine Privat-Knaben- und Mädchenschule und auch eine Kleinkinderschule. Die Privatschule ist im Jahre 1877 durch Carl Zimmer begründet; dieser ausgezeichnete Pädagoge hat mit hohem Idealismus und vielseitigem Wissen viele Generationen zu tüchtigen Männern herangebildet und ist um seiner hervorragenden Verdienste willen zum Ehrenbürger der t er- nannt.

Am 1. Juli 1925 k meister Warncke sein jähriges Dienstjubiläum r Gelegenheit wurde ien Fackelzug und ein und in dankbarer An Tätigkeit zum Ehr ; auch wurde zu sei Gedächtnis der obeng he Garten „Bürgerm atz" benannt.

Anfa 926 wurde von der W Mönchteichstraße eine gspromenade hergef eine neue Verschönerg geschaffen. Zu allern wurde am 1. April erige Amt Röbel (früher hagen), welches seit dem seinen Sitz in Röbel hatte, Amte Waren zusammengelegt dorthin verlegt. Für die Stadt bedeutet das eine erhebliche Ein-. Aber durch die herrliche Lage am größten Binnensee Deutschlands bietet die Stadt für alle Erholungsuchenden einen schönen freundlichen Sommeraufenthalt. Wir wollen hoffen, daß unser liebes Röbel auf allen Gebieten, insbesondere durch Fremdenverkehr, sich immer mehr entwickeln, blühen und gedeihen möge.





UB Rostock